

Wissenschaftliche Karriere und Elternschaft

Eine Untersuchung zum Erleben des Elternseins bei
Professorinnen und Professoren

vorgelegt von

Brigitte Stiehler

als Dissertation zur Erlangung des Grades einer Doktorin
der Philosophie (Dr. phil.)

in der

Fakultät Rehabilitationswissenschaften
der Technischen Universität Dortmund

Dortmund

2012

Betreuer(in): Prof. Dr. Nitza Katz-Bernstein

Betreuer(in): Prof. Dr. Renate Schulz-Zander

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung und Überblick	5
1.1 Thematische Anknüpfungspunkte	6
1.2 Forschungsinteresse und Ziele	10
2. Theoretischer Bezugsrahmen zu Elternschaft und wissenschaftlicher Karriere	12
2.1 Elternschaft und Beruf im Wissenschaftsbetrieb	12
2.1.1 Die Situation von Frauen im Hochschulbereich	14
2.1.2 Elternschaft als neue Herausforderung	20
2.1.3 Entwicklungsaufgaben von Familien	21
2.1.3.1 Die Familiengründung	26
2.1.3.2 Familien mit Kleinkindern	30
2.1.3.3 Familien mit Schulkindern	31
2.1.3.4 Familien mit Jugendlichen	32
2.1.4 Partnerschaft und Elternschaft	32
2.1.5 Die unterschiedliche Situation von Müttern und Vätern	37
2.1.6 „Jedem das Seine“ – Elternschaft im Schatten traditioneller Rollenbilder	40
2.1.7 Zusammenfassung	44
2.2 Familie – Lebensform zwischen Verlässlichkeit und Unüberschaubarkeit	45
2.2.1 Familienmodelle – alte Muster in neuem Design?	46
2.2.2 Familienmodelle zwischen Tradition und Moderne	50
2.2.2.1 Ein-Elternteil-Familie	51
2.2.2.2 Stieffamilie	54
2.2.2.3 Die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien	57
2.2.2.4 Doppelkarrierepaare mit Kindern	60
2.2.2.5 Mobile Lebensformen	61
2.2.3 Familiäre Lebenswelten bei Professorinnen und Professoren	64
2.2.4 Zusammenfassung	66

2.3	Familie und Kindheit	67
2.3.1	Die Bedeutung der Eltern für die kindliche Entwicklung	68
2.3.2	Eltern als Interaktionspartner	69
2.3.2.1	Einflüsse nichtelterlicher Betreuung auf die Bindungsentwicklung	71
2.3.3	Eltern als Erzieher	75
2.3.4	Eltern als Arrangeure von Entwicklungsgelegenheiten	78
2.3.5	Zusammenfassung	80
2.4	Eltern als Bildungsträger	80
2.4.1	Soziale Herkunft und Bildungschancen von Kindern	81
2.4.2	Bildungsübergänge	84
2.4.3	Lesesozialisation im Elternhaus	88
2.4.4	Zusammenfassung	91
2.5	Fazit und Ausgangslage für die empirische Untersuchung	92
3.	Forschungsdesign – Durchführung, Methoden und Auswertung	94
3.1	Qualitative Sozialforschung	94
3.2	Auswahl der Methoden	95
3.2.1	Das problemzentrierte Interview	95
3.2.2	Lebenskurve	97
3.3	Beobachtungszeitraum und Stichprobe	99
3.4	Durchführung und Erhebung	102
3.4.1	Transkription	105
3.4.2	Datenauswertung	106
3.5	Analyse der Interviewdaten: Kategoriensystem und Kodierung	108
3.5.1	Typologie von Relevanzsystemen	110
3.6	Zusammenfassung	112

4. Ergebnisdarstellung	113
4.1 Erleben von Partnerschaft und Familienmodell	113
4.1.1 Traditionelles Familienmodell	115
4.1.2 Doppelkarrierepaare	120
4.1.3 Ein-Elternteil-Familie	125
4.1.4 Zusammenfassung	130
4.2 Anforderungssituation Kind und Alltagsbewältigung	131
4.2.1 Familiengründung	134
4.2.2 Familienerweiterung	137
4.2.3 Alltag mit Kindern	141
4.2.4 Familienbildung im Kontext der beruflichen Karriere	144
4.2.5 Die Etablierung eines familientauglichen Alltages	156
4.2.6 Zusammenfassung	164
4.3 Eltern als Bildungsträger	164
4.3.1 Merkmale der familialen Entwicklungs- und Lernumwelt	166
4.3.2 Merkmale der schulbezogenen Aktivitäten	171
4.3.3 Zusammenfassung	174
4.4 Karriere und Elternschaft	175
4.4.1 Der Einfluss des Lebens als Mutter bzw. Vater auf die wissenschaftliche Karriere	175
4.4.2 Die Umkehrung – wie sich der Beruf als Professorin bzw. Professor auf die Elternrolle auswirkt	179
4.4.3 Mutter- bzw. Vatersein im Hochschulalltag	186
4.4.4 Exkurs: Momente der Verletzlichkeit	189
4.4.5 Zusammenfassung	192
4.5 Handlungsstrategien	192
4.5.1 Strategie des Fokussierens	194
4.5.2 Strategie des Verzichts	196
4.5.3 Strategie der Gelassenheit	197

4.6	Elterliches Selbstverständnis und intervenierende Effekte	198
4.6.1	Strukturelle Ebene	198
4.6.2	Persönliche Ebene	199
4.6.3	Zusammenfassung	201
5.	Fazit	202
6.	Literatur	205

Tabellen- und Abbildungsverzeichnis

Anlage

„So kann Lebenskunst tatsächlich heissen, *sich ein schönes Leben zu machen*, im Sinne von: Das Leben bejahenswerter zu machen, und hierzu eine Arbeit an sich selbst, am eigenen Leben, am Leben mit Anderen und an den Verhältnissen, die dieses Leben bedingen, zu leisten, um zu einem *erfüllten Leben* beizutragen, das nicht nur aus Glücksmomenten besteht und aus dem die Widersprüche nicht ausgeschlossen, sondern bestenfalls zu einer spannungsreichen Harmonie zusammengespannt sind; es handelt sich nicht unbedingt um das, was man ein leichtes Leben nennt, eher um eines, das voller Schwierigkeiten ist, die zu bewältigen sind, voller Widerstände, Komplikationen, Entbehrungen, Konflikte, die ausgefochten oder ausgehalten werden:...” (SCHMID 2002: 231).

1. Einleitung und Überblick

Die Diskussion über Vereinbarkeit von Beruf und Elternschaft hat Hochkonjunktur. Auch für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Hochschulbereich stellt sich die Frage nach Vereinbarkeit von Elternschaft und akademischer Berufstätigkeit. „Eltern in der Wissenschaft sind rar und Kinder unsichtbar“, so wird die Situation an deutschen Hochschulen von METZ-GÖCKEL, MÖLLER und AUFERKORTE-MICHAELIS beschrieben (ebd. 2009: 13). Aus dieser Perspektive scheint ein an der Wissenschaft orientierter Lebensentwurf Elternschaft nicht vorzusehen. Der Weg zu einer Führungsposition an Hochschulen ist im Allgemeinen durch lange Qualifikationszeiten gekennzeichnet und setzt von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Zielstrebigkeit, Leistungsfähigkeit, Begabung und zeitliche Verfügbarkeit voraus. „Die Altersstreuung bei allen Statuspassagen ist durchgängig minimal, der sichere Weg zur Professur führt durch das Nadelöhr einer lückenlosen und zielorientierten Berufsbiographie“ (KRIMMER/STALLMANN/BEHR/ZIMMER 2004: 27). Entscheiden sich in der Wissenschaft Tätige für ein Leben mit Kind(ern), stehen sie vor der Aufgabe, ein vielgestaltetes und komplexes Lebensarrangement zu bewältigen, in dem sie gefordert sind, sowohl ihre berufliche Position als auch ihre Elternrolle kompetent auszufüllen. Da die Gruppe der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowohl in der Öffentlichkeit als auch in der wissenschaftlichen Literatur nur selten in ihrer Rolle als Mutter bzw. Vater wahrgenommen wird, legt die vorliegende Studie ihren Schwerpunkt auf den Bereich des Elterndaseins im Lebensentwurf „Professur mit Kind(ern)“.

1.1 Thematische Anknüpfungspunkte

Bisherige Untersuchungen, die sich mit der Lebenswelt von Müttern und Vätern in der Wissenschaft auseinandersetzen, erfassen z.B.

- Entwicklungsmodelle von weiblichen Führungs- und Karriereverläufen (MACHA u. Forschungsgruppe 2000),
- Einstellungen und Bewältigungsstrategien, die sich auf die Planung und das Erreichen beruflicher Ziele beziehen (STREHMEL 1999) und
- Gründe, die zu Kinderlosigkeit bei wissenschaftlich Tätigen im Hochschulforschungsbereich führen (METZ-GÖCKEL u.a. 2010).

Über Werdegänge von Hochschulkarrieren, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf ihrem Weg zur Professur durchlaufen, liegen verlässliche Informationen vor (vgl. u.a. ENGLER 2001, LIND 2004, ZIMMER/KRIMMER/STALLMANN 2007)¹, so dass Aussagen für beide Geschlechter über Chancen und Hindernisse, die das Erreichen dieses Zieles beeinflussen, getroffen werden können.

Es ist bekannt, dass Frauen, die sich für ein Leben mit hoher Berufsorientierung und für ein Leben mit Kind(ern) entscheiden, mit Begriffen wie „Vereinbarkeitsdebatte“ oder „doppelter Lebensführung“ konfrontiert werden. Es scheint ein gesellschaftliches Klima zu bestehen, das oftmals die enorme Anstrengung oder auch die Unvereinbarkeit von hoher Berufsorientierung und ein Leben als Mutter betont. Aktuell rückt in diesem Zusammenhang immer wieder die Gruppe der Akademikerinnen in das Zentrum des Interesses, diese Gruppe bleibt Prognosen zufolge zu über 40 % kinderlos. Gleichwohl hat sich das Familiengründungsverhalten von Akademikerinnen in jüngster Zeit nicht grundlegend gewandelt. So haben DÜMMLER und WIRTH² (2004) ermittelt, dass Frauen mit Hochschulabschluss im Vergleich zu Frauen mit anderen Bildungsabschlüssen auch in

¹ ENGLER beschreibt in ihrer Analyse „In Einsamkeit und Freiheit“ wie die wissenschaftliche Persönlichkeit konstruiert wird und zeigt eindrücklich Mechanismen auf, die zu unterschiedlichen Zuschreibungen bei den Geschlechtern führen.

² Die Kohortenanalyse von DÜMMLER und WIRTH stützt sich überwiegend auf Daten, die aus den Stichproben der Mikrozensus von 1989 bis 2000 gewonnen werden konnten. Da jede Stichprobe die Daten von ca. 500000 Personen erfasst, können die Autorinnen über ein sehr großes Stichprobenmaterial verfügen.

vergangenen Jahrzehnten den höchsten Anteil an kinderlosen Frauen darstellen. Die mit Abstand höchste Kinderlosigkeit zeigt sich bei Akademikerinnen Anfang der 1970er Jahre, hier bleibt über ein Drittel der Frauen ohne Kinder. Da 1970 lediglich 2% der Frauen über einen Hochschulabschluss verfügt, besitzt diese Gruppe keine gesellschaftspolitische Relevanz und gilt als „vernachlässigbare Größe“ (ebd. 2004: 3). 2010 lag der Anteil von Frauen mit Hochschul- oder Fachhochschulabschluss bei 23,5 % (Statistisches Bundesamt, Bildungsstand der Bevölkerung 2011). Auch wenn 2010 insgesamt 25,8 % (ebd.) der Bevölkerung einen Hochschul- bzw. Fachhochschulabschluss innehatten, was gemessen an der Gesamtbevölkerung einen eher kleinen Teil ausmacht, geraten Akademikerinnen und Akademiker zunehmend in den Blick der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion, da die Gruppe der gut Ausgebildeten mit höherem Bildungsabschluss als Träger des Wertewandels gehandelt werden (vgl. SCHULTE 2002, NAVE-HERZ 2002, WALTHER/LUKOSCHAT 2008).

Für Wissenschaftlerinnen gilt, dass mit der Entscheidung für ein Leben mit Kind(ern) erhebliche Nachteile für eine erfolgreiche Karriere in der Wissenschaft vermutet werden. In der Broschüre „FH-Professorinnen gesucht“, die im April 2006 von der Gleichstellungsbeauftragten der Fachhochschule Bielefeld veröffentlicht wurde, wird den interessierten Akademikerinnen nahegelegt, in der Bewerbungspraxis vorsichtig mit Mutterschutz- bzw. Elternzeiten umzugehen: “Bedenken Sie dies, wenn Sie etwa Elternzeitregelungen in Anspruch nehmen und in Zeiten der Kindererziehung Ihre Berufstätigkeit reduzieren wollen – man muss es so deutlich sagen, aber das kann bereits das Aus für Ihr berufliches Ziel ‘Professorin’ bedeuten“ (ebd.: 18). NÜSSLEIN-VOLHARD spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer Tendenz erfolgreicher Frauen, „... ihre Kinder zu verheimlichen“ (ebd. Stand 05.09.2004: 4). Aus dieser Perspektive scheint Mutterschaft eine ernst zu nehmende Belastungsprobe für die wissenschaftliche Karriere darzustellen, indem die Entscheidung für ein Leben mit Kind(ern) eine negative Konnotation erhält (vgl. Kap. 2.1).

Demgegenüber stehen die Erwartungen, die Eltern hinsichtlich der Versorgung und Erziehung ihres Kindes bzw. ihrer Kinder erfüllen sollen und wollen. Die ehemalige Bundesministerin Renate Schmidt beschreibt den Erziehungsauftrag folgendermaßen:

„Erziehung bedeutet, Kinder stark für das Leben zu machen, ihnen zu helfen, ihren Platz in unserer Gesellschaft zu finden und eigenverantwortlich zu handeln“ (SCHMIDT 2005: 6). Eltern stehen vor der Aufgabe ihr Kind bzw. ihre Kinder in verschiedenen Entwicklungsphasen zu begleiten und möglichst günstige Entwicklungschancen für das jeweilige Kind bereitzustellen. Hinzu kommt, dass Kindheit heute einen enormen Bedeutungszuwachs erfahren hat, der sich auch in Form von neuen Herausforderungen an geeigneten Erziehungs- und Versorgungsmodellen niederschlägt (vgl. Kap. 2.3 und 2.4). Wissenschaftliche Arbeiten zur frühen Kindheit, die zum Ziel haben, moderierende Faktoren für eine gelingende kindliche Entwicklung zu erfassen, unterstreichen die gestiegenen gesellschaftlichen Erwartungen an Erziehung, Betreuung und Bildung auch bei Kindern im Vorschulalter (vgl. u.a. FTHENAKIS 2003, SAMUELSSON/ASPLUND 2007, SCHÄFER 2011). Erziehung wird als „gemeinsamer Prozess des Wachsens“ verstanden, in denen sowohl die Eltern als auch die Kinder gefördert, unterstützt und respektiert werden sollen (vgl. TSCHÖPE-SCHEFFLER 2005: 19f.). Eltern höherer sozialer Statusgruppen sehen sich eher als Verhandlungspartner der Kinder und sind bemüht, Erziehungsziele durch Erklärungen und Aushandlungsbereitschaft umzusetzen (NAVE-HERZ 2002: 68f., HENRY-HUTHMACHER 2008: 23f.). Diese Erziehungskultur des „miteinander Aushandelns“ erfordert von den Beteiligten ebenfalls viel Zeit und Energie, die Frauen und Männern in Führungspositionen in der Wissenschaft nicht selbstverständlich zur Verfügung steht.

Professorinnen und Professoren mit Kind(ern) stehen wie viele andere Eltern mit hoher Berufsorientierung vor der Aufgabe, ihren „Versorgungs- und Erziehungsauftrag“ vor dem Hintergrund der eigenen beruflichen Entwicklung zu erfüllen. Das Pendeln zwischen den eigenen Ansprüchen und dem, was sowohl für die Entwicklung des jeweiligen Kindes als auch für die Sicherstellung der beruflichen Laufbahn geleistet werden kann bzw. muss, gehört zum Alltag der Eltern. Gleichwohl zeigen sich hinsichtlich der Umsetzung von Vereinbarkeit erhebliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Auch Paare, die vor der Geburt eines Kindes eine eher egalitäre Beziehungskultur pflegen, erfahren einen „Traditionalisierungsschub“ sobald das Kind auf der Welt ist (SCHÜLEIN 2002, NAVE-HERZ 2002, FTHENAKIS/MINSEL 2002, BEHNKE/MEUSER 2005). Dies bedeutet, dass die Zuständigkeit für Familienaufgaben und das Vereinbarkeitsmanagement überwiegend

auf Seiten der Mütter liegt³. Eine ausgewogene Verteilung der Verantwortung für Partnerschaft, Kinder und Haushalt scheint auch bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern nicht gegeben zu sein: „Professoren haben im Schnitt mehr als doppelt so viele Kinder als ihre Kolleginnen, und die Erziehung und Betreuung ihrer Kinder wird größtenteils von ihren Partnerinnen übernommen. Demgegenüber sind Professorinnen stark auf externe Kinderbetreuung angewiesen, und für knapp ein Drittel von ihnen bedeutet die Betreuung schulpflichtiger Kinder eine Beeinträchtigung ihres Karriereweges“ (KRIMMER u.a., 2004: 28). Traditionelles Rollenverhalten in Partnerschaft und Familie ist somit auch im Leben von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern fest etabliert und wird von einem überwiegenden Teil dieser Gruppe als Modell des Zusammenlebens übernommen (vgl. Kap. 2.1).

Hinzu kommen Zuschreibungsprozesse, die sich ebenfalls an traditionellen Rollenbildern orientieren und den Müttern im Hinblick auf eine gelungene Sozialisation des Kindes eine bedeutsame Position zuweisen. Die Mütter werden hier als wichtigster Faktor für eine positive Entwicklung des Kindes gesehen. 93% der Bevölkerung vertreten die Ansicht, dass eine Frau in den ersten Lebensmonaten eines Kindes zu Hause bleiben sollte (BMFSFJ 2008: 40). Einstellungen, die implizieren, dass mütterliche Berufstätigkeit in der Entwicklung eines Kindes – wenn sie dem Kind nicht gleich Schaden zufügt - zumindest einen Risikofaktor darstellt, werden auch in Fachkreisen von Psychologie und Pädagogik vertreten. Es liegt nahe, dass bei Auffälligkeiten und/oder Schwierigkeiten im Entwicklungsprozess des Kindes auf Seiten der Eltern – insbesondere auf Seiten der Mütter – Sorgen und auch Zweifel hinsichtlich des eingeschlagenen Erziehungs- und Versorgungsmodells auftauchen. Wird der Blick auf Schwierigkeiten im Erziehungsprozess gerichtet, liegt es nahe, dass sich belastende Gefühle einstellen, die ein schlechtes Gewissen oder Schuldgefühle gegenüber dem Kind befördern.

³ Behnke/Meuser (2005) zeigen in ihrer Studie „Vereinbarkeitsmanagement. Zuständigkeit und Karrierechancen bei Doppelkarrierepaaren“, dass in den Interviews zu dem Thema antizipierte Elternschaft, die Erzählzuständigkeit, die bei anderen Themen gleichermaßen zwischen den Geschlechtern aufgeteilt war, zu den Frauen wechselt. Die Autoren gehen davon aus, dass die Frauen – ähnlich dem wie sie in den Interviews ihre Zuständigkeit dokumentieren - sich auch im Alltag als Verantwortliche für die Vereinbarkeit der Karrieren und den Familienaufgaben sehen (ebd. 127f.).

1.2 Forschungsinteresse und Ziele

Die vorliegende Untersuchung hat zum Ziel, die Gestaltung von Elternschaft bei Professorinnen und Professoren näher zu beleuchten. Nach wie vor gibt es nur wenige wissenschaftliche Untersuchungen, die ihren Schwerpunkt auf das Elterndasein von Müttern und Vätern in der Wissenschaft legen. Anhaltspunkte, welche Vorstellungen Professorinnen und Professoren in ihrer Rolle als Mutter bzw. Vater begleiten, werden in der Regel nicht vertieft (vgl. MACHA u.a. 2000, STREHMEL 1999). Diese Lücke will die vorliegende Untersuchung schließen, indem die andere – weniger bekannte - Seite dieses Lebensentwurfs in den Blick genommen wird.

Das Hauptanliegen dieser Arbeit liegt demnach in dem Bemühen, persönliche Motive und strukturelle Bedingungen der Beteiligten zu erfassen, die den Lebensentwurf von „gelebter Elternschaft und Wissenschaft“ erfahrbar machen. Die vorliegende Arbeit will dazu beitragen, bisher wenig beachtete Bereiche dieses Lebensmodells nachvollziehen zu können. Die Erfahrungen und das Wissen von Müttern und Vätern in der Wissenschaft - wie aus ihrer Sicht Erziehungs- und Versorgungsmodelle im familialen Alltag entwickelt und bewertet werden - bilden das Kernstück der Untersuchung: Wie erleben Professorinnen und Professoren ihre Elternschaft mit Blick auf die Entwicklung ihrer Kinder vor dem Hintergrund der eigenen beruflichen Herausforderung? Welche Erfahrungen begleiten die Beteiligten bei der Realisierung dieses Lebensentwurfs? Hierbei interessieren besonders die Einflussfaktoren, die aus Sicht der befragten Elternteile einen eher günstigen oder auch weniger günstigen Entwicklungsprozess ihres Kindes befördern und dementsprechend Auskunft über das Verständnis von Elternsein bei Professorinnen und Professoren geben. Somit stehen weniger die Anforderungen, die sich aus dem beruflichen Leben herleiten, im Vordergrund der Untersuchung. Vielmehr sollen Erwartungen, Handlungskonzepte und Überzeugungen vorgestellt werden, die aus Elternperspektive ein Leben mit Kind(ern) begleiten.

Eine ausführlichere Darstellung der Sichtweisen und Einstellungen von Müttern in dieser Arbeit soll die Bereitschaft der Väter, sich aktiv an der Versorgung und Erziehung zu beteiligen oder beteiligen zu wollen, nicht in Frage stellen. Auch für Väter ist die Situation

nicht einfach. Dennoch unterscheiden sich die Bedingungen für Frauen und Männer sowohl im Hinblick auf ihre wissenschaftliche Karriere als auch im Hinblick auf die Familienarbeit erheblich. Spezifische Bedingungen, auf die Wissenschaftler mit Kind(ern) stoßen, werden in dieser Arbeit möglichst angesprochen, können aber nicht immer umfassend und angemessen vertieft werden.

Die Gliederung der Arbeit orientiert sich an den skizzierten Themenfeldern. In Kapitel 2 wird ein theoriegeleiteter Bezugsrahmen zu den bereits vorgestellten forschungsrelevanten Themenstellungen gegeben. In Kapitel 3 erfolgt die Explikation des empirischen Vorgehens, der Datenerhebung und Datenauswertung. Die Ergebnisse werden in Kapitel 4 dargestellt und mit einer Typologie von Handlungsstrategien angereichert. Das 5. Kapitel fasst die wichtigsten Ergebnisse zusammen und gibt Auskunft darüber, welche Rahmenbedingungen und welche individuellen Gestaltungsmöglichkeiten den Lebensentwurf „Professur mit Kind“ kennzeichnen.

2. Theoretischer Bezugsrahmen zu Elternschaft und wissenschaftlicher Karriere

Im Folgenden werden auf Basis der Literatur theoretische Bezüge hergestellt, die für den Lebensentwurf „Professur mit Kind(ern)“ relevant erscheinen. Die Darstellung dieses theoretischen Bezugsrahmens soll helfen, Vorannahmen und Vorwissen über den Untersuchungsgegenstand kenntlich zu machen. Gleichzeitig ermöglicht dieses Vorgehen, weitere Fragestellungen zu entwickeln, die im weiteren Forschungsverlauf überprüft und gegebenenfalls spezifiziert werden.

2.1 Elternschaft und Beruf im Wissenschaftsbetrieb

Die Entscheidung für ein Leben mit Kind(ern) wird in der Regel von beiden Partnern getroffen. Dennoch unterscheidet sich die Situation von Vätern und Müttern in der Wissenschaft erheblich. Auch wenn die Schwangerschaft und die Geburt eines Kindes ohne besondere Komplikationen erfolgt, bedeutet dies für die Frau eine besondere physische und psychische Herausforderung. Die Organisation von Berufstätigkeit und Versorgung des Kindes/der Kinder liegt überwiegend „in den Händen“ der Mütter.

Hinzu kommen im Wissenschaftsbetrieb „Regeln“, die ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis im Karriereverlauf befördern (vgl. KRECKEL 2004: 166 f., BILLER-ADORNO et al. 2005: 17 f.). So lag der Anteil von hauptberuflichen Professorinnen im Jahr 2010 bei lediglich 19,2 %. Der Anteil von Frauen bei den C4 Professuren fällt mit 10,6 % noch geringer aus.

Tabelle 1: Frauenanteile Akademische Laufbahn (Angaben in Prozent)

Frauenanteile der Studierenden, Absolventen und des Personals an Hochschulen	2007	2008	2009	2010
Studienanfänger	49,8	49,7	49,9	49,5
Studierende	47,7	47,8	47,8	47,8
Absolventen	50,8	51,1	51,0	51,4
Promotionen	42,2	41,9	44,1	44,1
Habilitationen	24,3	23,4	23,8	24,9
Hochschulpersonal insgesamt	51,8	52,1	51,8	51,7
Hauptberufliches wissenschaftliches und künstlerisches Personal	32,8	34,3	35,0	35,8
Wissenschaftliche und künstlerische Mitarbeiter	37,1	38,5	39,0	39,6
Hauptberufliche Professoren	16,2	17,4	18,2	19,2
C4-Professoren	10,0	10,3	10,5	10,6
Bevölkerung insgesamt	51,0	51,0	51,0	51,0

Quelle: Statistisches Bundesamt Deutschland: 2012

Die Forschungsgruppe um METZ-GÖCKEL hat die Zusammenhänge von Kinderlosigkeit und den Beschäftigungsverhältnissen des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten untersucht. Hierbei wurden die Daten der amtlichen Personalstatistik für die Jahre 1994 und 2004 als Quelle genutzt. Der Anteil von Elternpersonen unter den befragten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern divergiert erheblich und ist abhängig von der jeweiligen Karrierestufe. Für den wissenschaftlichen Mittelbau scheint es auf dem Karriereweg nur schwer möglich, ein Leben mit Kind(ern) einzurichten, hier liegt der Anteil von kinderlosen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bei 74 %. Bei den Professorinnen und Professoren sieht die Verteilung anders aus. Für das Jahr 2004 konnten Daten von insgesamt 3785 Personen ermittelt werden und der Anteil der Eltern in dieser Gruppe wird mit 73% angegeben. Aufgrund des asymmetrischen Geschlechterverhältnisses bei der Vergabe von Professuren - der Frauenanteil bei Universitätsprofessuren in NRW wird mit 11% angegeben - handelt es sich in der Mehrzahl der Eltern um Väter. Etwas weniger als die Hälfte der Professorinnen (43%) gibt an, Mutter zu sein, bei den Professoren liegt der Anteil der Väter bei 77%. Im Vergleich zu dem Jahr 1994 ist der Anteil der Mütter im Jahr 2004 um 11% gestiegen, während der Anteil der Väter im gleichen Zeitraum um 6% abgenommen hat. Tendenziell nimmt also der

Anteil an Müttern bei Professorinnen zu⁴, während die Anzahl der Professoren, die sich für ein Leben mit Kind(ern) entscheidet, leicht abnimmt.

Auch wenn der Anteil von Frauen an akademischen Spitzenpositionen in den letzten Jahren zugenommen hat, ist die Diskrepanz zwischen dem weiblichen Ausbildungsniveau und dem Erreichen von Führungspositionen für Frauen in der Wissenschaft offensichtlich. Für viele Autorinnen (z.B. STREHMEL 1999, MACHA 2002, METZ-GÖCKEL et al. 2009) liegen die Ursachen für die Unvereinbarkeit von Wissenschaft und Mutterschaft neben strukturellen Karrierehindernissen wie informelle Ausgrenzungen oder Zuschreibungsprozesse⁵ vor allem in dem sogenannten Wissenschaftsmythos begründet. In der Wissenschaft tätig zu sein, bedeutet demnach bedingungslose Hingabe mit dem Einsatz aller der Person zur Verfügung stehenden Kraft und Zeit. Pointiert formuliert wird Mutterschaft so zu einem erheblichen Belastungsfaktor, da unterstellt wird, dass die wissenschaftlich Tätige durch ihre Aufgaben in der Familie nicht mit vollem Einsatz und unbedingter Hingabe ihrer Arbeit nachgehen kann.

2.1.1 Die Situation von Frauen im Hochschulfbereich

Die Unterrepräsentanz von Professorinnen an Hochschulen ist nach wie vor Bestandteil universitärer Wirklichkeit. Zahlreiche Studien beschäftigen sich mit der beruflichen Situation von Wissenschaftlerinnen, wobei sich viele Studien hauptsächlich auf weibliche Stichproben⁶ beziehen. Auch wenn sich die empirischen Arbeiten in theoretischer und disziplinärer Provenienz unterscheiden, zeigen sich übereinstimmende Ergebnisse. Die Karriereverläufe bei Wissenschaftlerinnen erfolgen langsamer, Statuspassagen werden in einem späteren Lebensalter durchlaufen und die Karriereplanung scheint weniger zielgerichtet im Vergleich zu den männlichen Kollegen (STREHMEL 1999, MACHA 2000, VOGEL/HINZ 2004, KRIMMER/STALLMANN/BEHR/ZIMMER 2004).

⁴ Zimmer, u.a. (2007) haben in ihrer Studie „Wissenschaftskarriere“ den Anteil der Professorinnen, die Kinder haben, in Kohorten eingeteilt. Jüngere Professorinnen entscheiden sich häufiger für Kinder als Professorinnen früherer Geburtsjahrgänge, so liegt der Anteil von Müttern in der Geburtskohorte von 1966-1970 bei 75%.

⁵ ENGLER (2001) führt die Herstellung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der Wissenschaft u.a. auf Zuschreibungsprozesse in der sozialen Praxis zurück, „... die nichts über die wissenschaftliche Leistung von Frauen und Männern sagen, sondern etwas darüber, wie das wissenschaftliche Feld funktioniert“ (ebd.: 462).

⁶ Macha & Petzold 1992, Geenen 1994, Baus 1994, Strehmel 1999,

Um einen Eindruck über die Situation von Professorinnen und Professoren mit Kind(ern) an Hochschulen zu vermitteln, werden die wichtigsten empirischen Untersuchungen exemplarisch vorgestellt. Hierbei werden Studien ausgewählt, deren Stichproben sich sowohl aus Wissenschaftlerinnen als auch Wissenschaftlern zusammensetzen.

Die Studie „Aufstiegsbarrieren für Frauen im Universitätsbereich“ von ONNEN-ISEMANN / OSSWALD (1992) zählt bis heute zu einer der wichtigsten empirischen Arbeit, die sich mit den Karrierewegen von Wissenschaftlerinnen beschäftigt. Die Untersuchung stützt sich auf ein qualitativ-quantitativ angelegtes Forschungsdesign. In einem ersten Schritt wurden narrative Interviews mit 25 Professorinnen bzw. Frauen in Führungspositionen sowie mit einer Kontrollgruppe von zehn Professoren durchgeführt. Es folgte eine halbstandardisierte Fragebogenerhebung, in der die Angaben von 413 Professorinnen und 146 Professoren erfasst wurden. Neben typischen geschlechtsspezifischen Unterschieden im Karriereverlauf⁷ beschreibt die Untersuchung wesentliche Unterschiede in den Bereichen Partnerschaft und Vereinbarkeit von Familie und Beruf bei den Geschlechtern. Im Gegensatz zu 18,6 % der Männer blieben 60,9% der Frauen ohne Kinder. Der Mehrzahl der Professorinnen konnte allerdings keine eindeutige Entscheidung gegen ein Kind zugewiesen werden, vielmehr gaben 38,3 % - im Gegensatz zu 6,9 % der Professoren - an, dass sich die Realisierung des Kinderwunsches „nicht ergeben“ habe. 42 % der Mütter beschrieben, dass sie sich durch ihre Kinder überlastet fühlen, im Unterschied zu 12 % der Väter. Gleichwohl erkannten die Frauen auch Vorzüge in einem Leben mit Kind(ern) bei hoher Berufsorientierung. „Kinder bedeuten auch für sie z.B. Ausgleich zur Berufstätigkeit und das Erlernen effektiverer Organisationsformen; ...“ (ebd.: 93). Zum Zeitpunkt der ersten Berufstätigkeit konnten sich lediglich 17 % der Frauen eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf ohne Schwierigkeiten vorstellen, hingegen erwarteten 46,5 % der Männer bei der Frage nach Vereinbarkeit der beiden Bereiche keine größeren Schwierigkeiten. Zum Zeitpunkt der Befragung waren 41,3 % der Professorinnen verheiratet und 8,6 % geschieden, im Vergleich gaben hier 84,3 % der Professoren an, verheiratet zu sein und 6,4 % waren geschieden. Es haben sich also deutlich mehr Männer als Frauen auf ihrem Karriereweg eine feste Partnerschaft aufbauen können,

⁷ Deutliche Verzögerung der weiblichen Karrierewege bei den Statuspassagen (Promotion, Habilitation, Erstberufung), auf seiten der Männer mehr Unterstützung durch Professoren, Kollegen (ebd.: 109) , auf Seiten der Frauen weniger soziale Unterstützung (ebd.: 112)

auch zeigten sich die Ehen der Professorinnen fragiler. Hinsichtlich der Unterstützungsleistungen durch den Ehepartner bzw. die Ehepartnerin nannten die Frauen an erster Stelle die emotionale Unterstützung (32,6 %), die Männer sahen in der Entlastung von Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung die größte Hilfe (37,2 %) durch ihre Partnerin. Insgesamt fühlten sich Professorinnen durch das Leben mit Kind(ern) häufiger überlastet als ihre männlichen Kollegen, auch gaben sie an, weniger Zeit für Publikationen zu haben und beschrieben häufiger einen Verzicht bei Freizeit und Sozialkontakten.

MACHA und Forschungsgruppe (2000) untersuchten in einer qualitativ angelegten Studie die biographische Perspektive von Bildungsprozessen bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. In der Hauptstudie wurden 34 Interviews mit Wissenschaftlerinnen und zehn Interviews mit männlichen Kollegen durchgeführt. Von den 34 interviewten Frauen gaben 25 an mit Kind(ern) zu leben, bei den Männern war ein Wissenschaftler kinderlos. Bezogen auf die Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Karriere und Elternschaft geben die Interviews Auskunft

- über die Bedeutung des Partners hinsichtlich der gelingenden Bewältigung des Alltags,
- über den Einfluss der wissenschaftlichen Tätigkeit auf das Familienleben sowie
- über den Stellenwert, den Familie und Beruf im Leben der Befragten einnimmt.

Die Autorengruppe stellt fest, dass die aktive Mitarbeit und die Übernahme von Verantwortung im familiären Kontext durch den Partner maßgeblich dazu beitragen, auch als Mutter in der Wissenschaft bestehen zu können. Insbesondere jüngere Väter orientieren sich zunehmend an eher egalitär ausgerichtete Partnerschaftsmodelle und erleben Familie ebenfalls als ein sinnstiftendes und bereicherndes Lebensmodell (vgl. ebd.: 223). Die Bewältigung der unterschiedlichen Anforderungen von Berufstätigkeit und Familienleben erfordern ein hohes Maß an Flexibilität, Disziplin und die Bereitschaft immer wieder individuelle Lösungen zu suchen (vgl. ebd.: 214). Neben den Belastungen erleben die Befragten „... ihre Familie immer auch als Kraftquelle und als Lebensbereich aus dem sie schöpfen können“ (vgl. ebd.: 250). Die Beanspruchung durch die Anforderungen aus beiden

Lebensbereichen funktioniert nicht reibungslos: „Das Erreichen einer ganzheitlichen Lebensform wird von den meisten Frauen als schwierig empfunden“ (ebd.: 239).

Die Studie „Karrierewege von ProfessorInnen an Hochschulen in Deutschland“ von KRIMMER, STALLMANN, BEHR und ZIMMER (2004) zählt zu einer der aktuellsten Untersuchungen. Im Zentrum der Studie stehen Fragen wie sich der berufliche Werdegang, der Arbeitsalltag sowie die Vereinbarkeit von Familienaufgaben und wissenschaftlicher Tätigkeit für Frauen und Männer gestaltet. Insgesamt wurden 1156 Befragungen in die Stichprobe aufgenommen, es beteiligten sich 619 Frauen und 537 Männer. Die Daten wurden mit Hilfe verschiedener Interviewmethoden (Telefoninterviews, Fragebögen, Vis-à-vis Interview) erhoben. Der folgende Überblick gibt eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung (vgl. ebd.: 27f.):

- Hinsichtlich der zeitlichen Struktur von Karrierewegen zeigen sich keine größeren Unterschiede bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Lediglich die Zeit zwischen der Promotion und der Habilitation nimmt bei weiblichen Karriereverläufen mehr Raum ein.
- Die Finanzierung durch eine feste Anstellung an einem wissenschaftlichen Institut ist nach Einschätzung der Autoren der sicherste Weg zur Professur. Im Verhältnis zu drei Viertel der Männer konnte nur die Hälfte der Wissenschaftlerinnen in der Promotionsphase auf eine feste Anstellung zurückgreifen. Die Frauen mussten vermehrt Stipendien, familiäre Hilfe oder privat-wirtschaftliche Einnahmen in Anspruch nehmen. In abgeschwächter Form gilt dies auch für die Phase der Habilitation.
- Über 80 % der Befragten gaben an, bei ihrem Weg zur Professur Unterstützung durch einen Mentor aus dem professionellen Umfeld erhalten zu haben. Hierbei wurden Frauen dreimal so häufig wie ihre männlichen Kollegen von Mentorinnen betreut, auch gaben die Frauen in höherem Maße als die Männer an, Unterstützung von Familienmitgliedern, Freunden oder dem Partner bekommen zu haben.
- Frauen und Männer entscheiden sich gleichermaßen für eine wissenschaftliche Karriere mit dem Wunsch eigene Vorstellungen umsetzen sowie autonom arbeiten zu können. Der Grad der Zufriedenheit ist mit dem Erreichen einer Professur hoch. Als

wenig erfreulich wird die hohe Arbeitsbelastung durch administrative Aufgaben gesehen.

- Der Beruf der Professorin oder des Professors wird von den Befragten als Tätigkeit mit sehr hohem Prestige gesehen. Das hohe Ansehen dieser Tätigkeit wird aber von der Hälfte der Befragten nicht als ausschlaggebende Motivation für die Berufswahl gesehen.
- Die Einschätzung hinsichtlich der Situation von Frauen an Universitäten fällt bei den Geschlechtern unterschiedlich aus. Während Professoren die Situation von Frauen wenig problematisch erleben, empfinden Professorinnen ihre Position defizitär bezogen auf
 - die Anerkennung ihrer Leistungen im Vergleich zu Professoren,
 - ihre Integration in informelle Netzwerke,
 - ihre generelle Akzeptanz in der Forschung und
 - ihre generelle Akzeptanz in universitären Spitzenbereichen.

Der überwiegende Teil der Professorinnen ist der Ansicht, dass sie im Vergleich zu männlichen Kollegen mehr Leistungen erbringen müssen, um die gleiche Anerkennung zu erhalten.

- Der Blick auf Überlastungsphänomene und Verzichtleistungen zeigt weitere Unterschiede zwischen Professorinnen und Professoren. Bei den Bereichen Kinderwunsch, soziale Kontakte, Zeit für Familie und Partner sowie Freizeit erleben Frauen stärker als ihre männlichen Kollegen Verzichtleistungen. Mehr als doppelt so hoch ist der Anteil von Frauen die angeben, sehr oft oder oft unter Symptomen von Überarbeitung wie Erschöpfung, Ängste oder Abgeschlagenheit zu leiden.
- Die private Lebenswelt von Professoren und Professorinnen zeigt ebenfalls deutliche Unterschiede. 90 % der befragten Männer gaben an, verheiratet zu sein bzw. in einer festen Partnerschaft zu leben, dies trifft bei den Frauen auf 64 % zu. 20 % der Professorinnen leben nicht in einer festen Partnerschaft, 13 % geben an, getrennt lebend oder geschieden zu sein (ebd.: 24). Die Hälfte der Professorinnen bleibt kinderlos, dagegen haben vier von fünf Professoren ein oder mehrere Kinder. Die Versorgung der Kinder wird in den Familien der Professoren überwiegend von der

Lebenspartnerin übernommen, die Professorinnen müssen hier auf externe Kinderbetreuung zurückgreifen.

Eine Verzögerung im Karriereverlauf durch das Vorhandensein von Kindern konnte in der Studie weder für Frauen noch für Männer nachgewiesen werden. Auch die Anzahl der Kinder scheint keinen Einfluss auf den Karriereweg zu nehmen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch LIND (2004)⁸, die in ihrer Arbeit einen umfassenden Forschungsüberblick über weibliche Karrierewege an Hochschule gibt. Sie bezieht sich auf empirische Arbeiten aus dem bundesdeutschen Raum und analysiert diese im Hinblick auf fördernde und hemmende Karrierebedingungen für Wissenschaftlerinnen. Die Ergebnisse der verschiedenen Studien für den Bereich „Mutterschaft“ werden von LIND folgendermaßen zusammengefasst: “Entgegen weitverbreiteter Vorstellungen hat sich faktische Mutterschaft nicht als ein zentrales Hemmnis für eine wissenschaftliche Karriere erwiesen. Vielmehr scheint hier vor allem eine Vorstellung der Unvereinbarkeit in eine negative Leistungserwartung gegenüber Wissenschaftlerinnen zu resultieren“ (ebd.: 116).

Die skizzierten Studien geben bezogen auf das Erleben von Elternschaft und Professur folgende Hinweise:

- der Karriereweg zur Professur ist auch als Mutter bzw. Vater zu bewältigen,
- geschlechtsspezifische Zuweisungen prägen sowohl die private als auch die berufliche Lebenswelt,
- für Professorinnen scheint sich das Leben mit Kind(ern) schwieriger zu gestalten, da von Frauen in diesem Lebensarrangement häufiger Überlastungsmomente und Verzichtsleistungen beschrieben werden.

⁸ Die Autorin fasst unterschiedliche Themenschwerpunkte der Studien zusammen, die sich inhaltlich „... auf individuelle bzw. biographische Aspekte der Frauen, Analyse diskriminierender struktureller Bedingungen, geschlechtsspezifische Differenzen im Karriereverhalten sowie auf gesellschaftlich bedingte Barrieren hinsichtlich der Vereinbarkeitsthematik und bestimmter Rollenzuschreibungen an Frauen sowie fächerspezifischen Untersuchungen“ (ebd.: 36) beziehen.

Neben den beschriebenen Unterschieden, die den beruflichen Werdegang an Hochschulen von Frauen und Männern kennzeichnen, gilt für beide Geschlechter, dass sie auf dem Weg zur Professur außerordentliche Leistungen erbringen müssen. Trotz der hohen Belastungen, die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen auf ihrem Karriereweg begleiten, entscheiden sich viele für ein Leben mit Kind(ern). Hierbei ist es gleichgültig, an welcher Stelle der beruflichen Entwicklung Frauen und Männer im Hochschulbetrieb angekommen sind, der Lebenslauf erfährt immer eine Wende mit der Geburt eines Kindes.

2.1.2 Elternschaft als neue Herausforderung

Paare mit Kinderwunsch stehen vor einer Vielzahl von Entscheidungen. Zunächst gilt es zu klären, ob die Partnerschaft der Herausforderung „Leben mit Kind“ Stand hält. Ebenso müssen Anforderungen aus dem Berufsleben wie das Erlangen von Qualifikationen, die Bereitschaft zu Mobilität und Flexibilität sowie andere Rahmenbedingungen z.B. Einkommen oder Wohnsituation mit in die Überlegungen einbezogen werden. Die Auseinandersetzung mit dem Kinderwunsch geschieht somit auf dem Hintergrund der jeweiligen biografischen, partnerschaftlichen, beruflichen und wirtschaftlichen Möglichkeiten des Paares und führt dazu „...“, dass Entscheidungen für Kinder sich – wenn sie dezidiert getroffen werden - unter- bzw. einordnen müssen in komplexe und (zeit-)aufwendige Planungen von Lebenslauf und Beziehungsentwicklung“ (SCHÜLEIN 2002: 136). Auch BECK-GERNSHEIM beschreibt die Zeit vor der Geburt eines Kindes als Phase von vielfältigen Thematisierungs- und Reflexionsprozessen. „Was einst die natürlichste Sache der Welt war, wird immer mehr zu einem Unternehmen, das langfristiger Überlegungen und Abwägungen bedarf“ (ebd. 2000: 70)⁹. Das Aufschieben der Familiengründung auf spätere Altersphasen ist sowohl bei Wissenschaftlerinnen als auch bei Wissenschaftlern festzustellen (METZ-GÖCKEL, u.a. 2009: 117). In BILLER-ADORNO beschreibt eine Professorin den Entscheidungsprozess für ein Leben mit Kind folgendermaßen: „Mein Mann wollte unbedingt ein Kind, während ich es mir überhaupt nicht vorstellen konnte, zum einen aufgrund des Zeitaufwandes und zum anderen, weil ich der Ansicht war, mich zwischen dem Kind und meiner beruflichen Tätigkeit entscheiden zu

⁹ Beck-Gernsheim (2000) benutzt den Begriff „Kopfgeburten“, gemeint ist ein Bedeutungswandel, den hier der Begriff der elterlichen Verantwortung erfährt und den Druck auf Eltern beschreibt, eine verantwortliche Entscheidung für oder gegen ein Leben mit Kindern treffen zu müssen.

müssen. Ich dachte, dass es nicht möglich sein würde, einen Beruf, in dem jeder von uns 50 bis 60 Stunden pro Woche arbeitet, mit einem Kind zu vereinbaren. Ich war der Ansicht, dass das nicht gut für das Kind sei, besonders in der Anfangszeit, in der bei kleinen Kindern die ganzen Grundlagen für die weitere Entwicklung gelegt werden. Ich hatte es zunächst also nicht eingeplant, ein Kind zu bekommen. Aber es war keine klare Entscheidung von mir, zunächst die Habilitation zu beenden, dann ein Kind zu bekommen und dann die Professur zu erhalten. Der Kinderwunsch entwickelte sich mit der Zeit“ (ebd. 2005: 83/84). Diese Einschätzung beschreibt beispielhaft die Vielschichtigkeit von Reflexionsprozessen, die der Familiengründung vorausgehen können.

Für viele Paare mit hoher Berufsorientierung geht die Familienplanung immer auch mit der Frage einher, ob ein Kind in den eingeschlagenen Berufsweg integriert werden kann. Es liegt nahe, dass die Entscheidung für ein Leben mit Kind(ern) häufig auch mit Zweifel und Unsicherheiten verbunden ist. SCHÜLEIN spricht in diesem Zusammenhang von einer „indifferenten Nicht-Entscheidung“ (ebd.: 135), die dazu führt, dass ein Teil der Kinder nicht geplant zur Welt kommt. Die beschriebene Unentschiedenheit ist auch bei Professorinnen und Professoren Bestandteil der Familienplanung und hat zur Folge, dass die Realisierung des Kinderwunschs immer weiter hinausgezögert oder ganz verpasst wird (ONNEN-ISEMANN / OSSWALD 1992, STREHMEL 1999, BECK-GERNSHEIM 2006). Auch wenn das Vorhandensein von Kindern nicht zwangsläufig zu einer Verzögerung im Karriereverlauf führt, beschreiben ZIMMER, KRIMMER und STALLMANN (2007), dass der Zeitpunkt der Familiengründung Einfluss auf die Bewältigung der Karrierepassagen nehmen kann. „Je früher im Lebenslauf der Professorin das erste Kind geboren wurde, umso länger gestaltete sich der Zeitraum zwischen Studienabschluss und Promotion“ (ebd.: 156). Wird das erste Kind nach dem Erlangen der Promotion geboren, scheint die Familiengründung keinen nennenswerten Einfluss auf die Berufsbiografie zu nehmen.

2.1.3 Entwicklungsaufgaben von Familien

Der straff gestaltete „Zeitplan“ universitärer Karriereverläufe bietet bei der Suche nach dem richtigen Zeitpunkt für das „Projekt“ Elternschaft nur wenig Hilfe. Sobald eine Schwangerschaft festgestellt wird, beginnt für die werdenden Eltern eine Zeit der Neu- und

Umorientierung. Die Geburt eines Kindes gehört wohl zu einer der bedeutsamsten Veränderungen im Lebenslauf und führt in der Regel zu einer deutlichen Umgestaltung der Paarbeziehung. Neben positiven Zuschreibungen, die mit Elternschaft verknüpft werden, wie „Selbstverwirklichung, Freude und persönliche Weiterentwicklung“ (7. FAMILIENBERICHT 2006: 111), gehören auch „Verluste, Einschränkungen und Verzicht“ (STREHMEL 1999: 38) mit zu den Erfahrungen des „Elternwerdens“. Im weiteren Verlauf stehen Eltern immer wieder vor der Aufgabe, ihre Versorgungsleistungen und ihre Erziehungsarbeit dem jeweiligen Entwicklungsalter ihres Kindes bzw. ihrer Kinder anzupassen. Jede Familie durchläuft eine normative Abfolge von verschiedenen Phasen, die im günstigen Verlauf zu einer positiven Entwicklung aller Familienmitglieder beiträgt. Einen Überblick über die verschiedenen Stadien der Familienentwicklungsaufgaben bietet das Phasenmodell¹⁰ von HOFER (2002).

¹⁰ HAVIGHURST (1972) hat als Erster eine Systematik von Entwicklungsaufgaben für unterschiedliche Lebensphasen auf individueller Ebene vorgenommen (vgl. OERTER/MONTADA 1987: 121). Modelle, die Phasen der Familienentwicklungsaufgaben darstellen, nehmen i.d.R. bezug zum Konzept von HAVIGHURST (vgl. HOFER 2002: 20, WERNECK 1998: 27).

Tabelle 2: Stadienspezifische Familienentwicklungsaufgaben

Stadium in der Familienkarriere	Stadienspezifische Familienentwicklungsaufgaben
1. Die Familienbildung	<ul style="list-style-type: none"> • Sich auf Kinder einstellen, sie bekommen und ihr Dasein individuell bewältigen; • Das Kind in die Paarbeziehung integrieren; • Die Entwicklung des Kindes im emotionalen, kognitiven und Verhaltensbereich fördern.
2. Die Erweiterung der Familie	<ul style="list-style-type: none"> • Das neue Kind und die veränderte Situation individuell verarbeiten; • Das neue Kind in die Familie integrieren; • Bedingungen für die Entwicklung der Geschwisterbeziehung herstellen.
3. Familien mit Schulkindern	<ul style="list-style-type: none"> • Bewältigung der schulischen Erwartungen; • Ausgestaltung der Beziehungen zwischen Familie und Beruf; • Bereitstellung günstiger familialer Bedingungen für die schulische Entwicklung.
4. Familien mit Jugendlichen	<ul style="list-style-type: none"> • Bewahren der familialen Verbundenheit; • gemeinsame Umgestaltung der asymmetrischen Eltern-Kind-Beziehung; • Zugestehen eines höheren Ausmaßes an Autonomie der Familienmitglieder
5. Erwachsene mit Kindern im frühen Erwachsenenalter	<ul style="list-style-type: none"> • Neuaushandeln des Ehesystems als Dyade; • Erreichen einer höheren Gleichberechtigung in der Eltern-Kind-Beziehung; • Öffnen der Familiengrenzen für Schwiegerkinder.
6. Familien mit Kindern im mittleren Erwachsenenalter	<ul style="list-style-type: none"> • Entwicklung von filialer Reife; • Gestaltung von Großeltern-Enkel-Beziehungen; • Umgang mit möglicher Morbidität und Pflegebedürftigkeit

Quelle: HOFER 2002: 22

Die unterschiedlichen Herausforderungen, mit denen Eltern je nach Entwicklungsphase des Kindes konfrontiert werden, führen gerade in den Übergängen der verschiedenen Stadien häufig zu Stressmomenten im familiären Alltag. Die Familie muss einerseits lernen mit Veränderungen umzugehen, die aus den Entwicklungsübergängen des Kindes bzw. der Kinder resultieren wie der Schuleintritt oder die Umgestaltung der Beziehung mit adoleszenten Kindern. Andererseits gibt es externe Anforderungen, die auf das Familienleben einwirken. So ist der Karriereweg für das Erlangen einer Professur an deutschen Hochschulen üblicherweise mit einem Umzug in eine andere Stadt verbunden, da sogenannte Hausberufungen nicht üblich sind. Diese beruflichen Veränderungen können ebenfalls Übergangssituationen für das Kind und die Eltern einleiten. „Die Familienentwicklungsaufgaben verändern sich mit den anstehenden individuellen Entwicklungsaufgaben. Zu einem bestimmten Zeitpunkt kann jedes Individuum innerhalb einer Familie dadurch charakterisiert werden, dass es mit seiner eigenen Entwicklung beschäftigt ist“ (HOFER 2002: 21). Sowohl die Eltern als auch die Kinder müssen die an sie gestellten Entwicklungsaufgaben bewältigen. Der erfolgreiche Übergang in die nächste Entwicklungsphase fördert das Wohlbefinden, das Zutrauen und die Kompetenzen der Beteiligten (vgl. HAUG-SCHNABEL 2006: 17) und wirkt positiv auf das Gelingen künftiger Herausforderungen.

Das Konzept der Familienentwicklungsaufgaben beschreibt idealtypische Veränderungen von Familien. Deshalb kann die Zuordnung einer Familie für eine bestimmte Stufe nicht immer eindeutig erfolgen, da sich z.B. bei mehreren Kindern in der Familie die Phasen überschneiden oder verschiedene Stadien der Familienkarriere gleichzeitig ablaufen.

Auch orientieren sich die bisher beschriebenen Entwicklungsaufgaben an einem traditionellen Familienbild. PETZOLD (1999) merkt zu Recht kritisch an, dass somit „nur eine sehr beschränkte Zahl von möglichen Entwicklungsaufgaben“ erfasst wird (ebd.: 146) und spezifische Herausforderungen, mit welchen beispielsweise Ein-Elternteil-Familien oder Stieffamilien konfrontiert sind, nicht berücksichtigt werden. Mit welchen Herausforderungen Familien mit diesen sogenannten „nicht normativen“ Übergängen konfrontiert sind, verdeutlicht folgende Tabelle von HOFER:

Tabelle 3: Stadienspezifische Familienentwicklungsaufgaben bei „nicht normativer“ Familienkarriere

Stadium in der Familienkarriere	Stadienspezifische Familienentwicklungsaufgaben
A. Scheidung und Ein-Elternteil-Familien	<ul style="list-style-type: none"> • Bewältigung der finanziellen und beruflichen Neuorganisation; • Neubalancierung der Erziehungsaufgaben und der besonderen Betreuungssituation; • Organisation des Kontaktes zwischen Kind und außerhalb lebenden Elternteil; • Kooperation zwischen den nicht zusammenlebenden Eltern, insbesondere Beilegung von Konflikten; • Um-/Aufbau des sozialen Netzwerkes; • Emotionale Aufarbeitung von Trauer, Wut, Schuld
B. Stieffamilien	<ul style="list-style-type: none"> • Bewältigung negativer Erfahrungen aus der vorangegangenen Entwicklungsphase; • Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Stiefeltern und Stiefkind(ern); • Konsolidierung der neuen Partnerschaft; • Sicherung der Beziehung zum getrennt lebenden Elternteil und ggf. zu dessen Verwandtschaft; • Aufbau positiver Beziehungen zwischen den biologisch nicht verwandten Geschwistern; • Bewältigung der Veränderungen, die mit der Geburt eines weiteren (gemeinsamen) Kindes einher gehen.
C. Adoptiv- und Pflegefamilien	<ul style="list-style-type: none"> • Herausbildung vertrauensvoller Beziehungen zu den Pflege- bzw. Adoptiveltern; • Verarbeitung negativer Erfahrungen (z.B. Infertilität auf Seiten der Eltern), soweit sie für die Beziehung zur Herkunftsfamilie relevant sind; • Bewältigung von spezifischen Anforderungen, die sich aus dem Dreiecksverhältnis Kind-leibliche Familie-soziale Familie ergeben können, auf der Basis eines angemessenen familialen Selbstverständnisses;

-
- Bewältigung von negativen Reaktionen außenstehender Personen.
-

Quelle Hofer 2002: 23

Das Konzept der Familienentwicklungsaufgaben gibt einen ersten Überblick über die vielfältigen Anforderungen, auf die die Familienmitglieder reagieren müssen. Veränderte Bedingungen, die durch

- kulturelle und gesellschaftliche Erwartungen,
- durch biologische Reifungsprozesse (z.B. Adoleszenz) oder
- durch Bedürfnisse und Notwendigkeiten einzelner Familienmitglieder

eingeleitet werden, erfordern die Bereitschaft von allen Familienmitgliedern, sich an neue Erfordernisse anzupassen.

2.1.3.1 Die Familiengründung

In der wissenschaftlichen Forschung gilt der Übergang zur Elternschaft als das herausragende „kritische Lebensereignis“. Unter kritischen Lebensereignissen werden Erlebnisse verstanden, die erhebliche Veränderungen im Denken und Handeln einer Person erfordern (vgl. FTHENAKIS 2006: 127, WERNECK 1998: 27). In den letzten Jahren wird die Sicht des „kritischen Lebensereignisses“ von dem Konzept der „Transition“ abgelöst bzw. ergänzt (WERNECK 1998, REICHLE 2002, BMFSFJ/FTHENAKIS 2006). Das Konzept der Transition beschreibt „Wandlungsprozesse des familialen Geschehens“ (7. FAMILIENBERICHT 2006: 105), die sowohl die Entwicklungsübergänge des Kindes als auch die Umgestaltung der Paarbeziehung sowie die Neuverteilung und Veränderung von Familienaufgaben beinhaltet und „im Kontext von mehr oder weniger guten Ausgangsbedingungen“ (REICHLE 2002: 81) stattfindet¹¹.

¹¹ Das Transitionskonzept wird auf alle Entwicklungsaufgaben der Familie übertragen und ermöglicht eine umfassendere Betrachtung spezifischer Familienentwicklungsaufgaben. „Der wesentliche Fortschritt gegenüber einer statischen Betrachtungsweise, in der gleichsam Phase an Phase aneinandergereiht wird, besteht in einer transitionsorientierten Sicht darin, daß Übergangskrisen durch *Transitionsaufgaben*, die die spezifischen Anforderungen an die Familie herausarbeiten, beschrieben werden können“ (KREPPNER 2002: 329).

Die wichtigsten Merkmale des Konzepts der Transition bei dem Übergang zur Elternschaft werden von FTHENAKIS systematisiert (vgl. ebd. 2006: 127) und dienen in der folgenden Übersicht als Grundlage:

- Familiengründung und Geburt stellen für das Paar einen komplexen Wandlungsprozess dar, der für beide Elternteile eine Neuorientierung ihrer Person erfordert.
- Die Betonung der „Krise“ früherer Konzepte, in denen eher Überforderung und Belastung herausgestellt werden, wird durch den Bewältigungs- und Herausforderungscharakter ergänzt. Dieser erlaubt die Perspektive eines „entwicklungsfördernden, bedeutsamen Lebensereignisses“ (vgl. GAUDA 1990: 14).
- Die Geburt des Kindes wird nicht als ein isoliertes, kurzfristiges Ereignis gesehen, vielmehr stehen länger andauernde Auseinandersetzungen im Vordergrund, die spätestens mit der Feststellung der Schwangerschaft beginnen.
- Der Übergang zur Elternschaft findet nicht nur in einem privaten Umfeld statt. Das Konzept der Transition betont die Einbettung in den sozialen Kontext, d.h. kulturelle, soziale und rechtliche Bedingungen nehmen mehr oder weniger ausgeprägt Einfluss auf den Bewältigungsprozess.
- Die gelungene Bewältigung von Elternschaft befördert Kompetenzen und Zufriedenheit bei dem Paar und wirkt sich positiv auf die Beziehungsqualität aus. Die erfolgreiche Bewältigung nimmt positiven Einfluss auf künftige Herausforderungen.

Die Auseinandersetzung mit dem Prozess der Familiengründung zeigt, dass das Paar vor der Aufgabe steht, Umorientierungen auf mehreren Ebenen zu bewältigen. Neben der Neuverteilung der anfallenden Arbeiten (Hausarbeit, Kinderpflege, etc.) müssen sich die Eltern auf ihr Kind einstellen und einen Entwurf von sich als Mutter bzw. Vater entwickeln, diese Entwicklungsaufgabe benennt SCHÜLEIN (2002) treffend mit dem Titel seines Buches „Die Geburt der Eltern“.

Typische „Entwicklungsprobleme“ auf die Eltern stoßen können, lassen sich bereits während der Schwangerschaft feststellen. In dem viel zitierten Modell von GLOGER-TIPPELT

(1988) wird der Übergang zur Elternschaft verdeutlicht. Das Modell gliedert sich in acht Phasen, wobei zwischen pränatalen und postnatalen Verläufen unterschieden wird.

1. Die vier pränatalen Phasen beschreiben das Erleben während der Schwangerschaft. Bis zur 12. Woche befinden sich die Eltern in der *Verunsicherungsphase*. Unsicherheit und ambivalente Gefühle kennzeichnen diesen Abschnitt. Während der *Anpassungsphase* (12.-20. Woche) findet eine positivere Bewertung statt, die zunächst zu einer gewissen Beruhigung auf Seiten der Eltern führt. Die darauffolgende *Konkretisierungsphase* (bis zur 32. Woche) wird als Zeit des höchsten Wohlbefindens beschrieben. Erste Kindsbewegungen werden wahrgenommen und es setzt eine direkte Auseinandersetzung mit dem Kind ein. Die 32. bis 40. Woche ist die Phase der *Antizipation und Vorbereitung*. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf die Geburt und die Übernahme der Elternrolle. Es entwickeln sich Angstgefühle und die Stimmung verschlechtert sich.
2. Die vier postnatalen Phasen beschreiben das Erleben von der Geburt des Kindes bis zum Ende des ersten Lebensjahres. Während der *Geburtsphase* nehmen die Eltern zum ersten Mal direkten Kontakt zu dem Neugeborenen auf. Die anschließende Phase der *Überwältigung und Erschöpfung* (4.-8. Woche) führt bei den Eltern zu erheblichen Schwankungen der Gefühle. So wechseln sich Freude und Euphorie mit Depression und Hilflosigkeit ab. Die extrem hohen Anforderungen, die die Versorgung des Neugeborenen mit sich bringt, scheint die Eltern zunächst zu überfordern. Eine Entspannung erfolgt zwischen dem 2. und 6. Lebensmonat, der Phase der *Herausforderung und Umstellung*. Die Eltern gewinnen im Umgang mit dem Neugeborenen zunehmend an Kompetenzen, was sich positiv auf ihr Selbstvertrauen auswirkt. Mit Ende des ersten Lebensjahres stellt sich die *Gewöhnungsphase* ein. Auf allen Ebenen ist eine gewisse Stabilisierung eingetreten, der Alltag ist routinierter geworden und die Eltern haben sich mit der neuen Situation „Leben mit Kind“ vertraut gemacht.

Sicherlich ist kritisch anzumerken, dass sich das Modell überwiegend auf das körperliche Erleben von Frauen bezieht und somit nur bedingt auf die Situation von Vätern übertragen werden kann (vgl. WERNECK 1998: 29, PAPASTEFANOU/HOFER 2002: 172). Dennoch

liefert das Modell von GLOGER-TIPPELT eine Beschreibung, die kognitive, emotionale und handlungsleitende Entwicklungsverläufe von Paaren im Übergang zur Elternschaft identifiziert.

Mehr Hinweise auf Anpassungs- und Bewältigungsprozesse für Männer bei dem Übergang zur Vaterschaft liefert das Phasenmodell von MAY (1985, zitiert nach WERNECK a.a.O.: 29, vgl. FTHENAKIS a.a.O.: 129). MAY unterteilt das frühe Vaterschaftserleben in drei Phasen, die durch zeitliche Variabilität gekennzeichnet sind:

- Die *Announcement-Phase* beschreibt den Zeitraum von der Vermutung bis zur Gewissheit der Schwangerschaft. Ist das Kind willkommen, stellen sich Glücksgefühle und Freude ein. Andersherum treten Gefühle der Angst und des Schockerlebens auf, wenn das Kind nicht erwünscht ist.
- Die *Moratoriums-Phase* führt zu einer Distanzierung des Mannes zu der Schwangerschaft. Oftmals wird diese Phase von Befürchtungen begleitet, die die finanzielle Sicherheit oder Wünsche an die Partnerschaft betreffen. Ambivalente Gefühle kennzeichnen diese Phase und erschweren die Anpassung an die Vaterrolle. Hinzukommt in dieser Zeit ein oft gesteigertes Zuwendungsbedürfnis der Partnerin, so dass ein erhöhtes Risiko für Partnerschaftskonflikte besteht.
- In der *Focusing-Phase* gewinnt die Vorstellung von Elternschaft für die Männer an Konkretheit. Die sichtbaren körperlichen Veränderungen der Partnerin, die Möglichkeit, Kindsbewegungen zu erspüren oder dessen Herztöne zu hören, führt zu einer neuen Aufmerksamkeit für die Schwangerschaft und geht einher mit einer bewussteren Selbstdefinition als werdender Vater.

Den Übergang zur Elternschaft erleben Frauen und Männer in Abhängigkeit vielfältiger Einflussfaktoren recht unterschiedlich, wobei in dieser Arbeit spezifischen Bedingungen der beruflichen Anforderungen im Kontext Hochschule ein besonderer Stellenwert eingeräumt wird. Denn auch die Geburt eines Kindes entlässt die in dieser Studie befragten Elternteile nicht von einer kontinuierlichen wissenschaftlichen Produktivität (vgl. METZ-GÖCKEL, u.a. 2009: S. 172-175). Bevor das unterschiedliche Erleben und die damit einhergehenden jeweiligen Konsequenzen sowohl für die Ausgestaltung des Familienlebens als auch für die

Entwicklung der Kinder weiter diskutiert werden, erfolgt eine Zusammenfassung der wichtigsten Entwicklungsaufgaben im Familienzyklus. Dieser „Anforderungskatalog“ von Elternaufgaben ist deshalb immer auch mit Blick auf zu bewältigende berufliche Herausforderungen zu lesen.

2.1.3.2 Familien mit Kleinkindern

Sobald das Kind auf der Welt ist, fordert es ein Höchstmaß an Aufmerksamkeit und Zuwendung von den Eltern. Gerade die ersten Wochen sind durch permanente Versorgung, Pflege und Beschäftigungsarrangements („Spiel mit der Rassel“, Singen, Spazierfahrten im Kinderwagen etc.) geprägt, um dem Bedürfnis des Kindes nach taktiler, visueller und akustischer Stimulans zu entsprechen. Die Eltern müssen ihren Lebensrhythmus grundlegend umstellen, viele entwickeln ein Lebensgefühl von „ständig im Einsatz“ zu sein, dies gilt selbstredend auch für die Nachtruhe. Die einfühlsame Beschäftigung mit dem Kind fördert maßgeblich den Beziehungsaufbau zwischen Eltern und Kind. „Das bedeutet, dass der Übergang zur Elternschaft auch nicht nur die Addition neuer instrumenteller Kompetenzen verlangt (wie Füttern, Wickeln, Waschen), sondern dass dabei vor allem eine Beziehung zum Kind entwickelt werden muss, zu dem ein entsprechendes Selbstbild gehört“ (SCHÜLEIN 2002: 176). Bei ROLLETT und WERNECK wird dieser Prozess als „Arbeit an der ‚Passung‘ zwischen den kindlichen und elterlichen Charakteristika“ (ebd. 2002: 13) beschrieben.

Die Entwicklung des Kindes vollzieht sich in dieser Zeit schnell. Schon bald müssen die Eltern lernen, mit der wachsenden Mobilität des Kindes und dem wachsenden Explorationsbedürfnis umzugehen. Das Kind benötigt in dieser Zeit Unterstützung in der Bewältigung alltagspraktischer Tätigkeiten (erste Versuche sich allein anzuziehen, selbständig Essen und Trinken, allein auf die Toilette gehen etc.), Anregung und Förderung in der Sprachentwicklung (Singen, Vorlesen etc.) und des Spielverhaltens (altersangemessene Spielmaterialien und -angebote).

Falls das Kind hauptsächlich von einem Elternteil betreut worden ist, sollte es mit dem Eintritt in den Kindergarten - in der Regel erfolgt dieser im dritten Lebensjahr - kompetente

Unterstützung bei der Bewältigung dieser Trennung durch die Bezugspersonen erfahren. Vor dem Hintergrund des Kinderförderungsgesetzes, das zukünftig auch Kindern unter drei Jahren einen Betreuungsplatz zusichert, verschieben sich die Unterstützungsleistungen dementsprechend nach vorne. Die neue Erfahrungswelt der öffentlichen Betreuung ermöglicht dem Kind - bei positivem Verlauf - das Erleben von vielfältigen Lernerfahrungen (Erwerb von sozialen Kompetenzen sowie kognitiver und emotionaler Anregungen). Die Eltern müssen flexibel auf den neuen Tagesablauf reagieren (z.B. Abholzeiten des Kindergartens beachten) und möglicherweise andere Erziehungsstile erleben und aushalten. Auch ist das Kind auf die Unterstützung der Eltern bei der Freundschaftspflege angewiesen, indem die Eltern dafür sorgen, dass Verabredungen mit Spielfreunden oder -freundinnen möglich werden.

2.1.3.3 Familien mit Schulkindern

Mit der Einschulung des Kindes erfolgt ein weiterer bedeutsamer Entwicklungsschritt. Da gerade in höheren sozialen Schichten ein breites Bildungsinteresse vorliegt, fühlen sich hier viele Eltern gefordert, die „richtige“ Schule für ihr Kind auszuwählen. Häufig sind diese Entscheidungen von langwierigen Überlegungen begleitet. Die Eltern müssen beispielsweise klären, ob sie ihr Kind vorzeitig einschulen wollen oder ob die Grundschule angemessene Förder- und Betreuungsmöglichkeiten anbietet. Kommt es zu Schwierigkeiten in der Schule, „... steht die Schule oft im Mittelpunkt der familialen Interaktion“ (TEXTOR, Stand 3/2009: 6). Schulschwierigkeiten gehören zu den besonders belastenden Einflüssen auf das Familienleben (vgl. ROLLETT/WERNECK 2002: 14). Die Eltern sind gefordert, Kontakt mit Lehrern aufzunehmen, das Kind in seinem Lernverhalten zu regulieren und bei Bedarf angemessene Förderarrangements herzustellen. Sowohl die Eltern als auch das Kind werden mit der Bewertung des Leistungsvermögens konfrontiert. Hinzu kommen neue Anforderungen wie die Integration des Kindes in den Klassenverband, Bewältigung des Schulweges oder Neuorganisation des Freizeitverhaltens der Familie. Eine ähnliche Auseinandersetzung erfolgt bei dem Übergang zu der weiterführenden Schule.

In dieser Entwicklungsphase benötigen die Kinder immer weniger Unterstützung in der unmittelbaren Bewältigung des Alltages. Sie organisieren zunehmend selbständig ihre

Verabredungen, übernehmen Pflichten (Hausaufgaben, Versorgung von Haustieren, Pflege von Hobbys, Freundschaften, etc.) und werden unabhängiger. Auch hier sind die Eltern gefordert, sich auf die Individuation des Kindes, die erste Ablöseprozesse und Eigenständigkeitsbemühungen beinhaltet, altersangemessen einzulassen. Die Aufgabe, mit den körperlichen und emotionalen Veränderungen des Kindes und den damit einhergehenden möglichen Verhaltensproblematiken umgehen zu lernen, erleben viele Familien als neue Herausforderung.

2.1.3.4 Familien mit Jugendlichen

Bei fortschreitender Individuation müssen die Eltern ihre Beziehung zu dem Kind deutlich umgestalten. Die körperlichen und emotionalen Veränderungen des Kindes erreichen ihren Höhepunkt. Die Suche nach der eigenen Identität steht für die Heranwachsenden im Vordergrund und manchmal kann es hier auch zu krisenhaften Übergängen kommen (Drogen- und Alkoholmissbrauch, Schulverweigerung, etc.). In der Regel werden Eltern aber mit einem autonomen Verhalten konfrontiert, das mit einem hohen Maß an Diskussionsbereitschaft und Aushaltevermögen begleitet werden kann (Frisuren, Kleidungsstil, Ausgehzeiten, Computer-/Fernsehverhalten, etc.). Der Jugendliche bzw. die Jugendliche wendet sich immer mehr der Welt außerhalb des Elternhauses zu, beginnt sexuelle Beziehungen zu Gleichaltrigen aufzubauen und versucht, die Gestaltung des eigenen Lebens ganz in die „eigenen Hände“ zu nehmen. Selbsterziehung ersetzt die Erziehung der Eltern (vgl. ROLLETT / WERNECK a.a.O.: 14). Die Eltern sind gefordert, die Lücke, die die Ablösung des Kindes aus der Familie hinterlässt, schrittweise zu schließen und übernehmen im positiven Verlauf eine Beraterfunktion (vgl. TEXTOR a.a.O.: 8) auf dem weiteren Lebensweg.

2.1.4 Partnerschaft und Elternschaft

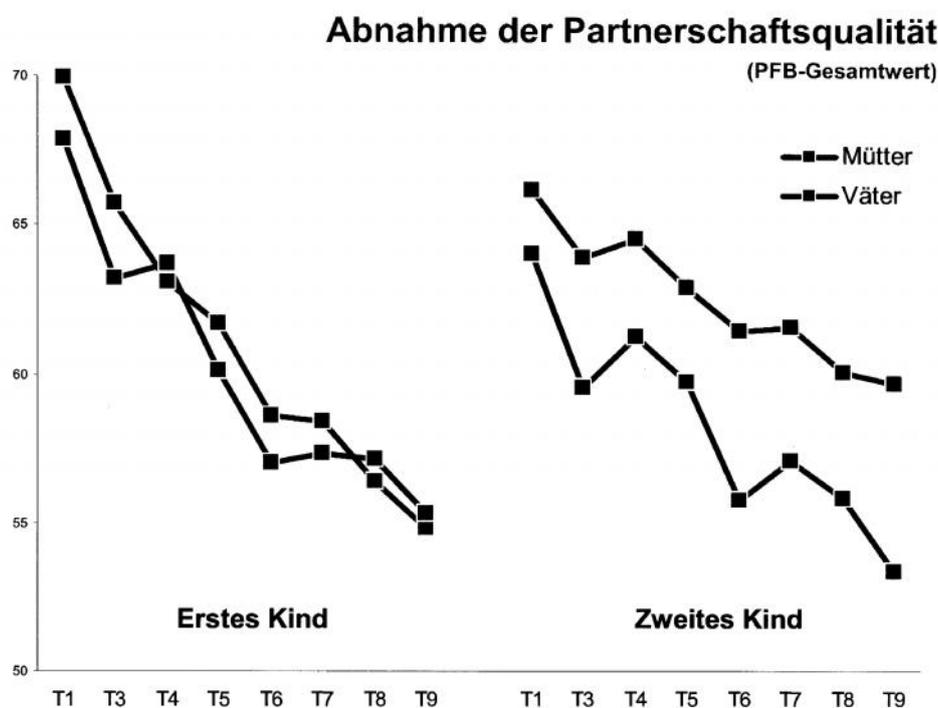
Da gerade die ersten Lebensjahre eines Kindes mit einem erhöhten Versorgungs- und Betreuungsarrangement einhergehen, führt dies häufig zu Belastungen in der Partnerschaft, die sich negativ auf die Beziehungsqualität auswirken können. Die Abnahme der partnerschaftlichen Zufriedenheit nach der Geburt eines Kindes konnte in zahlreichen

Studien belegt werden¹² (u.a. WERNECK 1998, COWAN / COWAN 1992, EL-GIAMAL 1999, GRAF 2002, FTHENAKIS et al. 2002). Die Befunde wurden bei dem überwiegenden Teil der Studien durch Längsschnittuntersuchungen gewonnen, die Messzeitpunkte variieren je nach Studie zwischen drei und neun Erhebungseinheiten. Auch wenn sich die Studien in ihrer Provenienz, in ihrer Stichprobengröße und Fragestellung unterscheiden, ergibt sich folgendes „gemeinsames“ Bild der Partnerschaftsentwicklung:

Nach der Geburt eines Kindes erleben Eltern Einbußen ihrer Partnerschaftsqualität, dies gilt für Frauen und Männer gleichermaßen. Die Einbußen werden in den Bereichen Gemeinsamkeit und Kommunikation sowie Zärtlichkeit und Sexualität wahrgenommen. Instrumentelle Funktionen, die den Tagesablauf mit Kind sichern, nehmen an Gewichtung zu. Das Paar hat oder nimmt sich immer weniger Zeit für gemeinsame - die Beziehung bereichernde Gespräche. Dies geschieht zu einem Zeitpunkt, in dem Einschränkungen für das eigene Leben durch die Geburt des Kindes wahrgenommen werden und ein neues Gefühl des „Aufeinanderangewiesenseins“ entwickelt wird. In gleichem Maße wird eine Zunahme des Streit- und Konfliktniveaus erlebt, dessen Ausmaß möglicherweise mit den individuell gefühlten Einschränkungen und Belastungen korreliert.

¹² Ein Überblick über Untersuchungen von Partnerschaften im deutschsprachigen Raum hinsichtlich Chancen und Risiken bei dem Übergang zur Elternschaft findet sich bei REICHLE / WERNECK (1999)

Abbildung 1: Abnahme der Partnerschaftsqualität



Eine differenziertere Auswertung der Befunde zeigt aber, dass nicht per se mit der Geburt eines Kindes die Partnerschaftszufriedenheit einen negativen Verlauf nehmen muss, vielmehr gibt es sehr unterschiedliche Entwicklungen. Zum einen kann die Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit auch bei kinderlosen Paaren nachgewiesen werden (vgl. JURGAN, GLOGER-TIPPELT, RUGE oder SCHNEIDER, ROST in REICHLE / WERNECK 1999, GRAF 2002), diese ist bei Elternpaaren jedoch ausgeprägter¹³. Zum anderen gibt es bei der Familiengründung auch Paare, die keinerlei Verschlechterung ihrer Partnerschaft erleben – REICHLE (2002) spricht hier von Varianz und Konstanz innerhalb der Partnerschaftszufriedenheit. Viele Paare fühlen mit der Geburt des Kindes eine neue Nähe zueinander, die auch positive Veränderungen zulässt. JURGAN et al. (1999) stellen beispielsweise fest, dass Eltern im Vergleich zu kinderlosen Paaren Streit weniger destruktiv

¹³ SCHNEEWIND et al. (1996) konnten diesen Verlauf bei der Hälfte einer über fünf Jahre untersuchten Elternstichprobe nachweisen, während eine Verschlechterung in der Stichprobe der kinderlosen Vergleichspaare nur 14 % aufwiesen (Quelle REICHLE 2002: 77).

einschätzen. Die Autorinnen vermuten, dass die Anwesenheit des Kindes die Eltern eher motiviert, den Streit nicht eskalieren zu lassen.

Einige Studien zeigen zumindest für die Mütter, dass ein geringes Ausgangsniveau der Partnerschaftszufriedenheit vor der Geburt eines Kindes für den weiteren Beziehungsverlauf einen Risikofaktor darstellt (GRAF 2002). Bei Müttern dieser Gruppe kann die niedrige Partnerschaftszufriedenheit vor der Familiengründung als bedeutsamer Einflussfaktor auf weitere negative Entwicklungen in der Paarbeziehung angenommen werden (EL-GIAMAL 1999).

Auch wenn die Befunde eine gewisse Varianz hinsichtlich der Partnerschaftszufriedenheit von Eltern belegen, berichtet der überwiegende Teil der Studien von einer Verschlechterung der Partnerschaftsqualität mit der Geburt des Kindes. REICHLE und MONTADA (1999) sind der Frage nachgegangen, welche Erklärungen für diese Befunde herangezogen werden können. In ihren Ausführungen stützen sie sich überwiegend auf Untersuchungen aus dem anglo-amerikanischen Raum und systematisieren die verschiedenen Theorien, so dass vier Kategorien beschrieben werden können:

1. Eine erste Gruppe von Theorien führt die wachsende Unzufriedenheit in der Partnerschaft auf verletzte Erwartungen oder inkonsistentem Verhalten, das sich aus der Diskrepanz zwischen Rollenorientierung und tatsächlichem Rollenverhalten ergibt, zurück.
2. Einige Theorien sehen veränderte Machtverhältnisse im Familiensystem als eine Ursache für das Abnehmen der Zufriedenheit an. Hierunter zählen a) Ausschluss des Vaters durch Koalitionsbildung von Mutter und Kind, b) finanzielle Abhängigkeit der Frau bei Alleinernährerstatus des Mannes und c) eine insgesamt geringere Wertigkeit der Hausfrauen- und Mutterrolle im Vergleich zur Ernährerrolle.
3. Eine dritte Gruppe konzentriert sich auf die partnerschaftliche Kommunikation, die aufgrund der veränderten Kommunikationsbedingungen Unzufriedenheit mit der Partnerschaft entstehen lässt. Die Notwendigkeit junger Eltern, häufig unaufschiebbare Entscheidungen treffen zu müssen, verstärkt den Druck im Zusammenleben. Damit einhergehende gegenseitige dysfunktionale Zuweisungen, die Ursachen des Elternstresses begründen sollen, führen zu einer Verschlechterung

der partnerschaftlichen Kommunikation und fördern das Gefühl von Unzufriedenheit¹⁴.

4. In der vierten Kategorie der Theorien wird auf persönlichkeitspsychologische Erkenntnisse zurückgegriffen. Die reduzierte Partnerschaftsqualität wird hier mit emotionalem Überengagement im Bereich der Protektivität und sich daraus ergebender Überlastung eines Elternteils erklärt. GRAF konnte belegen, dass eine positive Zuwendung der Eltern einen Schutzfaktor vor emotionaler Überforderung oder Überfürsorge darstellt (vgl. ebd. 2002: 154). Überfürsorge kann mit Depressionen oder einer dogmatisch anmutenden Überidentifikation mit der Mutterrolle auf Seiten der Frauen einhergehen.

Grob zusammengefasst ist die Abnahme der Partnerschaftszufriedenheit mit der Geburt eines Kindes

- auf einen Zuwachs von Einschränkungen individueller Bedürfnisse,
- auf Einbußen im Bereich gemeinsamer Tätigkeiten, die die Paarbeziehung stärken,
- auf veränderte Kommunikationsbedingungen,
- auf Probleme im Bereich der Aufgabenverteilung und
- auf Schwierigkeiten, die sich aus Versorgung, Erziehung und Förderung des Kindes ergeben,

zurückzuführen. „Diese primären Folgen der neuen Lebenssituation sind häufig assoziiert mit belastenden Gefühlen, etwa Ängsten um das Kind, Unsicherheiten wegen eigener Inkompetenzen, Trauer wegen der Verluste, aber auch Enttäuschung und Empörung über den Partner oder die Partnerin wegen der Verteilung von Aufgaben und Möglichkeiten, die subjektiv als ungerecht bewertet werden, oder wegen fehlender Responsivität bezüglich eigener Bedürfnisse, (unter anderem auch sexueller); auch Ärger über eigene

¹⁴ COWAN und COWAN sprechen von unterschweligen Kommunikationsbarrieren, die Eltern daran hindern, ihr verlorenes Gleichgewicht wiederzufinden. Zu den unterschweligen Kommunikationsbarrieren zählen die Autoren die Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen Individualität und Gemeinsamkeit, das Verständnis dafür, dass jeder Partner die Dinge nur aus seiner Sicht sehen kann, die Akzeptanz von Kommunikationsunterschieden, d.h. jeder drückt sich anders aus und geht anders mit seinen Gefühlen um sowie die Sorge dafür, dass in ihre Diskussionen über das Kind nicht ihre individuellen Konflikte einfließen (ebd. 1994: vgl. 275).

Fehlentscheidungen ist zu nennen“ (REICHLER/MONTADA 1999: 220). Eltern, die sich entschieden haben, auch mit Kind(ern) eine anspruchsvolle, zeitintensive Berufstätigkeit fortzuführen, werden zusätzlich mit Belastungen konfrontiert, die sich aus dem Arbeitsleben herleiten.

Für die Lebenslagen von Professoren und Professorinnen bedeutet die Geburt eines Kindes, dass sie neben den beschriebenen Herausforderungen, die sich für die Partnerschaft und die Neuorientierung im Alltagsleben ergeben, auch den Ansprüchen an die eigene berufliche Karriere gerecht werden müssen. Die Studien, die sich mit den Werdegängen von Karrieren an Hochschulen befassen (vgl. Kap. 2.1), verweisen eindrücklich auf die Notwendigkeit, dass bestimmte Karrierepassagen erfolgreich durchlaufen werden müssen, um das Ziel der Professur erreichen zu können. Diese arbeitsintensive Phase der Qualifikationen liegt in der Regel in den Jahren, in denen auch eine Familie gegründet wird. Somit treffen also zwei Lebensbereiche aufeinander, von denen ein jeder mit hoher persönlicher Wertepräferenz verbunden sein dürfte.

Darüber hinaus verweisen die Befunde auf unterschiedliche Bedingungen, die den wissenschaftlichen Weg von Frauen und Männern begleiten. Gerade das Eingebundensein in und die Verantwortung für familiäre Alltagsbewältigung wird von den Geschlechtern in verschiedener Weise wahrgenommen und stellt ein wichtiges Kennzeichen für die Diskrepanz im Geschlechterverhältnis dar. Im folgenden Abschnitt werden deshalb Studien und theoretische Konzepte vorgestellt, die Einblick in das Fortbestehen von geschlechtsspezifischen Rollenzuweisungen im familialen Alltag geben.

2.1.5 Die unterschiedliche Situation von Müttern und Vätern

Die Entwicklung geschlechtsspezifischer Rollenzuweisungen in der familialen Lebensführung wird von SCHULZ mit „Trägheiten im Geschlechterarrangement“ (ebd. Stand 2009: 5) beschrieben. Auch die Ergebnisse der „Bamberger-Ehepaar-Panel“ Studie¹⁵

¹⁵ Das Bamberger-Ehepaar-Panel / 5. Erhebungswelle (ROST, RUPP, SCHULZ, VASKOVICS 2003) befasst sich mit der Familien- und Partnerschaftsentwicklung bei verheirateten Paaren. Die Basisstichprobe umfasste 1500 Ehepaare. Die Paare wurden über einen Zeitraum von 14 Jahren (1988-2002) begleitet, insgesamt wurden fünf Befragungseinheiten durchgeführt. Bei der fünften Befragungswelle konnten 550 Paare erneut angesprochen werden, Paare, die sich im Laufe der Zeit getrennt hatten, wurden nicht mehr in die Befragung aufgenommen, so dass die Studie ausschließlich Auskunft über langandauernde Partnerschaften gibt.

(ROST et al 2003) belegen, dass Paare, die zunächst eine partnerschaftliche Arbeitsteilung praktizieren, mit der Geburt des ersten Kindes zunehmend eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung von Hausarbeit und Kinderbetreuung wählen:

Die Mehrzahl der befragten Mütter (59 %) wünscht sich eine Entlastung durch die Beteiligung der Männer an Haushalt und Kindererziehung. Insbesondere in Vollzeit erwerbstätige Mütter äußern Unzufriedenheit (56 %) und drängen auf eine stärkere Beteiligung der Partner. Die Väter wiederum würden sich gerne mehr an Kindererziehung und Haushalt beteiligen, eine partnerschaftliche Verteilung setze aber flexiblere Arbeitszeiten voraus (vgl. ebd.: 36). Zu ähnlichen Ergebnissen kommen die VORWERK-Familienstudie¹⁶ und die LBS-Familienstudie¹⁷, die die recht stabile geschlechtsrollentypische Aufgabenverteilung bei Haushalt und Kindererziehung bestätigen. Die LBS-Familienstudie belegt, dass sich die Verteilung der innerfamiliären Aufgaben im Verlauf der Partnerschaft zunehmend zu Lasten der Mütter verändert. Die unterschiedlichen Vorstellungen von den Zuständigkeiten und die tatsächlich praktizierte Verteilung der Aufgaben führen bei Frauen und Männern oftmals zu Enttäuschungen und Unzufriedenheit „und können auch zu Zündstoff für die Paarbeziehung werden“ (PEITZ 2004: 3). Diskrepanzen zwischen Überzeugungen und der tatsächlichen Verteilung der Aufgaben erleben sowohl Mütter als auch Väter. Die Zufriedenheit nimmt bei Männern mit egalitärem Partnerbild ab, wenn sie entgegen ihrer Auffassung, die Verantwortung für Kindererziehung und Haushalt überwiegend auf die Partnerin übertragen. Dementsprechend sinkt die Zufriedenheit bei Frauen mit partnerschaftlichem Rollenverständnis, je weniger sich der Partner an der täglichen Hausarbeit und Kinderbetreuung beteiligt (vgl. ebd.: 3f). Die Diskrepanz zwischen tatsächlich gelebten Rollen und den Wünschen nach egalitären Rollenverteilungen innerhalb der Partnerschaft wird auch in der Studie von Sinus

¹⁶ Die VORWERK-Familienstudie 2008 (Institut Demoskopie Allensbach) stellt die Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage zur Familienarbeit in Deutschland dar. Es wurden insgesamt 1816 Personen interviewt, die Befragung (Mai 2008) erfolgte persönlich (face-to-face) mit Hilfe eines einheitlichen Fragebogens.

¹⁷ An der LBS-Familien-Studie „Übergang zur Elternschaft“ (FTHENAKIS, KALICKI, PEITZ 2002) haben 175 Paare, die zwischen Dezember 1995 und August 1996 ein Kind bekommen haben, teilgenommen. Die Teilnehmer werden über mehrere Jahre begleitet und mehrfach mündlich und schriftlich befragt.

Sociovision (2007)¹⁸ beschrieben. Die Retraditionalisierung, die vormals egalitär orientierte Paare erfahren, findet mit der Geburt eines Kindes vor allem „auf der Ebene des Verhaltens, nicht in der Einstellung statt“ (ebd. 48). Dies trifft ebenfalls auf moderne und gehobene Milieus zu, diese leiden aber eher „... unter dem *Gap* von gleichgestellter Vision und praktizierter Rollenteilung“ (ebd.: 48).

REICHLE und ZAHN (2006)¹⁹ bestätigen die starke Traditionalisierung der Paarbeziehung mit der Geburt eines Kindes, kommen aber hinsichtlich der „Verfestigung“ der Aufgabenverteilung zu anderen Ergebnissen und können zumindest eine graduelle Veränderung zugunsten der Frauen nachweisen. Von einer gleichberechtigten Aufgabenverteilung kann auch hier nicht gesprochen werden, dennoch weisen die Befunde dieser Studie darauf hin, dass Männer über die Jahre hinweg zunehmend mehr Engagement bei Haushaltstätigkeiten und Kinderbetreuung zeigen (vgl. ebd.: 99).

Das traditionelle Familienbild zeigt trotz formal steigender Bildungsabschlüsse, zunehmender Qualifikationen und Berufsorientierung von Frauen weiter seine Wirkung. Dies trifft ebenfalls auf die Lebenswelt von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit Kind(ern) zu. LIND (2008) konnte in der BAWIE Studie die über eine Online-Befragung erhobenen Daten von 4967 Wissenschaftlern und 3717 Wissenschaftlerinnen auswerten. Insgesamt 47 % der Befragten gaben an, mit Kind(ern) zu leben). Zusammengefasst ergibt sich folgendes Bild:

Paare, die ihrer Paarbeziehung ein egalitäres Rollenverständnis zuweisen, sind in der Regel kinderlos, während die befragten Mütter und Väter überwiegend eine traditionelle Aufgabenverteilung bestätigen (vgl. ebd.: 3). In der Gruppe der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Kind(ern) geben 50 % der Mütter an, dass sie mehr Verantwortung für Haushalt und Kindererziehung übernehmen, dementsprechend sehen 55 % der Väter die Zuständigkeit hier stärker bei der Partnerin. Ein Vergleich mit den kinderlosen Paaren verdeutlicht die unterschiedliche Rollenverteilung. Hier geben 36 % der Frauen an, eher ein

¹⁸ Die Studie „Eltern unter Druck“ von Sinus Sociovision (2007) wurde im Auftrag des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) durchgeführt und untersucht die Lebenssituation von Eltern in unterschiedlichen sozialen Milieus.

¹⁹ REICHLE und ZAHN erheben Befunde aus einer Längsschnittstudie über 13 Jahre Elternschaft. Zu Beginn der Studie nahmen 190 Eltern teil, die Teilnahmezahl reduzierte sich bis zum letzten Messzeitpunkt auf 104 Personen.

traditionelles Rollenmuster zu leben, während 24 % der Männer die Zuständigkeit für Planung und Organisation des Haushalts eher der Partnerin zuweisen. Für eine kleinere Teilgruppe der Wissenschaftlerinnen (24%) und Wissenschaftler (30%) mit Kind(ern) konnte LIND eine gleichwertige Aufteilung der Zuständigkeiten ermitteln (vgl. ebd.: 17).

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Kind(ern) organisieren ihre Partnerschaft überwiegend nach traditionellem Rollenmuster. Dies bedeutet für die Frauen, dass sie in einer Zeit, in der die berufliche Qualifikation (Promotion, Habilitation) ihren Höhepunkt erreicht, durch die Versorgung des Kindes bzw. der Kinder und der Organisation des Haushaltes mit einem zusätzlichen „dringlichen“ Aufgabenfeld konfrontiert werden. „Die Zeit, die die Partner für Kinderbetreuung aufwenden, hängt vor allem von zwei Faktoren ab – vom Geschlecht der betreuenden Person und vom Alter der Kinder bzw. des jüngsten im Haushalt lebenden Kindes“ (BMFSFJ 2003: 133). Für die Männer scheinen die Veränderungen bei der Familiengründung hinsichtlich der Übernahme von neuen Aufgaben nicht so gravierend, da sie in der Regel mit Partnerinnen zusammenleben, die sich für die Familienarbeit zuständig fühlen und somit zur Entlastung im privaten Bereich beitragen. Die traditionelle Aufgabenverteilung, in der Frauen erheblich mehr Zeit für die Betreuung der Kinder investieren als Männer, die mehr Zeit für ihre Erwerbstätigkeit und berufliche Qualifikation aufwenden können, macht die Umsetzung eines egalitären Beziehungsverständnisses in Partnerschaften äußerst schwierig. Was das traditionelle Rollenverständnis im Einzelnen ausmacht und wie es auf die Ausgestaltung der Elternrolle Einfluss nimmt, wird im folgenden Abschnitt erläutert.

2.1.6 „Jedem das Seine“ – Elternschaft im Schatten traditioneller Rollenbilder

Die unter dem Begriff „Individualisierung“ diskutierten Folgen des gesellschaftlichen Werte- und Strukturwandels (BECK 1986, BECK / BECK-GERNSHEIM 1994) stellen Partnerschaften und Familien vor die Aufgabe, traditionelle Leitbilder mit den Lebensstilentwürfen der „postmodernen“ Gesellschaft zu verbinden. Zum einen hat sich in Folge des viel diskutierten Wertewandels im Privatbereich ein eher partnerschaftliches Beziehungsverständnis durchgesetzt, das ein Bild zweier, sich ebenbürtiger Personen vermittelt und dem Ungleichgewicht im Geschlechterverhältnis entgegenwirkt. PEUCKERT

sieht diese Entwicklung im Kontext der Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen als „partnerschaftliche und familiäre Revolution“²⁰ (ebd. 2008: 93). Zum anderen führen tiefverwurzelte traditionelle Vorstellungen²¹ über die Rolle der Frau/Mutter und die Rolle des Mannes/Vaters im Lebensalltag oft zu Lösungen, die ein Ungleichgewicht im Geschlechterverhältnis herstellen. MÜHLING et al. stellen zu Recht eine Ambivalenz „... in Bezug auf die Leitbilder zur Rolle der Frau im Allgemeinen einerseits und zur Mutterschaft andererseits“ fest (ebd. 2006: 46). Während Frauen zunehmend an Bildung und Erwerbsleben partizipieren und diese Veränderungen gesellschaftliche Anerkennung mit sich bringen, bleiben die Vorstellungen über Mutterschaft im Rahmen der gesellschaftlichen Modernisierungsprozesse recht unbeweglich. Dabei wurden Mütter je nach Zeitgeist und gesellschaftlichem Interesse in den letzten 200 Jahren mit unterschiedlichsten Bildern von „richtiger“ Mutterliebe und gültigen Erziehungskonzepten konfrontiert. SCHÜTZE beschreibt die Entwicklung der Mutterliebe als Bestandteil eines kulturellen Deutungsmuster²², „...das nicht nur die Mutter-Kind Beziehung, sondern gleichermaßen die Binnenstruktur der Familie und die Rolle der Frau normativ interpretiert“ (ebd. 1991: 7). Nachdem der Mutter im 19. Jahrhundert endgültig die Verantwortung für das Kind zugewiesen wird, entwickelt sich eine stetig wachsende Zahl von Schriften, die sich mit den Verhaltensformen von „richtiger“ Mütterlichkeit beschäftigen. So lag in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Schwerpunkt der mütterlichen Ratgeber, die sich vornehmlich aus medizinischen und naturwissenschaftlichen Kreisen rekrutieren, darin, den Müttern Erziehungsziele nahezu legen, die mit den bürgerlichen Tugenden wie Ordnung, Sauberkeit und Fleiß korrespondieren. „Mutterliebe‘ wird Pflichterfüllung, analog der Pflichterfüllung, die der Mann im Beruf zu üben hat“ (ebd.: 72). Das Mutterbild und die damit einhergehenden Erziehungsziele stimmen mit dem in der Industrialisierung gesellschaftlichen Bild des pflichtbewussten und mit eiserner Disziplin ausgestatteten Menschen überein. Die Psychologisierung der Mutterliebe führt Ende des 19. Jahrhunderts allmählich dazu, dass die Mutter die zentrale Person in der gelungenen Entwicklung eines Kindes ausmacht. Neben den pflegerischen und versorgenden Aufgaben, „... nimmt die Mutter des 20. Jahrhunderts eine noch weitergehende, äußerste Verantwortung auf sich – die

²⁰ Als „Vorläufer“ der „partnerschaftlichen und familiären Revolution“ nennt PEUCKERT die „Genderrevolution“ der 1980iger Jahre und die „sexuelle Revolution“ der späten 1960iger Jahre.

²¹ Die Internalisierung von Geschlechtsrollenerwartungen und die Mutter-Kind-Ideologie gelten als psychische Barrieren bei Frauen und bei Männern (SIEVERDING 1990, BRÜDERL 1992, PAETZOLD 1998)

²² Siehe auch BADINTER 1985, RICKENBACHER-FROMER 2001, VINKEN 2001

für das Unbewusste und die Wünsche ihres Kindes“ (BADINTER 1985: 189). Neben der Verantwortung für die gelingende Entwicklung des Kindes addiert sich im 20. Jahrhundert die „Schuld“ der Mütter hinzu. Der Stellenwert, den die Mutter nun in der Sozialisation des Kindes einnimmt, führt zu einer Alleinverantwortlichkeit auf Seiten der Mütter, die in mütterlichem Versagen endet, wenn der Sozialisationsprozess des Kindes misslingt. „Zumindest wird der auf die Mütter ausgeübte psychische Druck insofern an das Kind weitergegeben, als es sich mehr denn je einem normativen Entwurf dessen, wie Kinder sich zu entwickeln haben, anzupassen hat“ (SCHÜTZE a.a.O.: 124). Eine Entlastung der Alleinverantwortlichkeit der Mutter erfolgt erst Ende der 70er und zu Beginn der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts, indem die Rolle des Vaters zunehmend an Bedeutung für die wissenschaftliche Diskussion gewinnt.

Entsprechend der unterschiedlichen Konzeptionen zur Mutterschaft ist auch die Rolle des Vaters je nach historischem Kontext durch verschiedene Bilder geprägt. Ein wesentliches Merkmal stellt die Auflösung der Hausgemeinschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts dar. Mit der Industrialisierung erfolgt die Trennung der Berufssphäre aus dem Familienverband und befördert eine strikte Rollenteilung zwischen Frau und Mann. Die Vaterpflichten treten gegenüber der Aufgabe, die Familie wirtschaftlich abzusichern, in den Hintergrund. Die materielle Versorgung der bürgerlichen Familie kann von den Vertretern des Bürgertums nur über Fleiß und strenge Disziplin erreicht werden, d.h. die Lebensbedingungen der Familie stehen in direktem Zusammenhang mit dem Karriereverlauf und dem beruflichen Engagement des Vaters (vgl. DRINCK 2005: 17-19). Die Herauslösung des Vaters aus dem Familienbund führt zu einer Reduzierung der väterlichen Präsenz und seiner Erziehungsleistungen. „Er wird von der täglichen ‚Mühe‘ mit den Kindern zunehmend entbunden und tritt mehr als ‚Disziplinierer‘ auf, da Unterordnung und Gehorsam als Erziehungsgrundsätze immer bedeutsamer werden“ (MÜHLING / ROST 2007: 11). Strenge und Distanz prägen das Verhältnis des Vaters zu seinen Kindern. Das traditionelle Vaterbild verliert im Verlauf des 20. Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung, da der väterliche Einfluss auf familiäre Belange immer durchlässiger wird. „Es fehlte ihm jedoch eine auch öffentlich legitimierte Gestalt für die Erziehung seiner Söhne und Töchter: die Pädagogen“ (DRINCK a.a.O.: 20). Im Gegensatz zu den Müttern findet sich für die Väter keine Interessensgruppe, die sich für die Bedeutung des Vaters als wichtige Bezugsperson des Kindes einsetzt. Nach

dem Ende des zweiten Weltkrieges gibt der Vater allmählich seine Funktion als Familienoberhaupt ab, die Konzentration auf Beruf, Leistung und Sozialprestige werden wichtig (vgl. MÜHLING / ROST a.a.O.: 11). Die väterlichen Aufgaben reduzieren sich auf eine Vorbildfunktion für die Kinder und im Bedarfsfall auf Disziplinierungsmaßnahmen, eine Teilnahme des Vaters an der Betreuung der Kinder oder an der Hausarbeit ist nicht vorgesehen. Diese Entwicklung geht mit dem Bedeutungszuwachs der Mütter einher, die jetzt eine herausragende Rolle für die Entwicklung der Kinder einnehmen, denn das Credo dieser Epoche besagt, dass „... den Interessen der Kinder ... am besten Rechnung getragen“ werde, „wenn sie von ihrer Mutter betreut werden, die in ihren elterlichen Kompetenzen dem Vater überlegen sei“ (FHTENAKIS 2006: 10). Erst in den 70iger Jahren beginnt ein Interesse für die Situation von Vätern zu wachsen, das auch an einer stetig wachsenden Zahl von wissenschaftlichen Beiträgen zur Vaterschaft zum Ausdruck kommt.

Der kurze historische Rückblick zeigt, dass sich Mutter- und Vaterbilder nicht einheitlich und geradlinig entwickelt haben. Der überwiegende Teil der wissenschaftlichen Veröffentlichungen postuliert einen Zustand von mehreren, auch miteinander konkurrierenden Leitbildern für Mütter und Väter in der postmodernen Gesellschaft (TEXTOR 2004, NAVE-HERZ, PEUCKERT, BECK). Das Bild der traditionellen Mutter wird von Autorinnen wie BADINTER, SCHÜTZE oder HAYS (1998) als gesellschaftlich determiniertes Konstrukt verstanden, das sich auf die historische Entwicklung bürgerlicher Familien bezieht. TEXTOR verweist auf den Einfluss des „traditionellen Mutterideals“, indem eine negative Sicht auf erwerbstätige Mütter, Alleinerziehende usw. gefördert wird, „... was verdeutlicht, dass es in einen moralischen Kontext eingebettet und mit ‚moralisierenden‘ Werthaltungen verbunden ist (Woodward 1997)“ (ebd. 2004: 2).

Professorinnen und Professoren werden in ihren jeweiligen Rollen als Elternteile gleichermaßen mit diesen verschiedenen Mutter- und Vaterbildern konfrontiert. Studien, die sich mit der Vereinbarkeit von (wissenschaftlicher) Karriere und Mutterschaft auseinandersetzen, verweisen einstimmig auf das Vorhandensein von ideologisch geprägten Leitbildern in diesem Bereich des weiblichen Lebensentwurfs (u.a. PAETZOLD 1998, STREHMEL 1999, MACHA u.a. 2000). Indem die Frauen mit ihrem eingeschlagenen Karriereweg an einem anspruchsvollen Erwerbsleben partizipieren, widersprechen sie

gleichzeitig einem traditionellen Mutterbild, weil sie einen großen Teil ihrer Aufmerksamkeit und Energie eben nicht der Familie zur Verfügung stellen können. Dennoch ist zu vermuten, dass vor dem Hintergrund geschlechtsspezifischer Zuweisungen eine familienzentrierte bzw. kindzentrierte Orientierung nicht aufgehoben ist. Aber nicht nur für Frauen ist die Botschaft widersprüchlich. So stellen MACHA u.a. in ihrer Studie fest, dass auch Väter in der Wissenschaft durch traditionelle Zuschreibungen belastende Anforderungen erleben, indem sie sich für die wirtschaftliche Sicherung der Familie zuständig fühlen und beispielsweise einen erheblichen Druck erfahren, die geforderten Karriereschritte auch zügig zu durchlaufen (vgl. ebd. 2000: 240/241). Demgegenüber stehen Forderungen und auch Wünsche an ein höheres Engagement durch die Väter am Familienleben.

2.1.7 Zusammenfassung

Frauen und Männer finden an der Institution Hochschule zunächst vergleichbare Bedingungen vor, die den Karriereweg von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern kennzeichnen. Diskriminierende Momente, wie sie von einigen Autorinnen für die Situation von Wissenschaftlerinnen formuliert werden, verweisen auf Zuschreibungen, die sich neben generellen Akzeptanzproblemen vor allem auf Vorstellungen bezogen auf die Unvereinbarkeit von Mutterschaft und wissenschaftlicher Karriere beziehen. Es wird vermutet, dass Frauen aufgrund ihrer Mutterschaft weniger Konzentration, Leistungsbereitschaft etc. für ihren Beruf aufbringen können, was sich letztendlich negativ auf die wissenschaftliche Arbeit auswirkt. Die Geburt eines Kindes erfordert sowohl für Frauen als auch für Männer eine grundlegende Neuorientierung der bisherigen Lebenswelt. Neben der Umgestaltung der Paarbeziehung müssen Anforderungen bewältigt werden, die sich aus den Familienentwicklungsaufgaben ergeben. Indem sich Wissenschaftlerinnen für ihre berufliche Karriere einsetzen, widersprechen sie traditionellen Leitbildern, die Müttern eine familienzentrierte Lebensweise zuweisen. Die „Relation zu Beruf und Familie“ (GEISSLER 1998) wird in der Lebensplanung von Professorinnen und Professoren zu Gunsten der beruflichen Orientierung determiniert und verweist auf eine Lebensführung, die ein vorrangiges Engagement für das Familienleben ausschließt. Gleichzeitig erleben die Partnerschaften von Wissenschaftlerinnen bei dem Übergang zur Elternschaft mehrheitlich

einen Traditionalisierungsschub, durch den die Mütter für die Zuständigkeit der Kinderversorgung in höherem Maße als die Partner Verantwortung übernehmen. Zudem werden beide Elternteile mit geschlechtsspezifischen Leitbildern der „guten“ Mutter bzw. des „guten“ Vaters konfrontiert. Gerade für Frauen stellt sich somit ein „doppeltes“ Erleben ein, indem sie nach außen eine unabhängige Lebensweise dokumentieren, während sie sich im Binnenreich der Familie weiterhin an traditionellen Zuschreibungen orientieren.

2.2 Familie – Lebensform zwischen Verlässlichkeit und Unüberschaubarkeit

*„Kinder können Karrierehindernisse sein oder Lebenssinn herstellen; Mobilität kann Heimatlosigkeit oder kosmopolitische Freiheit bedeuten; berufliche Verantwortung kann selbstwerterhöhend sein oder kann Kinder von ihren Eltern entfremden, usw.“
(Clement/Clement 2001: 262).*

Der Blick auf den Familienstand der Untersuchungsgruppe zeigt, dass Professorinnen und Professoren recht unterschiedliche Formen des familialen Zusammenlebens wählen bzw. sich in diesen arrangieren. Die empirischen Untersuchungen belegen, dass Professorinnen häufiger geschieden sind oder vom Partner getrennt leben als ihre männlichen Kollegen, wobei über die Anzahl der Eltern in dieser Gruppe keine Angaben vorliegen. In der wissenschaftlichen Literatur gibt es keine Befunde, die vertiefende Auskunft über familiäre Lebenswelten in der Gruppe von Professorinnen und Professoren geben. Die Angaben der verschiedenen Studien beschränken sich hier auf den Familienstand, wobei zu vermuten ist, dass sich die Vielfalt von Familienmodellen auch bei der Untersuchungsgruppe wiederfindet. Um ein differenziertes Bild der „gelebten Familie“ (NOTZ 2003) zu erhalten, braucht es mehr Informationen als die Erfassung des Familienstandes von ledig, verheiratet oder geschieden. Denn die Wahl eines bestimmten Familienmodells nimmt Einfluss auf die kindliche Lebenswelt und prägt den Alltag der Eltern erheblich. Bevor verschiedene Arrangements vorgestellt werden, die sich als familiäre Modelle bei Professorinnen und Professoren identifizieren lassen, erfolgt eine kurze Darstellung über die Entwicklung der wichtigsten Familienformen westeuropäischer Industriegesellschaften.

2.2.1 Familienmodelle – alte Muster in neuem Design?

Das Leitbild der bürgerlichen Kleinfamilie verliert zunehmend an Gültigkeit, so dass ihr Monopol auf partnerschaftliches und familiales Zusammenleben verloren scheint (Abnahme der Eheschließungen, Zunahme der Scheidungen, Anstieg nichtehelicher Lebensgemeinschaften etc.). Die Bandbreite der gesellschaftlich akzeptierten Formen familialen Zusammenlebens hat seit den 1970iger Jahren zugenommen und dokumentiert sich neben der traditionellen Kleinfamilie in verschiedenen Varianten (Ein-Elternteil-Familien, nichteheliche oder gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften, Stieffamilien etc.). Das Zusammenleben mit Kind(ern) ohne Ehe gehört zu einer Option moderner Lebensmodelle.

Trotz viel zitierter „Auflösungserscheinungen“ von Ehe und Familie besteht auch heute der Wunsch, Partnerschaft und Familienleben als Lebensform zu wählen, was die kulturelle Verankerung, exklusives intimes Zusammenleben in diesen Lebensformen zu finden, unterstreicht²³. Solange sich Eltern in ihrem Familienleben überwiegend von traditionellen Erwartungen leiten lassen, kann eine Dominanz der traditionellen Rollenzuweisungen zur Elternschaft (vgl. Kap. 2.1.6) vorausgesetzt werden. Diese zeigt sich mit großer Beharrlichkeit auch in der Ausgestaltung von heute realisierten Formen des Zusammenlebens von Paaren mit Kind(ern).

Für ein besseres Verständnis von Vielfalt familialer Lebensformen werden verschiedene Systematisierungen angeboten, die sich überwiegend aus der deskriptiven soziologischen und psychologischen Forschung rekrutieren. PFAU-EFFINGER spricht sich gegen eine „Voreinstellung“ gegenüber Familienmodellen aus, hier per se unterschiedliche Formen des Patriarchats oder der Versorgerehe zu vermuten (vgl. ebd. 2000: 84). Der Schwerpunkt ihrer Untersuchung liegt in der Frage wie sich die Erwerbsbeteiligung von Frauen vor dem Hintergrund tradierter Normen, Werte und Leitbilder wandelt und im gesellschaftlichen Kontext moderner westeuropäischer Industriegesellschaften abbildet. Die „widersprüchliche Modernisierung weiblicher Lebensführung“ (OECHSLE / GEISLER 1998) verweist auf

²³ Die Befunde bestätigen einen eindeutigen Trend weg von der Ehe, wobei der Wunsch, in einer festen Partnerschaft zu leben, weiter Bestand hat (Klein 1999). So ist das Zusammenleben der Partner vor der Ehe zu einer allgemein praktizierten Lebensform geworden (Brüderl/Klein 2003, vgl. auch Huinink 2006: 217-219).

die Diskrepanz zwischen bestehenden kulturellen Leitbildern und den gegebenen institutionellen Rahmenbedingungen. Die Analyse dieser Differenzen kann nach PFAU-EFFINGER Aufschluss über den Wandel von „geschlechterkulturellen Modellen“ geben. „Die Divergenzen, Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche im Spannungsverhältnis zwischen kulturellen Leitbildern, institutionellen Bedingungen und dem Handeln von sozialen Akteuren werden als eine zentrale Grundlage für die Dynamik des Wandels im Geschlechter-Arrangement angesehen. Der Wandel kann dazu führen, daß das dominierende Familien- und Geschlechtermodell modifiziert oder von einem anderen abgelöst wird“ (PFAU-EFFINGER a.a.O.: 93). Auf den Bereich Familie bezogen untersucht PFAU-EFFINGER den Zusammenhang zwischen kulturellen Konstrukten zu „Kindheit“ und „Mutter-bzw. Vaterschaft“ sowie deren Abbildung in familialen Lebensformen. Die Autorin unterscheidet fünf Familienmodelle (vgl. ebd.: 86-91), die sich im Zuge des Übergangs zur Industriegesellschaft entwickelt haben:

1. Bei dem *familienökonomischen Modell* sind sowohl Frauen als auch Männer für das Überleben der Familie verantwortlich. Dieses Modell findet sich überwiegend in landwirtschaftlichen oder handwerklichen Betrieben, die im Besitz der Familie sind. Im Gegensatz zu dem Modell der *Versorgerehe* werden die Tätigkeiten von Frauen und Männern mit der gleichen gesellschaftlichen Anerkennung bedacht, auch wenn es geschlechtsspezifische Aufgabenverteilungen gibt. Die Mitarbeit von beiden ist für das wirtschaftliche Überleben von großer Bedeutung, so dass Frauen und Männer in besonderer Weise reziprok aufeinander bezogen und abhängig sind. Sobald Kinder in ihrer Entwicklung weit genug sind, werden diese mit in das Überleben der Familienökonomie einbezogen und zur Mitarbeit herangezogen.
2. Das *Hausfrauenmodell der Versorgerehe* beruht auf der Trennung zwischen „privatem Raum“ und „öffentlichem Raum“. Die Geschlechter teilen diese Bereiche untereinander auf, indem der Mann für das Familieneinkommen sorgt und die Frau die Zuständigkeit für Haushalt und Kinderbetreuung übernimmt. Diesem Modell liegt die Annahme zugrunde, dass Kinder eine besondere Betreuung und Fürsorge bedürfen, die am besten im privaten Raum erfolgen kann. Zum einen wird dieses

Modell in der „traditionellen Hausfrauenehe“ umgesetzt, zum anderen in Form des „Dreiphasenmodells“²⁴ der Hausfrauenehe.

3. Bei dem *Vereinbarkeitsmodell der Versorgerehe* nimmt die Mutter nach der Geburt eines Kindes in relativ kurzer Zeit ihre Erwerbstätigkeit wieder auf. Bis zur Geburt des Kindes haben die Frauen in Vollzeit gearbeitet. Mit der Familiengründung reduzieren die Frauen ihre Erwerbstätigkeit auf Teilzeit und übernehmen die Zuständigkeit der Kinderbetreuung.
4. Das Hauptmerkmal des *Doppelversorgermodells mit staatlicher Kinderbetreuung* liegt in einer umfassenden Einbindung beider Geschlechter in die Erwerbstätigkeit. Mann und Frau haben ihr eigenes Einkommen und können sich prinzipiell alleine ernähren. Auch in diesem Modell wird Kindern eine besondere Betreuung und Fürsorge zugesprochen. Die Zuständigkeit liegt hier aber nicht bei der Familie, sondern wird vom Kleinkindalter an als Aufgabe des Wohlfahrtsstaates gesehen.
5. Das *Doppelversorgermodell mit partnerschaftlicher Kinderbetreuung* fördert eine symmetrische und gleichberechtigte Einbindung der Geschlechter in die Gesellschaft. Die Zuständigkeit für Kinderbetreuung wird dem häuslichen Bereich zugeordnet, wobei eine geschlechtsspezifische Zuordnung der Kinderbetreuung nicht vorgesehen ist. In diesem Modell partizipieren Frauen und Männer gleichermaßen an dem Erwerbsleben und der Kinderbetreuung.

Die besondere Situation von Großfamilien, Ein-Elternteil-Familien sowie von Familien, in denen ältere Angehörige betreut werden, findet bei PFAU-EFFINGER aufgrund der spezifischen Bedingungen keine Vertiefung.

PEUCKERT unterscheidet bei der Beschreibung von Familienmodellen zwischen familialen und nicht-familialen Lebensformen. Er definiert²⁵ Lebensformen als relativ beständige Konstellationen, in denen Menschen den Alltag mit ihnen nahe stehenden Mitmenschen teilen und zusammen leben (vgl. ebd. 2008: 23). Für seine Übersicht nimmt er das Leitbild der traditionellen Normalfamilie zum Ausgangspunkt:

²⁴ Das „Dreiphasenmodell“ unterstützt die „Unvereinbarkeit“ von Mutterschaft und mütterlicher Erwerbstätigkeit, da es eine gleichzeitige Umsetzung beider Lebensbereiche ausschließt (1. Phase: Ausbildung und kurze Zeit von Erwerbstätigkeit, 2. Phase: Familienzeit, 3. Phase: Wiedereingliederung in Erwerbstätigkeit, wenn das jüngste Kind das Jugendalter erreicht hat).

²⁵ In Anlehnung an Hradil (2004)

Tabelle 4: Übersicht familialer Lebensformen

Merkmale der Normalfamilie	Abweichungen von der Normalfamilie
Verheiratet	Alleinwohnende („Singles“); nichteheliche Lebensgemeinschaften
mit Kind/Kindern	kinderlose Ehe
gemeinsamer Haushalt	getrenntes Zusammenleben („living apart together“)
2 leibliche Eltern im Haushalt	Ein-Eltern-Familie; Binukleare Familie; Stief- u. Adoptivfamilie; heterologe Inseminationsfamilie
lebenslange Ehe	Fortsetzungsehe (sukzessive Ehe)
exklusive Monogamie	nichtexklusive Beziehungsformen
heterosexuell	Gleichgeschlechtliche Paargemeinschaft
Mann als Haupternährer	egalitäre Ehe; Doppelkarriereehe; Commuter- Ehe; Hausmänner-Ehe
Haushalt mit 2 Erwachsenen	Haushalt mit mehr als 2 Erwachsenen (Drei- u. mehr-Generationenhaushalt, Wohngemeinschaft)

Quelle: Peuckert 2008: 23

PETZOLD (1999, 2007) hält eine „einfache nomothetische Definition“ der Familie für unzureichend, da die reale Vielfalt individueller Lebensentwürfe so nicht erfasst werden kann und die subjektive Wahrnehmung des Individuums, was es wirklich als Familie empfindet, ausgeschlossen wird. Er schlägt für ein besseres Verständnis von Familie vor, „... auf die subjektive Sicht der Familienmitglieder selbst Bezug zu nehmen“ (ebd.: 1999:

36), um mehr darüber zu erfahren, „... welche Konstellation von Variablen für ein spezifisches Individuum wirklich relevant ist“ (a.a.O.).

Die bisherige Diskussion zeigt, dass eine klare Abgrenzung einzelner Familienformen nur bedingt möglich ist. Der Wandel der Lebensformen bezieht sich nicht nur auf die Ausbildung neuer Muster familialen Zusammenlebens. Neben dem idealtypischen Zyklus der traditionellen Familie, der ein lebenslanges Zusammenleben eines Ehepaars mit einhergehender Elternschaft postuliert, nehmen alternative Lebensverläufe an Häufigkeit zu. Dies kann dazu führen, dass verschiedene Lebensformen in zeitlicher Abfolge variieren und ein „aktives Handlungsmodell des Alltags“ (BECK 1986) innerhalb der Gesamtbiografie immer wieder neu erarbeitet werden muss. SCHMIDT-WENZEL (ebd. 2008: 13) spricht von einer „Überlagerung“ oder auch „Wechselfolge“ mehrerer Familienmodelle, die sich im Lebensverlauf einer Person einstellen können.

Auch BRÜDERL und KLEIN (2002, 2003) konnten mit den Daten des DJI-Familiensurvey 2000 nachweisen, dass eine Zunahme partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland stattgefunden hat. Gleichwohl weisen die Autoren (2003) darauf hin, dass es sozialhistorisch gesehen keine neuen Lebensformen gibt, weswegen der Begriff „Pluralisierung“ zu einem irreführenden Verständnis beiträgt. Sie schlagen vor, von einer „Neuordnung“ oder „Umstrukturierung“ der Familienbiographien zu sprechen (ebd.: 12)²⁶, die sich in Form von nichtnormativen Familienverläufen zeigt.

2.2.2 Familienmodelle zwischen Tradition und Moderne

²⁶ Brüderl und Klein werten die Daten des DJI-Familiensurvey 2000 nicht in Hinsicht auf Einzelereignisse einer Biografie aus, sondern richten den Blick auf den gesamten Lebensverlauf. Um den sozialen Wandel anschaulich zu machen werden drei Geburtskohorten verglichen. Es zeigen sich Unterschiede hinsichtlich a) der Häufigkeit von Lebensformwechsel, diese steigt bei den beiden jüngeren Geburtskohorten, b) Timing der Lebensformwechsel, der Anteil der Ehen mit vorheriger nichtehelicher Lebensgemeinschaft vergrößert sich bei jüngeren Kohorten und c) Abweichungen von Lebensformen die zum gesellschaftlichen Standard geworden sind, der Anteil der „ungeordneten“ Lebensläufe nimmt kontinuierlich zu. Vgl. auch Lengerer und Klein (2007), die in ihrem Beitrag „Der langfristige Wandel partnerschaftlicher Lebensformen im Spiegel des Mikrozensus“ auf Basis von Mikrozensusdaten den Wandel partnerschaftlicher Lebensformen untersuchen. Für eine differenzierte Beschreibung werden die Befunde hier mit Perioden- und Kohortenperspektive ausgewertet und entsprechen der o.b. Untersuchung.

Um die wichtigsten familialen Arrangements der Untersuchungsgruppe identifizieren zu können, werden neben den bekannten Studien auch Erfahrungsberichte genutzt, die sowohl für Wissenschaftlerinnen (BILLER-ANDORNO, u.a.: 2005) als auch Wissenschaftler (REUTER, u.a.: 2008) veröffentlicht wurden. Demnach ergeben sich folgende Modelle familialen Zusammenlebens bei Professorinnen und Professoren:

- Ein-Elternteil-Familie (BILLER-ANDORNO, u.a.: a.a.O.)
- Stieffamilien (REUTER, u.a.: a.a.O.)
- Doppelkarrierepaare mit Kindern (LIND: 2008)
- Commuterpaare / mobile Partnerschaften mit Kindern (BILLER-ANDORNO: a.a.O., REUTER: a.a.O.)
- Traditionelle Familie (KRIMMER, u.a.: 2004, REUTER, u.a.: a.a.O.)

Die Wahl für ein bestimmtes Familienmodell stellt an die Beteiligten jeweils unterschiedliche Herausforderungen. So kann beispielsweise davon ausgegangen werden, dass die Zuständigkeit für die Kinderbetreuung und den Haushalt in traditionellen Familien bei der nicht bzw. nur in geringem Umfang erwerbstätigen Person liegt. Anders sieht die Situation bei Doppelkarrierepartnerschaften aus. Hier muss ein weit größerer Aufwand an Abstimmungsprozessen geleistet werden, damit die Kinder versorgt sind und der Haushalt organisiert ist; während in Ein-Elternteil-Familien die Alleinzuständigkeit mit ihren Sonnen- und Schattenseiten dominiert. Die folgende Übersicht soll einen Eindruck der verschiedenen Formen von familialen Zusammenleben vermitteln.

2.2.2.1 Ein-Elternteil-Familie

Am häufigsten ist die Scheidung bzw. Trennung der Eltern Ursache für die Gründung einer Ein-Elternteil-Familie. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes (2011) waren 2009 rund 40% der 2,6 Mio. allein erziehenden Elternteile geschieden. Die verbleibenden knapp 60 % verteilen sich auf Lebensformen von getrennt lebend (16%), ledig (37%) und verwitwet (5%). Von den geschiedenen Elternteilen lebten 59% mit minderjährigen Kindern zusammen. In dieser Gruppe übernehmen 90% der Frauen die Hauptverantwortung für die

Versorgung der Kinder. Auch betreuen Mütter häufiger als Väter jüngere Kinder im Alter unter 15 Jahren.

Kennzeichnend für die Situation von Ein-Eltern-Familien ist die Alleinzuständigkeit des Elternteils für alle Belange des Familienlebens. Haushalts- und Erziehungsaufgaben können nicht zwischen den Partnern aufgeteilt werden und Schwierigkeiten, die im Familienalltag entstehen, müssen alleine gelöst werden.

Die Lebensumstände von allein erziehenden Elternteilen können nicht verallgemeinert werden. Für die Untersuchungsgruppe treffen viele Charakterisierungen nicht zu, die die vorhandenen Risiken von Ein-Eltern-Familien beschreiben (z.B. Armutsrisiko, niedrige berufliche Qualifikation), da sie der Gruppe der ökonomisch privilegierten Personen zugeordnet werden können (vgl. SCHNEIDER, u.a. 2001: 167). Die gesellschaftliche Akzeptanz von Ein-Elternteil-Familien nimmt stetig zu und Zuschreibungen, die allein erziehende Elternteile per se mit einer deprivierten Lage (SCHNEIDER 2002) in Verbindung bringen, beschreiben nur eine Seite dieser Lebensform.

SANDER (2002) verweist in ihrem Aufsatz „Mutterschaft in Teilfamilien“ auf den hohen Stellenwert des Bildungsstandes bei der Bewältigung einer Scheidung. Frauen, die über eine höhere Bildung verfügen, können eher auf förderliche Strategien und Kompetenzen zurückgreifen, nicht zuletzt haben sie auch eher die Chance auf eine befriedigende Erwerbstätigkeit mit finanzieller Sicherheit, was die Bewältigung einer Trennung erheblich erleichtert (vgl. ebd.: 61/62).

Auch HAMMER (2003) zeigt in ihrer Untersuchung, dass die Lebensumstände von Ein-Elternteil-Familien ein heterogenes Bild ergeben. Die Autorin befragte 649 allein erziehende Männer und Frauen nach ihrer Lebenslage, gut ein Drittel der Befragten (35%) verfügt über ein hohes Maß an Zufriedenheit, wobei die Personen dieser Gruppe über einen höheren schulischen Abschluss sowie über ein höheres Einkommen verfügen und erwerbstätig sind.

SCHNEIDER u.a. (2001) haben in ihrer Studie „Alleinerziehen – Vielfalt und Dynamik einer Lebensform“ ein facettenreiches Bild der Ein-Elternteil-Familien nachzeichnen

können. Die Befragung erfolgte zum einen in einer standardisierten Form, dabei wurde mit 500 zufällig ausgewählten Alleinerziehenden eine Telefonbefragung durchgeführt. Zum anderen wurden aus der Telefonbefragung 131 Personen ausgewählt, die an leitfadengestützten Interviews teilgenommen haben. In der Studie werden Vor- und Nachteile von Ein-Elternteil-Familien folgendermaßen zusammengefasst:

Tabelle 5: Vor- und Nachteile des Alleinerziehens

Vorteile des Alleinerziehens	%	Nachteile des Alleinerziehens	%
Entscheidungsfreiheit	49	Alleinverantwortung	35
Wegfall von Partnerschaftskonflikten	22	Finanzielle Nachteile	31
Persönlichkeitsentwicklung	20	Alleinige Aufgabenlast	26
Vorteile für das Kind	8	Vereinbarkeit von Beruf und Familie	24
k.A.	1	Weniger Zeit/Freizeit	18
		Nachteile für die Kinder	9
		Gesellschaftliche Vorurteile	9
		Fehlende Partnerschaft	8

Quelle: Schneider u.a. (2001: 201/204)

Ob die Lebensumstände von Ein-Elternteil-Familien positiv oder negativ eingeschätzt werden, ist von vielen Faktoren abhängig. Die individuelle Lebenserfahrung (z.B. gewünschte oder ungewollte Trennung des Paares), die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (z.B. institutionelle Kinderbetreuung für Berufstätige) oder die jeweilige Verfassung des Kindes (z.B. Krankheit oder entwicklungsbedingte Krisen) nehmen Einfluss auf die Lebenssituation dieser Familienform. Ein-Elternteil-Familien stellen keine homogene gesellschaftliche Gruppe dar, neben den bekannten Risiken, die in der Regel mit

der sozioökonomischen Lage verknüpft sind, gibt es gerade in der kleinen ökonomisch privilegierten Gruppe einen Teil, der dieses Familienmodell als gewinnbringende Alternative schätzt.

2.2.2.2 Stieffamilie

Unter dem Begriff „Stieffamilie“ wird eine Vielzahl von Varianten des familialen Zusammenlebens zusammengefasst. Das gemeinsame Kennzeichen besteht in der Integration eines nichtleiblichen Elternteils in die Ein-Elternteil-Familie. Ebenso wie die Ein-Elternteil-Familie gründen sich Stieffamilien meist nach einer Scheidung oder Trennung. Eine genaue Erfassung durch die amtliche Statistik über den Anteil von Kindern, die in dieser Familienform leben, ist bisher nicht erfolgt.

Studien, die sich mit der Lebenswelt von Kindern beschäftigen, geben aber Anhaltspunkte wie hoch der Anteil von Kindern in dieser Lebensform ist. In der 1. World Vision Kinderstudie (2007) gaben 6% der befragten 8 bis 11 Jahre alten Kinder an, in diesem Familienmodell zu leben. Der UNICEF-Bericht (2008) zur Lage der Kinder in Deutschland gibt den Anteil der befragten 11-, 13- und 15-jährigen Kinder, die in Stieffamilien leben, mit 9,2 % an.

Das DJI (Deutsches Jugendinstitut) hat in der Studie „Stieffamilien in Deutschland“ (2002) eingehend die Lebenssituation von Stieffamilien untersucht. Anhand der Daten der Familiensurveys (1994/2000) konnten unterschiedliche Stiefkonstellationen bestimmt werden. So unterscheiden sich Stieffamilien hinsichtlich

- dem Geschlecht des leiblichen Elternteils (Stiefmutter-/Stiefvaterfamilie),
- der Kinderkonstellation (gemeinsame leibliche Kinder können zu Stiefkindern hinzukommen, beide Elternteile bringen leibliche Kinder mit in die Familie, etc.) und
- der Partnerschaftsform (vgl. TEUBNER 2002: 1).

Neben diesen strukturellen Unterschieden können Stieffamilien unterschiedliche Phasen bzw. Typen durchlaufen. Bis ein familiales Gleichgewicht erreicht ist, können diese Phasen mehrmals und in verschiedener Reihenfolge auftreten, da Familienentwicklung immer auch

als dynamischer Prozess verstanden werden muss. Die Entwicklung von Stieffamilien lässt sich idealtypisch in drei Phasen einteilen (vgl. ebd.: 3):

- Die *Als-ob-Normalfamilie* missachtet ihre stieffamilialen Besonderheiten. Dies geschieht, indem der außerhalb der Familie lebende leibliche Elternteil ausgegrenzt wird. Insgesamt wird das Familienklima als harmonisch erlebt und die Stieffamilie als Kernfamilie empfunden. Schwierigkeiten tauchen auf, wenn sich bspw. das Kind dieser Familiendefinition nicht anpasst und den Wunsch nach Kontakt zu dem anderen Elternteil äußert oder auch fordert.
- Der *gescheiterten Stieffamilie* misslingt die Integration des Stiefelternteils. Das Familienleben wird als konfliktreich erlebt, dies gilt auch für die Beziehung zwischen den Partnern. Lösungen werden durch Ausgrenzung des Kindes oder durch Trennung der Partner versucht. Der außerhalb der Familie lebende Elternteil nimmt in der Regel keinen Einfluss auf das Familiengefüge.
- Für die *erweiterte Stieffamilie* ist charakteristisch, dass erweiterte Familiengrenzen bestehen und die Familie über ein reichhaltiges Kommunikations- und Interaktionsvermögen verfügt. Sowohl der Stiefelternteil als auch der außerhalb der Familie lebende Elternteil sind in der Fortsetzungsfamilie integriert, jeder hat seinen Platz gefunden und kann sich auf die Unterstützung der anderen Familienmitglieder verlassen. Diesem Modell werden besondere Entwicklungschancen für die Kinder zugesprochen, da diese auf mehrere Bezugspersonen zurückgreifen können.

Gerade in den ersten Jahren des Zusammenlebens als Stieffamilie müssen die Familienmitglieder starke Veränderungen akzeptieren. WALPER und WILD (2002) fassen die Ergebnisse der wichtigsten Studien in bezug auf Veränderungs- und Anpassungsprozesse zusammen. Dabei beziehen sie sich vor allem auf entwicklungsbezogen-systemtheoretische Ansätze, die zum einen auf Unterschiede zwischen verschiedenen Formen der Stieffamilie (s.o.) hinweisen und zum anderen für die Wiederherstellung des familialen Gleichgewichts in der Neuordnung von Familiengrenzen und -rollen eine wichtige Funktion sehen. Demnach sind nur dann nachteilige Auswirkungen zu erwarten, wenn die Bewältigung hierzu anstehender Entwicklungsaufgaben (vgl. Kap. 2.1.3) einen ungünstigen Verlauf nimmt. Für die Autorinnen gehören hierzu

- „die emotionale Bewältigung der Verluste, Einschränkungen und anderen negativen Erfahrungen aus der vorangegangenen Entwicklungsphase, die durch die Trennung oder den Tod des ehemaligen Ehepartners bzw. Elternteils bedingt waren,
- der Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zwischen Stiefelternteil und Stiefkind(ern),
- parallel hierzu die Konsolidierung der neuen Partnerschaft.
- Falls der Stieffamiliengründung eine Trennung vorausging und noch der Kontakt zum getrennt lebenden Elternteil besteht: die Sicherung der Beziehung zum getrennt lebenden Elternteil und ggf. zu dessen Verwandtschaft
- Soweit Stiefgeschwister vorhanden sind: der Aufbau positiver Beziehungen zwischen den biologisch nicht verwandten Geschwistern
- Falls neue Kinder in der Partnerschaft geboren werden: Bewältigung der Veränderungen und Probleme, die mit der Geburt eines weiteren (gemeinsamen) Kindes einhergehen“ (ebd.: 340).

Um ein familiales Gleichgewicht in Stieffamilien herzustellen, benötigen alle Beteiligten ein hohes Maß an Durchhaltevermögen und Vertrauen in das neue Familienmodell. Auch die Bereitschaft des Stiefelternteils immer wieder Beziehungsangebote anzubieten, um einer möglichen negativen Einstellung des Kindes gegenüber dem „neuen“ Familienmitglied entgegenzuwirken, nimmt positiven Einfluss auf die Familienentwicklung. Trotz aller Bemühungen kommt es immer wieder vor, dass die kindliche und die elterliche Perspektive im Erleben der veränderten Familiensituation divergieren (vgl. Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2005: 79). Was auf der Paarebene als Bereicherung erfahren wird, kann aus kindlicher Sicht als störend oder kränkend erlebt und bewertet werden. Es überrascht also nicht, dass es oft mehrere Jahre dauert, bis in einer Stieffamilie ein gemeinsames Familienbild entwickelt werden kann (vgl. PEUCKERT 2008: 220).

Die vorliegenden Studien zu Karrierebedingungen von Professorinnen und Professoren geben Hinweise, dass eben auch die Partnerschaften von Wissenschaftlerinnen durch Trennungen und Instabilität betroffen sind. Mit welchen besonderen Anforderungen Eltern mit Kindern in Trennungs- und Stieffamilien konfrontiert werden, beschreibt der nächste Abschnitt.

2.2.2.3 Die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien

Die Scheidung oder Trennung der Eltern stellt für die betroffenen Kinder erst einmal ein belastendes Lebensereignis dar. Während das „klinische Paradigma“ eher die pathogenen und belastenden Faktoren herausstellt (vgl. SANDER 2002: 267), indem die Trennung bzw. Scheidung der Eltern als ein bedeutsamer Risikofaktor für die kindliche Entwicklung gewertet wird, vermeiden andere Ansätze die Übernahme einer „Defizitperspektive“²⁷. Diese entwicklungsbezogenen Erklärungsansätze verweisen auf den prozesshaften Verlauf bei der Neuorientierung und –organisation des Familienlebens. Zunächst stellt die Trennung der Eltern kein „Einzelereignis“ dar, vielmehr handelt es sich um „ein Konglomerat verschiedener negativer Ereignisse im Zeitverlauf“ (SCHEITHAUER u.a. 2002: 70), die in Abhängigkeit von individuellen Persönlichkeitsmerkmalen und dem sozioökologischen Kontext stehen. Hierbei wird zwischen direkten (z.B. familiäre Konflikte, Kontakteinschränkung zu getrenntem Elternteil) und indirekten Folgen (z.B. Veränderung des sozialen Umfeldes, Verschlechterung der sozioökonomischen Lage) der Scheidung unterschieden (vgl. HEINRICHS, u.a. 2008: 15). Eine Vielzahl der Beiträge zu Scheidungsfolgen für Kinder (SCHWARZ / NOACK 2002, WALPER / WILD 2002, SANDER 2002, PEUCKERT 2008, HEINRICHS/BODENMANN/HAHLWEG 2008) kommt zu folgendem zusammenfassenden Ergebnis: Kinder aus Scheidungsfamilien scheinen ein höheres Risiko mit Verhaltensproblemen zu zeigen als Kinder aus intakten Familien, gleichwohl fallen die Effekte eher moderat aus. Die Frage, ob die Verhaltensprobleme ein Resultat negativer Scheidungsverläufe ist oder ein Ergebnis der erlebten konfliktreichen Beziehung der Eltern vor der Trennung, kann nicht eindeutig beantwortet werden.

Die entwicklungsbezogene Perspektive erkennt darüber hinaus auch positive Folgen für die Kinder, „... sowohl durch eine Entschärfung familialer Konflikte, die durch die Trennung eingeleitet werden kann, als auch durch den Erwerb von Bewältigungskompetenzen in der Auseinandersetzung mit trennungsbedingten Anforderungen“ (WALPER / SCHWARZ

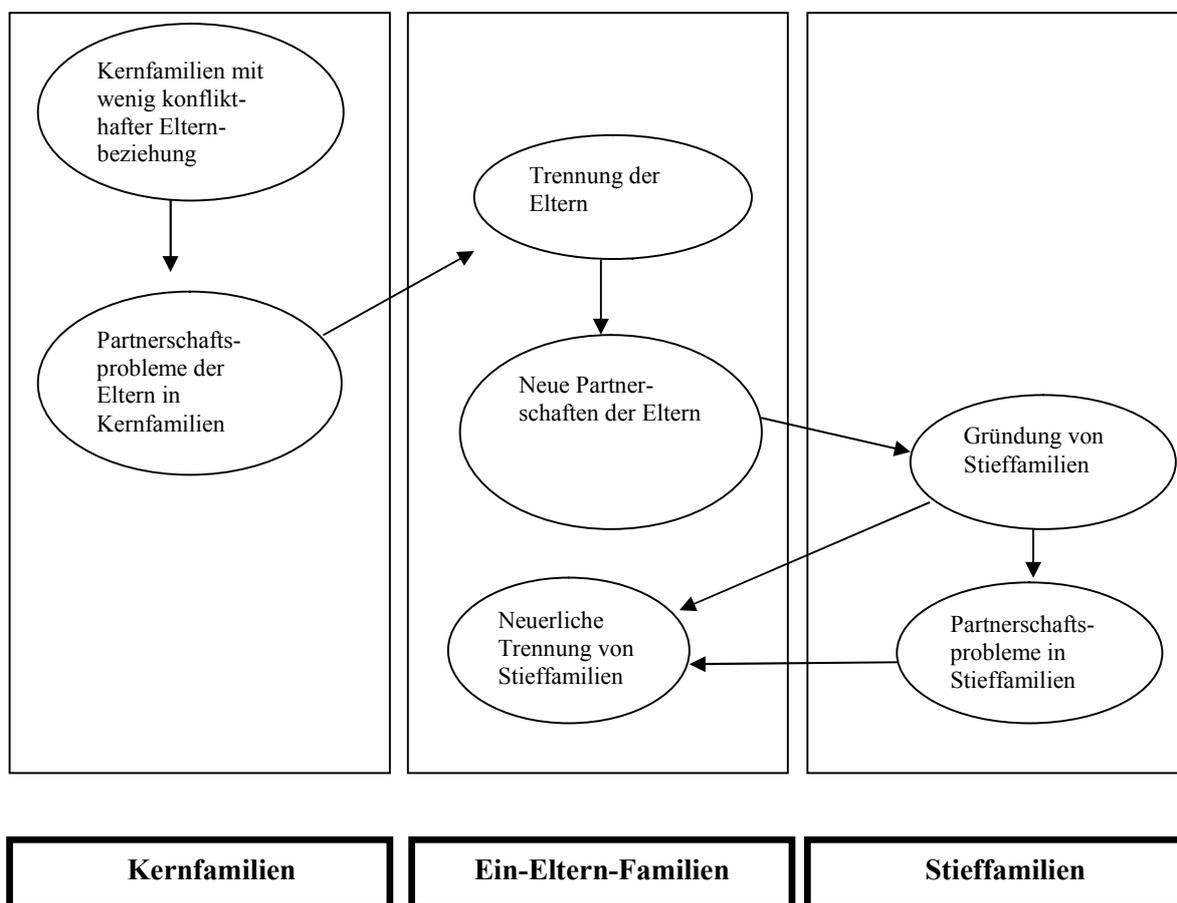
²⁷ Ein Überblick über relevante Scheidungstheorien findet sich bei Heinrichs/Bodemann/Hahlweg 2008 : 29-34

1999: 13). Verschiedene Längsschnittuntersuchungen (z.B. SCHMIDT-DENTER / SCHMITZ 1999, HETHERINGTON / KELLY 2003, WALPER u.a. 2001) können den prozesshaften Verlauf von Bewältigungsleistungen der betroffenen Familienmitglieder beschreiben und geben einen Eindruck wieder, wie sich Kinder an die einschneidenden Veränderungen des Familienlebens anpassen. SCHMIDT-DENTER / SCHMITZ (1999) ermitteln sechs Jahre nach der Trennung der Eltern bei einem Drittel der Familien (n=15 / 34%) einen positiven Entwicklungsverlauf für die Kinder. Kennzeichnend für die günstige Entwicklung ist ein herzliches Verhältnis des Kindes zu beiden Elternteilen. Den getrennt lebenden Eltern gelingt es, ein hohes Maß an Konsens hinsichtlich wichtiger Erziehungs- und Versorgungsleistungen für das Kind herzustellen (vgl. ebd.: 88).

Feindseligkeiten und Konflikte zwischen den Eltern führen auch nach der Trennung zu erheblichen Belastungen auf Seiten des Kindes (z.B. SCHMIDT-DENTER / SCHMITZ 1999, WALPER / GERHARD 1999, WALPER, u.a. 2001, HETHERINGTON / KELLY 2003). Die größere Instabilität von Trennungsfamilien führt zu weiteren Belastungen, die sich oft erst im Laufe der Zeit bemerkbar machen, während Scheidungskinder in stabilen Trennungsfamilien weniger Belastungen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung zeigen (vgl. WALPER 2004).

Die folgende Abbildung gibt einen Überblick darüber, welche Entwicklungsverläufe von Familiensituationen möglich sind:

Abbildung 2: Familienbiographische Verläufe



Quelle: Walper, u.a. (2001)

Kinder bewältigen den familiären Umbruch auf unterschiedliche Weise. Ebenso wie die Erwachsenen müssen sie die drastische Veränderung verarbeiten, die in der Regel mit dem Auszug einer Bezugsperson einhergeht. Oftmals ist mit der Trennung der Eltern für die Kinder auch ein Wechsel der Schule oder des Wohnumfeldes verbunden. Die Studien, die sich mit Scheidungsfolgen für Kinder befassen, zeichnen ein heterogenes Bild von Entwicklungsverläufen, wobei der Beziehungsgestaltung zwischen den getrennt lebenden Eltern ein hoher Einfluss auf die Befindlichkeit und die Sozialentwicklung des Kindes

zugeschrieben wird. Trotz der krisenhaften Erfahrung zeigt die Mehrheit der Kinder langfristig eine gute Anpassungsleistung an die neue Lebenssituation oder wie es HETHERTON und KELLY (2003) formulieren: „Scheidung prädestiniert keine Entwicklung“.

2.2.2.4 Doppelkarrierepaare mit Kindern

Den Doppelkarrierepaaren bzw. Dual Career Couples (DCC) werden von SOLGA und WIMBAUER Paare zugeordnet, „... in denen beide Partner eine hohe Bildung und Berufsorientierung besitzen sowie eine eigenständige Berufslaufbahn verfolgen“ (ebd. 2005: 9). Die Autorinnen grenzen die DCCs von Zwei-Verdiener-Paaren ab, in denen nur ein Partner (meist der Mann) eine eigenständige Berufslaufbahn verfolgt und der andere Partner (in der Regel die Frau) oft keiner professionellen Tätigkeit nachgeht, weil er den überwiegenden Teil der Familien- und Haushaltsaufgaben übernimmt (vgl. PEUCKERT 2008: 264, HENNINGER, u.a.2007: 69). Die Gruppe der DCCs ist in den letzten Jahren zunehmend in den Blick wissenschaftlicher Forschung gerückt. In der Ausgestaltung neuer familialer Lebenswelten wird den Doppelkarrierepaaren eine Vorreiterfunktion zugesprochen. Die „pioneers for families of tomorrow“ (RAPOPORT&RAPOPORT in SCHULTE 2002: 65) beeinflussen familiäre Leitbilder und übernehmen als „gesellschaftliche Avantgarde“ (WALTHER/LUKOSCHAT 2008: 17) eine Vorbildfunktion. Der Wunsch, dass Arbeits- und Familienleben gleichberechtigt nebeneinander stehen und beide Bereiche den Ansprüchen von Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung gerecht werden, kennzeichnet dieses Lebenskonzept (SCHULTE 2002).

Um mehr über Bewältigungsstrategien von Doppelkarrierepaaren in Erfahrung zu bringen, befragten WALTHER und LUKOSCHAT (2008) 1147 Paare mit Kindern, in denen beide Partner überdurchschnittliche berufliche Qualifikationen aufwiesen und in einer Führungsposition tätig waren bzw. diese anstrebten. Nach einer qualitativen Erhebung mit 25 Paaren, wurde eine freiwillige Online-Befragung zur Vereinbarkeit von Familie und beruflicher Karriere durchgeführt, an der 1122 Einzelpersonen teilgenommen haben. Die Konzentration auf die wichtigsten Lebensbereiche, d.h. Beruf und Familie, sowie die hohe Bereitschaft, „miteinander zu kommunizieren“, werden von den Befragten als bedeutende

Indikatoren für ein gelingendes Familienleben neben der hohen Berufsorientierung genannt. Der Grad der Zufriedenheit mit dem gewählten Lebensmodell wird hoch geschätzt, so geben 49% der Teilnehmenden an, insgesamt „zufrieden“ zu sein, hinzukommen 42% der Befragten, die mit der Wahl ihres Lebensmodells insgesamt sogar „sehr zufrieden“ sind. Die Einschätzung hinsichtlich der Entwicklung der Kinder wird noch positiver bewertet, hier geben 70% der Befragten an „sehr zufrieden“ zu sein, weitere 27% der Teilnehmenden zeigen sich mit der Entwicklung ihrer Kinder „zufrieden“. Paare, die eher eine egalitäre Rollenaufteilung in der Partnerschaft wählen, erscheinen zufriedener als Paare, die ein traditionelles Partnerschaftsmodell leben. Diese zuletzt genannte Gruppe zeigt ein höheres Konfliktpotential innerhalb der Partnerschaft mit einhergehender Unzufriedenheit auf Seiten der Partnerin. Bemerkenswert ist, dass sich insgesamt 952 Frauen im Verhältnis zu 170 Männern (eigene Berechnung) von der Befragung angesprochen gefühlt haben. Diese Verteilung der Geschlechterbeteiligung kann als Hinweis gewertet werden, dass traditionelle Rollenzuweisungen auch in diesen Paarkonstellationen fortbestehen (vgl. Kap. 2.1.5).

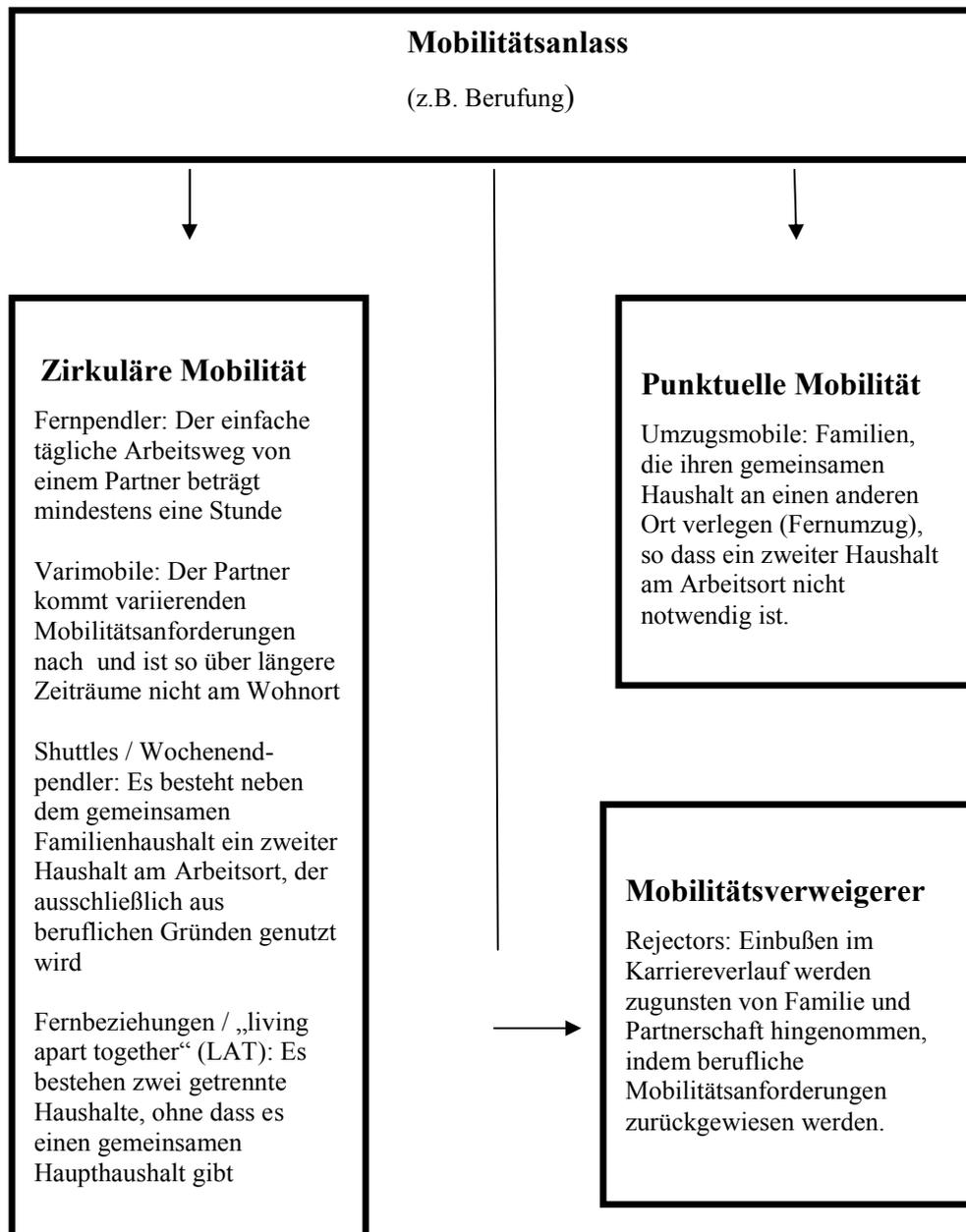
Trotz vermuteter egalitärer Leitbilder von Doppelkarrierepaaren ist auch in der Gruppe der DDCs mit der Geburt eines Kindes der Übergang zu traditionellen Mustern in der Familien- und Haushaltsverantwortung festzustellen. Viele empirische Studien verweisen eindrücklich auf die Karriereverzögerung von Frauen ab der Geburt eines Kindes, da diese zugunsten der Familienarbeit eher zu Abstrichen in der beruflichen Entwicklung bereit sind (SCHULTE 2002, SOLGA / WIMBAUER 2005, BEHNKE / MEUSER 2005, HENNINGER, u.a. 2007).

2.2.2.5 Mobile Lebensformen

Für viele Doppelkarrierepaare stellt die berufliche Mobilität eine weitere Herausforderung für die Gestaltung des Familienlebens dar. Streben beide Partner eine berufliche Karriere an, „... vergrößern sich die Schwierigkeiten, berufliche und familiale Ziele am Ort des gemeinsamen Haushalts zu vereinbaren“ (LIMMER 2005: 97). Dies trifft in hohem Maße auch auf die Gruppe der Professorinnen und Professoren zu. Um das Karriereziel Professur zu erreichen, ist räumliche Mobilität fast unumgänglich, da zum einen Hausberufungen nicht üblich sind und zum anderen die Anzahl der zur Verfügung stehenden Stellen eher begrenzt einzuschätzen ist (vgl. ZIMMER, u.a. 2007: 49).

Mobile Lebensformen zeigen ein facettenreiches Bild alternativer Lebensgestaltung. Eine Übersicht über die verschiedenen Formen mobiler Lebensgestaltung gibt folgende Abbildung:

Abbildung 3: Mobile Lebensformen



Quelle: Modifiziert auf der Grundlage von SCHNEIDER 2002:188, LIMMER 2005:100, PEUCKERT 2008: 270

Die Folgen von beruflicher Mobilität für Familie und Partnerschaft sind schwer einzuschätzen und stellt die Beteiligten vor die Aufgabe, Mobilitätsanforderungen „... mit individuellen Bedürfnissen nach Stabilität, Nähe und Intimität zu verbinden“ (SCHNEIDER 2005: 93). Die Herstellung eines als sinnvoll erlebten und praktikablen Arrangements zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf erscheint oftmals als ein mühsamer und anstrengender Prozess. Die Erfahrungen eines „pendelnden“ Professors mit zwei Kindern geben einen Eindruck, welche Abstimmungsleistungen erforderlich sind, damit so ein Arrangement funktionieren kann:

„Diese ganzen konkreten, praktischen Sachen des Lebens sind dann doch schwierig. Und dann kommt man in die Familie zurück, und da ist dann die Erwartung, man hätte seine Arbeit abgeschaltet. Aber so ist das nicht. Das erfordert einen hohen Aufwand an Absprachen. Man muss die Tage praktisch ganz genau einteilen: Dann kommst du wieder, dann kann ich gehen, oder da sind wir mal zu Zweit. Man muss dauernd mit dem Terminkalender das Privatleben organisieren“ (Antweiler in REUTER, u.a. 2008: 68).

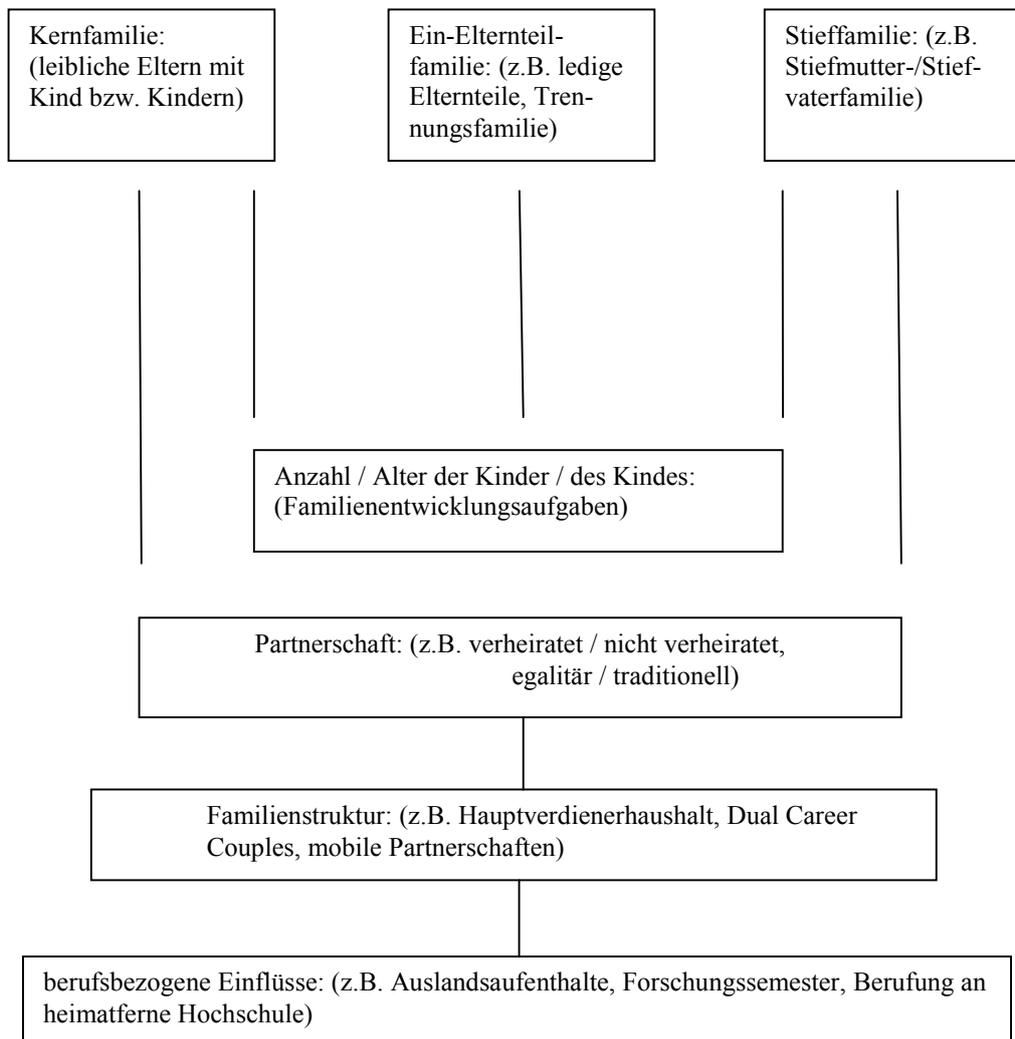
Den umfassendsten Einblick in die Lebenssituation von mobilen Lebensformen gibt die Studie von SCHNEIDER, LIMMER und RUCKDESCHEL (2002). Der Autor und die Autorinnen gehen in ihrer Untersuchung „Berufsmobilität und Lebensform“ der Frage nach, ob berufliche Mobilitätsanforderungen noch mit dem Zusammenleben in der Familie vereinbar sind. Zunächst wurden in einer standardisierten Telefonbefragung 399 Personen mit mobiler Lebensgestaltung interviewt und 89 Personen, die eine nicht mobile Lebensform gewählt hatten. Im Anschluss daran erfolgten mit einem Teil der Befragten qualitative Interviews. Auf dieser Datengrundlage beschreibt die Forschungsgruppe ein enges Interdependenzverhältnis zwischen der Partnerschafts- bzw. Familienentwicklung und der beruflichen Biografie. Beide Lebensbereiche können sich sowohl in hemmender als auch in fördernder Weise beeinflussen. Insbesondere die Befragten, die der beruflichen Situation positive Auswirkungen zusprechen, berichten von einer hohen beruflichen Zufriedenheit, die positiven Einfluss auf die Partnerschaft nimmt. Andersherum sehen die Befragten, die der beruflichen Situation einen negativen Einfluss zuschreiben, Nachteile, da für Partnerschaft und Familie zu wenig Zeit übrig bleibt und die Belastung durch den Beruf oder durch die Fahrzeiten das Familienleben zu Hause deutlich beeinträchtigt. Die fehlende Erfahrung der

täglichen Interaktion und des gemeinsam gelebten Alltages wird von jeder vierten Shuttlebeziehung als größte Gefahr für eine Entfremdung der Partner erkannt. Auswirkungen der Mobilität auf die Eltern-Kind-Beziehung werden in Abhängigkeit von individuellen Fähigkeiten und Ressourcen der Beteiligten gesehen. So fördert bspw. die Mobilität bei einigen Vätern eher die Bereitschaft, dass diese sich am Wochenende intensiver um ihre Kinder kümmern als Väter nicht mobiler Lebensformen. Trotz der bestehenden Mehrfachbelastung von mobilen Familienformen, kann nicht zwangsläufig davon ausgegangen werden, dass das Familienleben beeinträchtigt wird, wobei der Mobilität ein hoher Einfluss auf die Gestaltung des Privatlebens und der Familienbeziehungen zugeschrieben wird.

2.2.3 Familiäre Lebenswelten bei Professorinnen und Professoren

Die vorangegangenen Ausführungen haben Auskunft über die Vielfalt von Familienmodellen gegeben. In einem nächsten Schritt sollen die Ergebnisse mit spezifischen Bedingungen familialer Lebenswelten von Professorinnen und Professoren zusammengefasst werden. Die folgende Abbildung gibt eine Übersicht der verschiedenen Varianten familialer Lebenswelten der Untersuchungsgruppe und fasst bisher beschriebenen Elemente, die auf die Familienform Einfluss nehmen, zusammen:

Abbildung 4: Varianten familialer Lebenswelten



Werden die wechselseitigen Einflüsse der verschiedenen Merkmale mit einbezogen, entwickelt sich ein detailreiches Bild über die Faktoren, die die Ausgestaltung der Elternrolle bezogen auf die Kontextbedingungen von Familienarrangements bei Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern prägen. Der wechselseitige Einfluss dieser Merkmale führt zu Veränderungen der Familienmodelle, die in ihrer Form den jeweiligen Bedingungen angepasst werden müssen. Hiermit sind nicht nur private Entscheidungen wie eine Trennung oder Scheidung gemeint, also ein Wechsel vom Familienmodell Kernfamilie zu einer Ein-Elternteil-Familie. Die gängige Praxis von Karrierewegen an Hochschulen beinhaltet die Bereitschaft, Auslandssemester wahrzunehmen oder den Ruf an heimatfremde

Hochschulen anzunehmen. In diesem Fall müssen Entscheidungen getroffen werden, die alle Formen der mobilen Lebensgestaltung betreffen. Gerade diese beruflichen Einflussfaktoren wirken sich entscheidend auf die Gestalt des jeweiligen Familienmodells aus. Es ist deshalb anzunehmen, dass Mütter und Väter in der Wissenschaft eine Wechselfolge von Familienmodellen erleben und hierin einen flexiblen Umgang erlernen müssen.

2.2.4 Zusammenfassung

Die bisherige Diskussion zeigt, dass die Ausgestaltung der Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Karriere und Familienleben zu höchst unterschiedlichen Familienmodellen führt. Die Pluralität der Lebensformen ist durch die Ausbildung heterogener Arrangements gekennzeichnet, in denen Elternschaft gelebt wird, und bestimmt den Kontext, in dem Familienleben stattfindet. Die Wahl eines bestimmten Familienmodells nimmt Einfluss auf Gestaltungsaufgaben, die für ein funktionierendes Familienleben notwendig sind. Wechselfolgen verschiedener familialer Arrangements gehören mit zu den Bedingungen, die den Karriereweg an Hochschulen flankieren. Jedes Familienmodell zeigt sowohl positive als auch negative Entwicklungen, d.h., dass der Rahmen von gelingenden bis misslingenden Lebensentwürfen weit gesteckt ist, denn: „Alle familialen und familienähnlichen Lebensformen werden als eigenständige Varianten mit spezifischen Strukturen und Bewältigungsmechanismen betrachtet, die in ihrer Sozialisationskompetenz zumeist nicht defizitär sind“ (TEXTOR 2009: 42). Gleichzeitig stellen Familienmodelle den äußeren Kontext familialer Realität dar. Über innere Zusammenhänge des Familienlebens können sie keine befriedigende Auskunft geben. Schon jetzt dürfte deutlich geworden sein, dass sich beispielsweise die Partnerschaftsqualität ganz entscheidend auf die Befindlichkeit der Eltern auswirkt und somit auch auf die Ausgestaltung der Elternrolle Einfluss nimmt. Ein stetes Gefühl von Unzufriedenheit, hohes Konfliktpotential in der Familie und/oder andauernde Überforderung führen zu innerfamiliären Prozessen, die sicherlich keine günstigen Voraussetzungen für ein befriedigendes Zusammenleben von Kindern und ihren Eltern bereitstellen. Im folgenden Kapitel sollen deshalb Theorien und Modelle vorgestellt werden, die innerfamiliäre Konsolidierungsprozesse beschreiben und den Blick auf elterliche Handlungsmöglichkeiten richten.

2.3 Familie und Kindheit

„Fachleute, Forscher und Psychologen haben grundsätzlich versucht, das Problem des menschlichen Verhaltens mit der Frage zu lösen: >>Warum werden wir so, wie wir sind?<< Diese Frage hat unendlich viel Wissen über Risikofaktoren bzw. Umstände produziert, die die Wahrscheinlichkeit erhöhen, zu erkranken, sich auffällig zu verhalten oder unter Problemen zu leiden. Man hat die Gefahren so genau aufgezeichnet, daß einem das Leben so gewagt wie das Überqueren eines Minenfeldes und die Kindererziehung so risikvoll wie das Laufen auf dünnem Eis erscheint“

(Ben Furmann 2005: 16).

Der vorangegangene Abschnitt hat verdeutlicht, dass jedes Familienmodell seine besonderen Vorzüge aber auch Nachteile hat. Somit bietet die Familienform den Rahmen an, in dem Familienleben stattfinden kann. In allen familialen Arrangements sind Eltern hierbei gefordert ihre Verantwortung für kindliche Entwicklungsprozesse wahrzunehmen. Die Hinwendung zum Beruf hat für Professorinnen und Professoren zur Folge, dass sie als Eltern nicht immer für die Belange und Bedürfnisse ihrer Kinder zur Verfügung stehen können. Für viele Kinder stellt die Anwesenheit der Eltern keine Selbstverständlichkeit dar und fordert auch von den Kindern eine hohe Belastbarkeit ein. Das Engagement für den Beruf entlässt aber auch Professorinnen und Professoren nicht von ihrer Verantwortung oder mindert ihre Bereitschaft für ihr Kind bzw. ihre Kinder möglichst günstige Entwicklungsbedingungen bereitzustellen. Nach wie vor herrscht Einigkeit darüber, „... dass die Erziehung und Sozialisation zu den wichtigsten Aufgaben der Eltern gehört“ (SCHNEEWIND 2002:217).

In dem obigen Zitat vergleicht Ben Furmann Kindererziehung mit dem „Laufen über dünnes Eis“. Das Leben mit Kindern wird als vielgestaltete Lebensaufgabe beschrieben, indem das Ausfüllen der Elternrolle richtungsweisend für die Entwicklung eines Kindes gesehen wird. Die moralische Norm „verantworteter Elternschaft“ (KAUFMANN 2008: 3) hat sich in vielen gesellschaftlichen Schichten durchgesetzt und fordert von Eltern einen verantwortungsbewussten Umgang mit dem Kind ein oder - wie es KAUFMANN ausdrückt - haben die Erzeuger eines Kindes auch die Verpflichtung zu seiner Erziehung auf sich zu nehmen.

Aufgrund des in Deutschland vorherrschenden Mutterbildes (vgl. Kap. 2.1.6) sind es vor allem die Mütter, die mit möglichen Folgen für die Entwicklung ihres Kindes aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit konfrontiert werden. Erwerbstätigkeit von Müttern wird in der öffentlichen Diskussion gelegentlich auch mit Desinteresse der Mutter an ihrem Kind verbunden und stellt mit dieser Betonung einen unnötigen Risikofaktor für die gelingende kindliche Entwicklung dar. Neben der elterlichen Berufstätigkeit wirken natürlich auch viele andere Faktoren auf die kindliche Entwicklung ein. Deshalb werden im Folgenden zentrale Elternfunktionen diskutiert, die auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes Einfluss nehmen, wobei auch mögliche Risiken beschrieben werden, die günstige Entwicklungsprozesse erschweren. Hierbei wird die Frage nach der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familienleben nicht vertieft. Auf welche organisatorischen Schwierigkeiten berufstätige Mütter - vor dem Hintergrund der eher als ungünstig einzuschätzenden institutionellen Rahmenbedingungen von Betreuungsangeboten für Kinder - bei ihren individuellen Arrangements stoßen, wurde von vielen Autorinnen ausführlich beschrieben (z.B. PFAU-EFFINGER 2000, LUDWIG, u.a. 2002, GERHARD, u.a. 2003, DIERKS 2005).

2.3.1 Die Bedeutung der Eltern für die kindliche Entwicklung

Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dynamischen Prozessen zwischen Eltern und ihren Kindern findet vor allem in Fachkreisen der Soziologie und der Entwicklungspsychologie – insbesondere der klinischen Entwicklungspsychologie – statt. Die Ergebnisse dieser Forschung helfen ein Bild davon zu entwickeln, welche innerdynamischen Prozesse das Leben von Eltern und Kind(ern) beeinflussen und begleiten.

In Anlehnung an Parke und Buriel hat SCHNEEWIND (vgl. ebd. 2002: 218, vgl. auch SCHEITHAUER u.a. 2002: 86) drei zentrale Funktionen herausgearbeitet, die den Umgang von Eltern mit ihren Kindern beschreiben:

- Eltern als Interaktionspartner,
- Eltern als Erzieher,
- Eltern als Arrangeure von Entwicklungsgelegenheiten.

Die drei Elternfunktionen sind nicht isoliert zu sehen, denn die Handlungsbemühungen der Eltern und ihre Effekte auf die kindliche Entwicklung bedingen sich gegenseitig und stehen miteinander in einem reziproken Beziehungsverhältnis. Diese Auffassung korrespondiert mit der Sichtweise biopsychosozialer Modelle von Entwicklung, in denen kindliches Verhalten durch das Zusammenwirken von biologischen, psychischen und sozialen Faktoren erklärt wird. „Zentral an diesen Modellen ist, dass ein Kind und seine Umwelt (inter)aktiv den Entwicklungsverlauf bestimmen. Das Entwicklungsergebnis hängt entscheidend von der Fähigkeit eines Individuums ab, sich den individuellen Kontextbedingungen anzupassen“ (PETERMANN/ PETERMANN 2002: 47)²⁸. Die Hauptaufgabe von Eltern besteht hiernach in der „Schaffung eines gemeinsamen Schutz- und Erlebnisraumes“ (KAUFMANN 2008), in dem ein Kind „in aktiver Auseinandersetzung mit sich und seiner Umwelt“ (SCHNEEWIND 2002) Entwicklungsanforderungen bewältigen kann.

2.3.2 Eltern als Interaktionspartner

Es sind vor allem die gelebten Beziehungen in der Familie, die die Qualität des Familienlebens bestimmen und aus Sicht der Kinder dazu beitragen, dass ihnen in den verschiedenen Entwicklungs- und Lebensphasen entwicklungsfördernde Bedingungen bereitgestellt werden können (vgl. WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT FÜR FAMILIENFRAGEN 2005: 26). Die Qualität der Beziehung zwischen Eltern und Kind wird in engem Zusammenhang mit dem elterlichen Interaktionsverhalten gesehen. SCHNEEWIND nennt sechs Merkmale, die elterliches Interaktionsverhalten beschreiben:

- „(a) *Sensitivität*, d.h. das prompte und angemessene Reagieren auf kindliche Signale,
- (b) *positive Haltung*, d.h. die Äußerung von positiven Gefühlen und Zuneigung gegenüber dem Kind,
- (c) *Synchronisation*, d.h. die sanfte Abstimmung reziproker Interaktionen mit dem Kind,

²⁸ Daniel Stern (1993) und auch Martin Dornes (1993) haben in ihren Arbeiten sehr anschaulich vermitteln können, dass bereits Säuglinge mit vielfältigen Fähigkeiten ausgestattet sind, die eine aktive Teilnahme an der Umwelt ermöglichen.

- (d) *Wechselseitigkeit*, d.h. die Gestaltung von Interaktionen, in denen sich Elternperson und Kind auf denselben Gegenstand beziehen,
- (e) *Unterstützung*, d.h. eine aufmerksame Zuwendung und emotionale Hilfestellung bei kindlichen Aktivitäten,
- (f) *Stimulation*, d.h. eine häufige Interaktionsaufnahme mit dem Kind (vgl. De Wolff & van Ijzendoorn 1997)“ (ebd., a.a.O: 219).

Verfügen Eltern über die genannten Merkmale und können diese dann auch in ihrem Umgang mit dem Kind anwenden, führt dies mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einer sicheren Bindung zwischen Elternteil und Kind. Gerade in der Entwicklungspsychologie stützt man sich vor allem auf die Ergebnisse der Bindungsforschung²⁹, um Aussagen über Familienbeziehungen zu treffen. In der Bindungstheorie³⁰ werden insbesondere die sozial-emotionalen Aspekte der Eltern-Kind-Beziehung in den Blick genommen, weniger Beachtung finden hier hingegen andere zentrale elterliche Funktionen wie die Schaffung von unterstützenden Entwicklungsumwelten, die das Kind anregen und fördern (vgl. GLOGER-TIPPELT 2002: 119).

Die Bindungsforscherin AINSWORTH (1974) hat im Rahmen ihrer Forschungsarbeit über das Interaktionsverhalten zwischen Mutter und Kind den Begriff der „Feinfühligkeit“ geprägt, der die Fähigkeit der Mutter beschreibt, angemessen auf Signale und Mitteilungen des Babys bzw. Kleinkindes zu reagieren, d.h. diese wahrzunehmen, richtig zu interpretieren und prompt zu beantworten (vgl. AINSWORTH in GROSSMANN / GROSSMANN 2009: 414-421). Der Mangel an Feinfühligkeit oder Verständnis im Umgang mit dem Kleinkind führt nach Auffassung der Bindungsforscher zu Störungen im Bindungsverhalten. Neben der sicheren Bindung unterscheidet die Bindungsforschung zwischen zwei unsicheren Bindungsmustern³¹ (unsicher-vermeidend und unsicher-ambivalent) sowie einem desorganisierten bzw. hochunsicheren (GLOGER-TIPPELT 2002) Bindungssystem. Je nach

²⁹ Die Bindungstheorie wurde in den 50er Jahren von dem britischen Kinder- und Jugendpsychiater John Bowlby (1907-1990) begründet. Er forschte an der Tavistock Klinik in London und erhielt für seine Forschungsarbeiten über die Entwicklung früher Bindungsmuster zahlreiche Auszeichnungen.

³⁰ Überblick z.B. bei DORNES 2000, Kap. 2, GLOGER-TIPPELT 2002, GROSSMANN/GROSSMANN 2003, GLOGER-TIPPELT/KÖNIG 2009, Kap. 1-3.

³¹ Den Begriff Bindungsmuster führt GLOGER-TIPPELT (2002) auf Ainsworth zurück. Synonym verwendete Begriffe sind Bindungsstil (z.B. SCHNEEWIND 2002), Bindungstyp (z.B. GLOGER-TIPPELT 2002) oder Bindungssystem (z.B. BRISCH 2009).

Qualität der Interaktion zwischen Eltern und Kind, generiert sich in den ersten Lebensjahren des Kindes ein entsprechender Bindungsstil. Ein sicherer Bindungsstil gilt als Schutzfaktor für die weitere kindliche Entwicklung, der es Kindern eher ermöglicht, auf etwaige emotionale Belastungen zu reagieren (vgl. BRISCH 2003: 61). Es wird angenommen, dass sich auf der Grundlage der Interaktionserfahrungen unterschiedliche mentale Repräsentanten beim Kind über die Beziehungsperson und dem Selbstbild entwickeln (vgl. GLOGER-TIPPELT 2002: 120, vgl. SCHNEEWIND 2002: 220) und diese im weiteren Verlauf der Entwicklung das Verhalten in der Beziehungsgestaltung und in der Sicht auf die Selbstentwicklung mitbestimmen.

Die Bedeutung früher Entwicklungseinflüsse wird auch in der Neurobiologie untersucht. Mit Hilfe sogenannter bildgebender Verfahren ist es gelungen, einen Zusammenhang zwischen dem Interaktionsverhalten der Eltern darzustellen und der Art und Weise, wie sich neuronale Verschaltungen ausformen und miteinander verknüpfen. Zwischenmenschliche Beziehungserfahrungen hinterlassen demnach neurobiologische Spuren. Die frühen Bindungserfahrungen üben einen nachhaltigen Einfluss darauf aus, „wie und wofür ein Kind sein Gehirn benutzt und welche Verschaltungen zwischen den Milliarden Nervenzellen deshalb besonders gut gebahnt und stabilisiert und welche nur unzureichend entwickelt und ausgeformt werden (Gebauer/Hüther, 2001)“ (HÜTHER 2002: 20). Nach HÜTHER können diese hochkomplexen Verschaltungsmuster nur ausreichend ausgebildet werden, wenn Kinder genügend - den Entwicklungsaufgaben angemessene - anregende und einfühlsame Erfahrungen mit ihren Bezugspersonen sammeln können. Die Bewältigung von Anforderungssituationen, die vom Kind als „noch kontrollierbar“ erlebt werden, scheint die Entwicklung von neuronalen Netzwerken zu begünstigen (vgl. ROMER 2003: 217). ROMER spricht in diesem Zusammenhang von einem „idealen Reizklima“ im Unterschied zu emotional erschütternden, unkontrollierbaren Überforderungssituationen, die eine Fortentwicklung der neuronalen Vernetzung stark beeinträchtigen und somit die Bewältigung alterstypischer Entwicklungsaufgaben erschweren und behindern.

2.3.2.1 Einflüsse nichtelterlicher Betreuung auf die Bindungsentwicklung

Da BOWLBY die Erfahrungen in der frühen Kindheit für die Entwicklung als besonders prägend einschätzt, konzentriert sich das Interesse der Bindungsforschung in den 60er und 70er Jahren hauptsächlich auf das Säuglings- und Kleinkindalter. Erst in den 80er Jahren wendet sich das Forschungsinteresse auch anderen Altersgruppen zu (vgl. GLOGER-TIPPELT 2000: 52)³². Die aktuelle Diskussion über mögliche Entwicklungsrisiken bei außerfamiliär betreuten Kindern, führt in der Bindungsforschung zu erneuter Beachtung des Säuglings- und Kleinkindalters. Neuere Forschungsarbeiten beschäftigen sich mit möglichen Einflüssen der nichtelterlichen Betreuung auf die Bindungsentwicklung, indem

- der zeitliche Umfang der nichtelterlichen Betreuung,
- das Alter des Kindes bei Betreuungsbeginn oder
- die Qualität der Versorgung

untersucht werden (vgl. GLOGER-TIPPELT/KÖNIG 2009: 31). GLOGER-TIPPELT und KÖNIG stellen zusammenfassend fest: „Grundsätzlich werden die Einflüsse aus den Familienbeziehungen, insbesondere das Ausmaß mütterlicher Feinfühligkeit, als sehr viel stärker eingeschätzt als die Krippeneffekte“ (ebd. a.a.O.: 31). Dem gegenüber stehen insbesondere Autoren aus den klinischen Fachkreisen der mütterlichen Berufstätigkeit eher kritisch gegenüber. So zählt EGGLE (2004) neben anderen Risikofaktoren wie Kriminalität oder Dissozialität eines Elternteils die mütterliche Berufstätigkeit– zumindest im ersten Lebensjahr des Kindes – mit zu den potentiellen Risikofaktoren mit Langzeitfolgen für die kindliche Entwicklung (ebd. 2004: 40, s.a. HÄFNER u.a. 2001).

Zu der Frage inwieweit mütterliche Berufstätigkeit einen Risikofaktor für die kindliche Entwicklung darstellt, nimmt DORNES ausführlich Stellung (vgl. ebd. 2007: 37-132, ebd. 2002). Zunächst stellt DORNES fest, dass ein möglicher Zusammenhang zwischen mütterlicher Berufstätigkeit und der erhöhten Wahrscheinlichkeit einer unsicheren Bindungsentwicklung nicht zwangsläufig zu einer Psychopathologie führt, da unsichere Bindungsmuster zunächst einmal als Risikofaktor für die Entstehung einer psychischen Erkrankung gelten: „Wenn mütterliche Berufstätigkeit die Wahrscheinlichkeit einer

³² Eine Zusammenfassung der wichtigsten Erhebungsverfahren zur Bindung in der Kindheit gibt GLOGER-TIPPELT/König (2009: 58-60)

unsicheren Bindung erhöht, wäre sie nur ein Risikofaktor für einen Risikofaktor“ (ebd. 2002: 164). Die wohl umfassendsten Daten zur Einschätzung eines Zusammenhangs zwischen mütterlicher Berufstätigkeit und deren möglichem Einfluss auf die Bindungsentwicklung konnten in der US-amerikanischen Studie des National Institute of Child Health and Human Development (NICHD) gesammelt werden. In dieser Längsschnittstudie wurden bisher Daten von 1300 Familien erhoben, die an sieben verschiedenen Messzeitpunkten im Zeitraum von 1996 bis 2002 erhoben wurden. Die Kinder wurden erstmals in einem Alter von 4 Wochen untersucht, die letzte Messung erfolgte in einem Lebensalter von 56 Monaten. Berücksichtigt wurden unterschiedliche Alter der Kinder bei Betreuungseintritt, die Dauer der Fremdbetreuung sowie die Qualität der nichtelterlichen Betreuung. Das aufwendige Untersuchungsdesign ermöglichte es u.a., Befunde hinsichtlich des Interaktionsverhaltens der Kinder sowohl in der häuslichen Umgebung mit der Mutter als auch mit den Betreuungspersonen der verschiedenen Betreuungsformen zu erheben. Hierbei wurde auch das Ausmaß der Feinfühligkeit der Bezugspersonen gemessen, die in der Bindungstheorie ja einen wesentlichen Indikator für die Bindungsqualität darstellt. DORNES fasst die Ergebnisse der Studie hinsichtlich der Bindungsqualität zusammen:

1. „Es gibt keine Indizien dafür, dass Quantität oder Qualität der nicht-elterlichen Betreuung oder des Eintrittsalters des Kindes einen Effekt auf die Bindungsqualität mit der Mutter haben.
2. Nur, wenn die Mutter-Kind-Beziehung als wenig feinfühlig eingeschätzt wird, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit einer unsicheren Bindung, weiter wenn a) die Qualität der Fremdbetreuung schlecht ist, b) die Zahl der Fremdbetreuungstunden hoch und c) das Betreuungsarrangement oft wechselt. Dieser Effekt tritt *nicht* ein, wenn die Mutter-Kind-Beziehung als gut eingeschätzt wurde“ (ebd. 2002: 166).
3. „Qualitativ hochwertige Fremdpflege hat *keinen* kompensatorischen Einfluß im Hinblick auf die Bindungsqualität von Kindern aus Hoch-Risikofamilien“ (ebd. 1998: 3).

In einer Studie von Sagi et al. (zitiert nach DORNES 2002: 167, 168) konnte allerdings nachgewiesen werden, dass eine Fremdbetreuung mit mangelhaften Qualitätsmerkmalen zu einer Erhöhung unsicherer Bindung führt. Die Forschergruppe sieht den Stress der Kinder,

dem diese tagsüber durch das geringe Betreuungsniveau³³ ausgesetzt sind, als Ursache für diesen Verlauf. Auch sensitive Eltern können diese erhöhten Belastungen des Kindes nur bedingt kompensieren, so dass die Bindungsqualität negativ beeinflusst werden kann, auch wenn es keine Vorbelastungen durch mütterliche Insensitivität gibt.

Weiter haben verschiedene Forschungsergebnisse³⁴ gezeigt, dass die mütterliche Zufriedenheit mit dem gewählten Status Einfluss auf die Bindungsqualität nehmen kann. SPIEL et al. untersuchten in ihrer Studie von 1998 die Bindungsqualität von Jugendlichen im Vergleich mit erwerbstätigen Müttern und nichterwerbstätigen Müttern. Insgesamt konnten Daten von 253 Jugendlichen und 144 Müttern ermittelt werden. Entsprechend früherer Befunde gab es keine Unterschiede in der Bindungssicherheit von Jugendlichen mit erwerbstätigen bzw. nichterwerbstätigen Müttern. Wie erwartet berichteten Jugendliche mit sehr zufriedenen Müttern über eine deutlich größere Bindungssicherheit als Heranwachsende mit weniger zufriedenen Müttern (vgl. ebd. 2002: 174).

Die bisherige Diskussion zeigt, dass die Bindungsqualität durch vielfältige Faktoren begleitet wird, wobei der Einfluss der nichtelterlichen Betreuung hier einen Aspekt neben vielen anderen darstellt. Auf den gesamten Entwicklungsverlauf des Kindes bezogen bedeutet dies, „dass eine eindimensionale Betrachtungsweise den höchst komplexen Sozialisationsprozess nicht erfassen kann und dass Erwerbstätigkeit der Mutter per se nichts über Risiken - ebenso nichts über Chancen – für den Entwicklungsprozess ihres Kindes aussagt“ (NAVE-HERZ 2002: 46). Eine sichere Bindung, die auf sensitive Interaktionserfahrung aufbaut, stellt sicherlich eine günstige Voraussetzung für gelingende Entwicklungsprozesse dar. Gleichwohl gibt es weitere elterliche Kompetenzen, die den Verlauf der kindlichen Entwicklung entscheidend mitprägen. So steht ENGFER (2000) dem Gedanken kritisch gegenüber, das Bindungskonzept allgemein auf Familienbeziehungen auszuweiten. Sie plädiert dafür, die Bindungsbeziehungen als einen Ausschnitt bzw. einen Aspekt von Familienbeziehungen zu verstehen, da durch die Betonung des Bindungsmodells andere elterliche Kompetenzen (Förderung des Kindes, Kontrolle des Kindes, etc.), die die Familienbeziehungen mitbestimmen, leicht in den Hintergrund treten können (vgl. ebd.

³³ Fthenakis (1998) gibt eine Übersicht über die Ansätze und Verfahren zur Messung von Erziehungsqualität in außerfamilialen Betreuungseinrichtungen

³⁴ Übersicht in Spiel et al. 2002: 172-174

2000: 65f.). Vertreter der verhaltensgenetischen Forschung schätzen den Einfluss der Eltern auf die kindliche Persönlichkeitsentwicklung sogar eher begrenzt ein. So vertreten ROWE und JACOBSON den Standpunkt, „..., dass letztendlich der Charakter eines Kindes stärker durch seine Gene als durch seine Erziehung determiniert ist“ (ebd. 2000: 33).

2.3.3 Eltern als Erzieher

Während Eltern in der Rolle als Interaktionspartner vornehmlich gefordert sind, dem Kind ein Fundament des „emotionalen und sozialen Aufgehobenseins“ (SCHNEEWIND 2002: 256) zu vermitteln, beabsichtigen Eltern in ihrer Funktion als Erzieher ein Einwirken auf das kindliche Verhalten³⁵. Neben den dargestellten Ansätzen der Bindungstheorie bietet das Forschungsfeld zur familialen Erziehung eine weitere Möglichkeit, den Einfluss elterlichen Verhaltens auf die kindliche Entwicklung zu beschreiben.

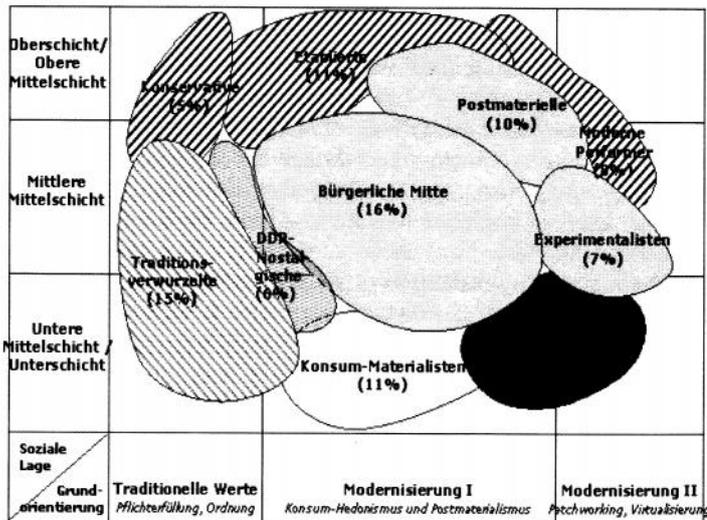
Der überwiegende Teil der Beiträge bezieht sich für die Beschreibung von Erziehungsstilen auf die Arbeiten von BAUMRIND (1971), MACCOBY / MARTIN (1983) sowie STEINBERG et al. (1994). BAUMRIND unterscheidet zunächst drei Formen von Erziehungsstilen, die elterliches Einwirken auf das kindliche Verhalten beschreiben. Der *autoritäre* Erziehungsstil ist durch eine starke Kontrolle der Eltern, die mit unbedingtem Gehorsam auf Seiten des Kindes verbunden ist, sowie durch Mangel an liebevoller Zuwendung gekennzeichnet. Bei einem *autoritativen* Erziehungsstil stellen die Eltern Anforderungen an das Kind, die vor allem das Selbständigkeitsstreben und das Selbstwirksamkeitsgefühl des Kindes stärken und berücksichtigen. Hierbei sind die Eltern dem Kind gegenüber liebevoll und zugewandt, verzichten aber nicht auf Regeln und elterliche Kontrolle („monitoring“). Der *permissive* Erziehungsstil ist ebenfalls von hoher Zuwendung geprägt, hierbei verzichten die Eltern aber auf Kontrolle und Lenkung des Kindes, d.h. sie wissen nicht mit wem das Kind zusammen ist, wo es sich aufhält etc. MACCOBY und MARTIN ergänzen Baumrinds Einteilung mit dem *vernachlässigenden* Erziehungsstil, hierbei vermitteln Eltern weder Zuwendung noch Lenkung und können kein

³⁵ Viele Eltern zeichnen sich hierbei über eine enorme Reflexionsbereitschaft hinsichtlich ihres Erziehungsverhaltens aus sowie ihrer Bereitschaft, sich ein fundiertes Wissen über die Entwicklung von Kindern anzueignen. Die Aktualität des Themas „Stärkung der Elternkompetenzen“ wird durch eine Vielzahl von (populär)wissenschaftlicher Literatur unterstützt. Einen Überblick über bekannte Erziehungsratgeber bzw. Programme findet sich bei TSCHÖPE-SCHEFFLER (2003), SCHNEEWIND (2005), HEINRICHS u.a. (2007)

Interesse für die kindliche Lebenswelt aufbauen, so dass sich dieser Erziehungsstil besonders negativ auf die Entwicklung eines Kindes auswirkt (vgl. KRUSE 2001: 65). Zu der Frage nach den Auswirkungen elterlichen Erziehungsverhaltens liegt eine Vielzahl von Befunden vor (Übersicht z.B. KRUSE 2001, HOFER / WILD / NOACK 2002, BARQUERO / GEIER 2008, LIEBENWEIN 2008, SCHNEEWIND 2008). Die Ergebnisse weisen eindrücklich auf die günstige Wirkung des autoritativen Erziehungsstils hin, so dass dieser Erziehungsstil übereinstimmend als ideale Form elterlichen Einwirkens auf das kindliche Verhalten angesehen wird. Liebevoller Zuwendung bei gleichzeitiger Kontrolle und Ermutigung fördern sowohl im sozio-emotionalen als auch im kognitiven Bereich eine positive Entwicklung des Kindes (vgl. PAPASTEFANO/HÖFER 2002: 185, vgl. SCHNEEWIND 2008: 262).

Die Forschungsarbeit von LIEBENWEIN (2008) ermöglicht eine Zuordnung der unterschiedlichen Erziehungsstile innerhalb verschiedener sozialen Milieus. Entsprechend des von SINUS (2007) entwickelten Milieumodells, wird eine vertikale und horizontale Differenzierung der sozialen Milieus vorgenommen. Diese Kombination ermöglicht sowohl die Einbeziehung des Lebensstils, d.h. das subjektive Empfinden hinsichtlich der persönlichen Lebensauffassung und Lebensführung, als auch die Berücksichtigung schichtspezifischer Lebenslagen, die sich in Bildung, Status und Einkommen ausdrücken (vgl. ebd.: 41). Die Zuordnung der Personengruppen in das jeweilige soziale Milieu wird anhand von Milieubausteinen vorgenommen, die bedeutsame Lebensbereiche erfassen wie Familie und Partnerschaft, soziale Lage, Arbeit und Leistung, Lebensstil, Freizeit etc. In der Untersuchung wurden auf Grundlage qualitativer Interviews Daten von 41 Personen erfasst, die sich auf insgesamt neun soziale Milieus verteilen und sowohl die Perspektive von Müttern als auch von Vätern einbezieht. Die Erziehungsstile in den sozialen Milieus lassen sich nach LIEBENWEIN folgendermaßen differenzieren:

Abbildung 5: Erziehungsstile in sozialen Milieus



- Autoritative Erziehung (KON, ETB, PER)
- Autoritäre Erziehung (TRA)
- Attachment Parenting/ Demokratische Erziehung (PMA, BÜM, EXP)
- Permissiv-verwöhnende Erziehung (HED)
- Permissiv-vernachlässigende Erziehung (MAT)

Quelle: Liebenwein 2008: 245

Die Milieus der Oberschicht bzw. oberen Mittelschicht, in die sicherlich auch die Gruppe der Professorinnen und Professoren zugeordnet werden kann, erzieht überwiegend autoritativ. Die einzige Ausnahme bilden hier die Postmateriellen und die bürgerliche Mitte, die einen demokratischen Erziehungsstil anwenden. Dieser wird von LIEBERWEIN (in Anlehnung an Baumrind) in Abstufung zu dem autoritativen Erziehungsverhalten ergänzt. Im Vergleich zu dem autoritativen Erziehungsstil ist die Kontrolle durch die Eltern weniger ausgeprägt, die Mitentscheidung der Kinder bei Familienangelegenheiten ist erwünscht, wobei der Erziehungsprozess auch hier durch ein hohes Maß an Zuwendung und liebevoller Unterstützung begleitet wird.

Vor allem in höheren sozialen Schichten hat sich „das „Erziehungsverhältnis“ zwischen Eltern und Kindern ... zu einem „Beziehungsverhältnis“ transformiert“ (PEUKERT 2008: 160). Die Machtverhältnisse innerhalb der Familie haben sich zugunsten der Kinder verschoben (Schütze 2002), ihnen wird eine zentrale Stellung in der Familie eingeräumt. „Den Eltern obliegt es, den Wünschen der Kinder gerecht zu werden, auf ihre Bedürfnisse einzugehen und Regeln stets mit ihnen auszuhandeln sowie für Veränderungen in der

Gestaltung des familialen Alltags offen zu sein“ (ECARIUS 2001: 787). Die Eltern verstehen sich eher als Vertrauensperson ihrer Kinder, weniger als disziplinierende oder strafende Instanz.

2.3.4 Eltern als Arrangeure von Entwicklungsgelegenheiten

Neben der direkten Einflussnahme, die Eltern in der Rolle als Erziehende und Interaktionspartner ausüben, stellen sie ihrem Kind „Erfahrungs- und Entwicklungsgelegenheiten“ (SCHNEEWIND 2002) bereit, die aber weniger dadurch geprägt sind, „...was der Erziehungswissenschaftler Horst Domke (1997) als die ‚Zudringlichkeit‘ direkter Erziehung bezeichnet hat“ (ebd. 2002: 222). Vielmehr fungieren die Eltern als „Bereitsteller von Möglichkeiten“ (KRACKE / HOFER 2002), um dem Kind entwicklungsfördernde Bedingungen einzurichten. Hierbei sorgen die Eltern nicht nur für Umwelten, die aus ihrer Sicht einen positiven Einfluss auf die Entwicklung des Kindes nehmen. Ebenso versuchen die Eltern ihrem Kind Bedingungen zu schaffen, die potentielle Entwicklungsrisiken minimieren bzw. ausschalten (vgl. SCHNEEWIND 2002: 223). Dieses Bereitstellen von Entwicklungsgelegenheiten wird von SCHNEEWIND (2008) mit einer „Ökologie der Entwicklungsförderung“ und einer „Ökologie der Sicherheit“ beschrieben.

Die Schaffung entwicklungsförderlicher Umwelten passt sich den entsprechenden Entwicklungsphasen des Kindes an (vgl. Kap. 2.1.3). Dabei können Eltern auf verschiedene Lebensbereiche des Kindes Einfluss nehmen, indem sie beispielsweise:

- für ein kinderfreundliches Wohnumfeld sorgen,
- förderliche Betreuungsarrangements bei ihrer Abwesenheit einrichten,
- „... durch finanzielle und eigene Bildungsressourcen die Bildungswege ihrer Kinder beeinflussen ...“ (KRACKE /HOFER 2002: 96),
- kulturbezogene Wissens- und Basisfertigkeiten vermitteln (vgl. Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2005: 91),
- die Gestaltung von Beziehungen zu Gleichaltrigen unterstützen, sofern diese nicht negativ für die Entwicklung des Kindes assoziiert sind wie Delinquenz, Drogenkonsum, etc. (vgl. SCHNEEWIND 2002: 223).

Eine weitere bedeutsame Einflussgröße, die die kindliche Entwicklung positiv beeinflusst, wird in der wissenschaftlichen Literatur mit dem „Monitoring“ der Eltern beschrieben (SCHNEEWIND 2008, HOFER/PAPASTEFANOUE 2002, KRUSE 2001). Mit „Monitoring“ ist die elterliche Aufsicht und Kontrolle auch außerhalb des familialen Kontextes gemeint, d.h. die Eltern verfügen über das Wissen, wo sich ihr Kind gerade aufhält, mit wem es sich trifft und was es genau unternimmt. Von günstigen Effekten auf das Sozialverhalten kann dann ausgegangen werden, wenn die Angaben des Kindes freiwillig auf Grundlage eines vertrauensvollen Beziehungsverhältnisses erfolgen (vgl. HOFER/PAPASTEFANOUE 2002: 186). Dem entsprechend erhöht fehlendes „Monitoring“ die Wahrscheinlichkeit von delinquentem Verhalten (vgl. KRUSE 2001: 65).

Das Herstellen von günstigen Entwicklungsgelegenheiten erfordert von Eltern ein zusätzliches Wissen über kindliche Entwicklung, das die bisher beschriebenen Funktionen in den Bereichen Interaktions- und Erziehungsverhalten moderiert. Kennzeichnend für diese dritte Elternfunktion ist „... dass das Arrangement kindlicher Entwicklungsgelegenheiten den Eltern ein hohes Maß an Bewusstsein für die Qualität und Selektion des Umweltangebots abverlangt“ (SCHNEEWIND 2002: 223). Gerade die Ausgestaltung dieser Elternkompetenzen führt zu den bekannten Zusammenhängen, die sich aus der Schichtzugehörigkeit und der damit einhergehenden unterschiedlichen Partizipation von Kindern im Bildungssystem und anderen Bereichen ergeben. Die Herkunft eines Kindes ist nachwievor für den späteren Bildungserfolg bestimmend und unterstreicht die Bedeutung von Ressourcen, die Eltern je nach Bildungsniveau und Einkommen neben den Familienbeziehungen zur Verfügung stellen können (vgl. u.a. WOLD VISION 2007, XII Familienbericht 2006, EBNER 2008).

Da Professorinnen und Professoren aufgrund ihres Status der Gruppe der „Bildungsträger“ zugeordnet werden können, ist es sinnvoll der Frage nachzugehen, welche Erwartungen und Einstellungen hinsichtlich der Bildungspartizipation ihrer Kinder bestehen. Ein Überblick über die Zusammenhänge von Schichtzugehörigkeit und Bildungsbeteiligung von Kindern und dem Einfluss von Eltern auf Bildungsentscheidungen wird deshalb in dem nachfolgenden Kapitel gesondert dargestellt.

2.3.5 Zusammenfassung

In diesem Abschnitt wurden Einflussmöglichkeiten beschrieben, die sich zum einen auf die beteiligten Instanzen (gesellschaftliches Umfeld, soziale Verortung, Familienmitglieder) und zum anderen auf Verhaltensbereiche (Erziehungsstil, Bindungsverhalten, Umgang der Partner miteinander) beziehen (vgl. REICHLE / GLOGER-TIPPELT 2007: 199). Die Art und Weise wie Elternfunktionen, in ihrem direkten oder indirekten Umgang mit dem Kind, ausgefüllt werden, bestimmt den Kontext und prägt das familiäre Miteinander, in dem sich die sozial-emotionale Entwicklung von Kindern vollzieht. Dass die Familie einen wichtigen Erfahrungsort für Kinder darstellt, ist unumstritten. Die Komplexität, die sich aus dem Zusammenwirken der beschriebenen Einflussfaktoren ergibt, findet in der wissenschaftlichen Forschung vor allem in Längsschnittstudien Beachtung. Als Beispiele hierfür gelten die bereits vorgestellte NICHD Studie oder die Mannheimer Risikokinderstudie (MARS), die biologische, psychologische und soziale Bedingungsfaktoren zur Ätiologie von psychischen Störungen analysieren (vgl. REICHLE / GLOGER-TIPPELT a.a.O). Für das Forschungsanliegen interessiert besonders die Frage, welche Arrangements Professorinnen und Professoren herstellen, um den Alltag mit Kind(ern) im beruflichen Kontext gestalten zu können. Die Hinwendung zum Beruf hat eben auch zur Folge, dass nur ein begrenzter Zeitrahmen für das familiäre Zusammenleben zur Verfügung steht und elterliche Bemühungen, dem Kind bzw. den Kindern günstige Entwicklungsbedingungen einzurichten, den beruflichen Anforderungen angepasst werden müssen.

2.4 Eltern als Bildungsträger

Der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Kompetenzerwerb ist unumstritten und verweist auf höhere Bildungschancen von Kindern aus gehobenen Milieus. Zahlreiche Veröffentlichungen, die durch die Ergebnisse der PISA³⁶ Studien eingeleitet wurden,

³⁶ PISA (Programm for International Student Assessment) hat zum Ziel, auf internationaler Ebene Schulleistungsergebnisse zu erfassen. Hierbei werden Unterschiede im Bildungswesen der teilnehmenden Länder hinsichtlich der Vermittlung von Kenntnissen und Fähigkeiten für die Partizipation von

bestätigen auch in Deutschland soziale Disparitäten im Bildungssystem. Gleichzeitig gilt, dass der Beruf als Professorin bzw. Professor generell mit hohem Prestige verbunden ist und ein hohes Bildungsniveau impliziert. Angehörige dieser Berufsgruppe erleben über ihre Erwerbstätigkeit die Vorteile, die eine fundierte Bildung ermöglichen kann. Es ist deshalb anzunehmen, dass Professorinnen und Professoren vor dem Hintergrund der eigenen schulischen bzw. beruflichen Entwicklung in ihrer Rolle als Elternteil der kindlichen Bildung einen hohen Stellenwert beimessen. Mit Blick auf familiäre Ressourcen, die eng an die soziale Stellung der Eltern gekoppelt sind, sollen Theorien und Forschungsbefunde vorgestellt werden, die unter Berücksichtigung spezifischer Herkunftsmerkmale Einblick in familiäre Bildungskontexte geben.

Der folgende Abschnitt gibt zunächst einen Überblick über Entstehungshintergründe von sozialer Ungleichheit im Kontext Schule. Es folgt eine Zusammenfassung von Forschungsergebnissen, die veranschaulichen, über welche Herkunftsmerkmale Eltern aus gehobenen Milieus verfügen, die in direktem Zusammenhang mit dem Leistungsvorsprung von Kindern aus dieser sozialen Schicht gesehen werden. Dabei werden elterliche Verhaltensweisen dargestellt, die Informationen bezogen auf die Rahmenbedingungen von Bildungs- und Entwicklungskontexten geben und Eltern in ihrer Rolle als Bildungsträger beschreiben.

2.4.1 Soziale Herkunft und Bildungschancen von Kindern

Soziale Disparitäten, die in einer auf die soziale Herkunft bezogene ungleiche Bildungsbeteiligung zum Ausdruck kommen, gehören zum Alltag im deutschen Bildungssystem. Hierbei zeigen sich sowohl soziale als auch wirtschaftliche Ressourcen wegweisend, die ein Elternhaus bereitstellen kann, indem sie in hohem Maße die Bildungschancen von Kindern beeinflussen. Alle größeren Studien wie PISA, IGLU³⁷ oder TIMMS³⁸ verweisen in ihrer Ergebnisdarstellung auf diesen Zusammenhang.

Heranwachsenden an der Wissensgesellschaft in den Blick genommen. Die Erhebungen wenden sich an die OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) Staaten und finden seit 2000 in einem dreijährigen Turnus statt.

³⁷ IGLU (Internationale Grundschul-Leseuntersuchung) erhebt die Lesekompetenz von Grundschulkindern im vierten Schuljahr. Die Studie findet alle fünf Jahre statt und gehört zu den international vergleichenden

In der Studie „Der Übergang von der Grundschule in die weiterführende Schule – Leistungsgerechtigkeit und regionale, soziale und ethnisch-kulturelle Disparitäten“ (Bildungsforschung Band 34, Bundesministerium für Bildung und Forschung 2010) liegt ein Schwerpunkt in der Analyse von Bedingungen, die den Übergang in das Sekundarschulsystem prägen. Hierbei sollen Zugänge ermittelt werden, die das Zusammenspiel von a) sozialen, kulturellen und ökonomischen Einflüssen auf die kindliche Lebenswelt, b) elterlichen Intentionen, c) schulischer Beratung und d) institutionellen Vorgaben erklären können (vgl. BAUMERT, MAAZ 2010: 24). In Kooperation mit der Grundschuluntersuchung TIMMS und der BiSta-Studie (Normierung von Testaufgaben für die Bildungsstandards Deutsch und Mathematik im Primarbereich) konnten Daten von 4768 Schulkindern sowie deren Eltern und Lehrkräften erhoben werden. In Ergänzung zu dem Design der Studien TIMMS 2007 und BiSta wurde eine Elternbefragung zur Erfassung von Merkmalen der sozialen Herkunft und des elterlichen Unterstützungsverhalten durchgeführt, die im Schuljahr 2006/07 in 13 Bundesländern erfolgte.

MAATZ, BAUMERT und TRAUTWEIN gehen in dieser Studie u.a. der Frage nach, wo sich soziale Ungleichheiten im Bildungssystem abbilden und geben einen Überblick über den Forschungsstand zu dieser Fragestellung. Die Autorengruppe ermittelt vier Bereiche, in denen das Entstehen sozialer Disparitäten im Bildungssystem verortet werden kann. Zunächst verweisen die Autoren auf Disparitäten bei *Bildungsübergängen (1)*, die durch ein sozial selektives Verhalten gekennzeichnet sind, das sowohl bei Fachkräften (Erzieherinnen, Lehrkräften) als auch bei Eltern vorhanden ist. Die soziale Herkunft beeinflusst demnach institutionelles Beratungs- und familiales Entscheidungsverhalten der Akteure. In ihrer Analyse beziehen sich MAATZ et.al. auf Erklärungsmuster, die von dem französischen Soziologen und Philosophen Boudon (1974, zit. ebd.: 29)) bereits in den 1970iger Jahren entwickelt worden sind und Entstehungshintergründe sozialer Ungleichheit bei der Bildungsbeteiligung nachvollziehen lassen. Hierbei wird zwischen primären und sekundären Sozialschichteffekten unterschieden. Ersteres verweist auf schichtspezifische

Schulleistungsstudien. Die Darstellung im internationalen Bereich erfolgt unter dem Namen PIRLS (Progress in International Reading Literacy Study).

³⁸ TIMMS (Trends in International Mathematics and Science Study) gehört ebenfalls zu den international vergleichenden Schulleistungsstudien und misst die Kompetenz von Grundschulern der vierten Jahrgangsstufe im mathematisch-naturwissenschaftlichen Bereich.

Lerngewohnheiten, die sich in der familialen Sprachkultur, dem Vermitteln von zielorientierten Lernstrategien und der Wertschätzung von Wissensaneignung bemerkbar macht (vgl. ebd.: 30). Letzteres bezieht sich auf Bildungsvorstellungen und -entscheidungen, die in engem Zusammenhang mit der wahrgenommenen sozialen Stellung der Eltern in der Gesellschaft gesehen werden. Weitere Disparitäten können zum einen *innerhalb einer Bildungsinstitution (2)* entstehen, wenn man dem Ansatz von BOURDIEU³⁹ (1987) folgt und der Institution Schule eine Mittelschichtorientierung unterstellt. Hierbei müsste allerdings ein Nachweis erfolgen, der eine Benachteiligung von Schulkindern aufgrund ihres sozialen Status durch schulische Lernangebote belegt. Die Autorengruppe stellt hierzu fest, dass zumindest in Deutschland keine empirischen Befunde vorliegen, die „für Wechselwirkungen zwischen Sozialstatus der Schülerinnen und Schüler und schulischer Opportunitätsstruktur“ (ebd.: 42) sprechen. Zum anderen kann vermutet werden, dass sich *zwischen Bildungsinstitutionen (3)* soziale Ungleichheiten entwickeln. Die Autoren verweisen hierbei auf zwei Zusammenhänge. Zum einen beeinflusst der soziale Kontext einer Familie Entscheidungen für Bildungsübergänge, indem beispielweise Kinder aus bildungsnahen Elternhäusern eher die Präferenz für den Besuch des Gymnasiums erhalten als Kinder bildungsferner Schichten. Zum anderen fördert die im internationalen Vergleich frühe Aufteilung nach vier Grundschuljahren in ein gegliedertes Schulsystem eine soziale Auslese der Heranwachsenden, die durch schulformspezifische Bildungsverläufe zum Ausdruck kommen. Durch die frühe Aufteilung werden schulische Auslesemechanismen in Gang gesetzt, die eine soziale Segregation befördern (vgl. VALTIN 2008: 12). Die Datenanalyse der wichtigsten Studien im Bereich soziokultureller Einflüsse auf Bildungskompetenzen zeigt hierbei einen eindeutigen Befund, der nur die Schlussfolgerung zulässt, „dass die Schulstruktur in gegliederten Systemen einen erheblichen Einfluss auf die Entstehung unterschiedlicher schulischer Lern- und Entwicklungsumwelten hat“ (MAAZ et al.: 47). Der letzte Bereich, der für das Entstehen von Bildungsdisparitäten identifiziert wird, liegt *außerhalb des Bildungssystems (4)*. Die Autoren folgen den Analysen Boudons, der die primären Herkunftseffekte als entscheidende Merkmale für die Entstehung herkunftsbedingter Ungleichheiten ausweist (vgl. ebd.: 48). Die unterschiedlichen

³⁹ Die von dem Soziologen Bourdieu entwickelte Habitus­theorie verweist auf das Vorhandensein subjektiver Denk- und Handlungsweisen, die sich in den unterschiedlichen sozialen Milieus herausbilden. Hierbei determinieren Ressourcen in Form von ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital die jeweilige Schichtzugehörigkeit.

Entwicklungs- und Sozialisationsmilieus, die sich auf die kognitive, soziale, ökonomische und kulturelle Ausstattung einer Familie beziehen, führen zu den bekannten Differenzen bei der Ausgestaltung kindlicher Lebenswelten (vgl. Kap. 5). Diesen Einflüssen, die außerhalb des Bildungssystems liegen, wird eine prominente Rolle für das Entstehen und Verfestigen von Bildungsungleichheiten zugeschrieben.

Für die vorliegende Untersuchung bieten sich besonders die Bereiche der „*Bildungsübergänge*“ und der Unterstützungsmöglichkeiten „*außerhalb des Bildungssystems*“ an, um den Einfluss von elterlichem Verhalten auf das Bildungsniveau und den Bildungserfolg erklären zu können. Der Schwerpunkt der nachfolgenden Darstellungen liegt deshalb in einer Zusammenfassung von Befunden, die zum einen die Bildungsaspiration von Eltern mit Blick auf den jeweiligen sozialen Status nachzeichnen und zum anderen die Lesekompetenz von Kindern betreffen, da sich die häuslichen Rahmenbedingungen entscheidend auf die Leseleistung eines Kindes auswirken. Beide Thematiken eignen sich besonders gut, um Unterschiede bei der Partizipation am Bildungssystem nachvollziehen zu können, die eben durch elterliche Ressourcen in Form von Entwicklungsmöglichkeiten für Kinder bereitgestellt werden können.

2.4.2 Bildungsübergänge

In dem vorherigen Abschnitt wurden Hintergründe dargestellt, die auf verschiedene Ursachen bei der Entstehung von Disparitäten im Bildungssystem verweisen. Die Zugehörigkeit zu der jeweiligen sozialen Schicht, zeigt ihre Auswirkung auf Bildungsverläufe, indem der angestrebte Bildungsabschluss in Relation zu dem Bildungsniveau der Eltern formuliert wird. Eine bedeutende Weichenstellung für den „Bildungserfolg“ findet im Übergang von der Grundschule in die weiterführende Schule statt. Dieser Bildungsübergang wird in engem Zusammenhang mit der familialen Herkunft gesehen. MAATZ et al. sprechen von „sozialen Distanzen“, die Kindern aus Akademikerfamilien fremd sind, wenn es um das Erreichen eines hochwertigen Bildungsabschluss (z.B. Abitur) geht (vgl. ebd. a.a.O.: 30). Der frühe Übergang nach dem vierten Grundschuljahr in die Sekundarstufe scheint Kinder aus privilegierten sozialen Schichten zu begünstigen.

Die IGLU Studien stellen neben Befunden, die die Leseleistung von Viertklässlern betreffen, auch Informationen zur Verfügung, die Auskunft über Lernbedingungen bezogen auf den familialen, institutionellen und gesellschaftlichen Kontext geben. Um allen Aspekten von Lernprozessen und Bildungskontexten gerecht werden zu können, werden Fragebögen eingesetzt, die die Sicht der Schulkinder, der Eltern, der Lehrkräfte und der Schule (Angaben erfolgen durch die Schulleitung) erfassen. Die bundesweite Datenerhebung der IGLU 2006 stützt sich auf Daten von 405 Schulen. Für die Auswertung wurde der Anteil der Kinder in den vierten Jahrgangsstufen entsprechend dem Anteil der Gesamtpopulation des jeweiligen Bundeslandes ausgewählt. Insgesamt konnten die Testergebnisse von 7899 Schülerinnen und Schülern in die Auswertung einbezogen werden. Auf Grundlage dieses Datenmaterials ermitteln BOS, SCHWIPPERT und STUBBE (2007) zu der Frage, wie und zu welchen Zeitpunkten sich soziale Unterschiede bei der Bildungsbeteiligung abbilden. Die Analyse erfolgt ebenfalls im Rückbezug auf die Erklärungsmuster Boudons, wobei drei Effekte beschrieben werden, die den Leistungsvorsprung von Kindern aus bildungsnahen Schichten erklären.

- Da Kinder aus bildungsnahen Elternhäusern auf kulturelle und lernrelevante Ressourcen zurückgreifen können, verfügen die Heranwachsenden schon zu Beginn der Grundschulzeit über einen Wissensvorsprung gegenüber Kindern aus bildungsferneren Elternhäusern. Dieser Vorsprung an schulischen Kompetenzen wird im Laufe der Schulzeit aufgrund der elterlichen Förderung (primäre Herkunftseffekte) in Form von Hilfestellungen bei Hausaufgaben, Finanzierung von Nachhilfestunden, etc. weiter ausgebaut (vgl. BOS/SCHWIPPERT/STUBBE 2007: 226).
- Das Bildungsniveau der Eltern prägt das Entscheidungsverhalten bei der Frage, welcher schulische Abschluss erworben werden soll (sekundäre Herkunftseffekte). Bildungsnahe Familien entscheiden sich häufiger für eine Schullaufbahn, die das Kind einen höheren sozialen Status erreichen lässt.
- Beurteilungen durch Lehrkräfte, die Aussagen über die schulische Leistung treffen, stehen in Zusammenhang mit der sozialen Herkunft der Schulkinder (vgl. ebd.: 227).

Da Schullaufbahnentscheidungen gleichzeitig den zu erwartenden Bildungsabschluss bestimmen, stellt der in Deutschland frühe Wechsel in die Sekundarstufe entscheidende Weichen für den zukünftigen Bildungsweg eines Kindes.

Auch IGLU 2006 legt einen Schwerpunkt der Erhebung auf die Analyse von Schullaufbahnpräferenzen am Ende des vierten Grundschuljahres. ARNOLD, BOS, RICHERT und STUBBE (2007: 271-297) erläutern hierzu die wichtigsten Ergebnisse. Die Autorengruppe fasst unter dem Begriff „Schullaufbahnpräferenzen“ alle Entscheidungen, Prognosen und Empfehlungen zusammen, die den Wechsel auf die weiterführende Schule sowohl aus Sicht der Eltern als auch aus Sicht der Lehrkräfte begleiten. Über die an die Eltern gerichtete Frage „Welche Schule wird Ihr Kind im nächsten Schuljahr voraussichtlich besuchen?“ werden Angaben zu Schulpräferenzen aus Elternsicht erhoben, dem entsprechend erfolgt an die Lehrkräfte die Frage: „Welche der folgenden Schullaufbahnen/Schulabschlüsse würden Sie für den Schüler/die Schülerin empfehlen?“. Im Vergleich zu Befunden aus IGLU 2001 verweisen die Schullaufbahnpräferenzen bei Eltern und Lehrkräften in IGLU 2006 übereinstimmend auf einen Rückgang der Hauptschulpräferenzen und einen Anstieg der Präferenz für das Gymnasium, wobei auf Seiten der Eltern der Anstieg für die Gymnasialpräferenz bzw. der Rückgang der Hauptschulpräferenz deutlicher ausgeprägt ist als bei den Lehrkräften. Gleichwohl werden von den Autoren unterschiedliche Zugänge beschrieben, die Schullaufbahnentscheidungen von Lehrkräften und Eltern kennzeichnen. Das Präferenzverhalten auf Seiten der Lehrkräfte ist demnach durch schulrechtliche Vorgaben⁴⁰ und leistungsbezogene Diagnostik geleitet, während sich Eltern eher an persönliche Wertevorstellungen und der eigenen Einschätzung über Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes orientieren. Befunde von Mahr-George (1999 zitiert nach ebd.: 276) zeigen ein komplexes Wechselspiel zwischen dem elterlichen Bildungsniveau, der Schullaufbahnempfehlung und der elterlichen Bildungsaspiration. Eltern höherer sozialer Schichten favorisieren demnach eine Schullaufbahn mit hohem Bildungsabschluss (Abitur), auch wenn diese Präferenz von der Schullaufbahnempfehlung der Lehrkräfte abweicht. Zusammenfassend stellen ARNOLD et al. fest: „Die Bildungserfahrungen der Eltern haben großen Einfluss auf die Präferenz für die weitere Schullaufbahn des Kindes und somit die Wahl des Bildungswegs, so dass

⁴⁰ Die einzelnen Bundesländer unterscheiden sich in der Empfehlungspraxis für die Sekundarstufe I, indem entweder die Eltern diese Bildungsentscheidungen treffen oder die Lehrkräfte eine schulrechtlich verbindliche Empfehlung aussprechen.

sozialschichtspezifische Effekte entstehen“ (ebd.: 276, 277). Auch für Lehrkräfte werden bei Schullaufbahnpräferenzen neben schulleistungsbezogenen Merkmalen weitere Einflussfaktoren nachgewiesen, die sich an der sozialen Herkunft des Schulkindes orientieren. Über die in IGLU 2006 analysierten Daten wird ein enger Zusammenhang zwischen Lesekompetenzen und sozialer Schichtzugehörigkeit nachgewiesen. Um hier zu genaueren Aussagen zu gelangen, wurde analysiert, ab welcher Lesekompetenz die Wahrscheinlichkeit für eine Gymnasialpräferenz durch die Lehrkräfte mehr als 50 Prozent beträgt. Die Berechnungen zeigen, dass eine Lesekompetenz ab dem Wert von 580 Punkten eine Gymnasialpräferenz bei Lehrkräften wahrscheinlich macht. Die nachfolgende Abbildung zeigt einen Überblick über die jeweiligen Kompetenzwerte, die sowohl die Lehrkraftpräferenz als auch die Elternpräferenz veranschaulichen:

Abbildung 6: Überblick über Kompetenzwerte

	Gruppenspezifischer Standard („kritischer Wert“) für eine Gymnasialpräferenz der Lehrkräfte	Gruppenspezifischer Standard („kritischer Wert“) für eine Gymnasialpräferenz der Eltern
Obere Dienstklasse (I)	537 (551)	498 (530)
Untere Dienstklasse (II)	569 (565)	559 (558)
Routinedienstleistungen (III)	582 (590)	578 (588)
Selbstständige (IV)	580 (591)	556 (575)
Facharbeiter und leitende Angestellte (V, VI)	592 (603)	583 (594)
Un- und angelernte Arbeiter, Landarbeiter (VII)	614 (601)	606 (595)
Gesamt	580 (581)	565 (572)

Quelle: IGLU Studie 2006: 288

Der Einfluss von herkunftsbezogenen Merkmalen ist eindeutig: Kinder aus bildungsferneren Schichten benötigen im Vergleich zu Kindern aus bildungsnahen Elternhäusern bei der Lesekompetenz einen höheren Wert für eine Gymnasialpräferenz. Indem Eltern über unterschiedliche Ressourcen in Form von Bildung und dem damit verbundenen sozialen Status verfügen, beeinflussen sie in nicht unerheblichem Maße Entscheidungen bei Bildungsübergängen.

2.4.3 Lesesozialisation im Elternhaus

Ein sicherer Umgang mit der Schriftsprache gehört zu den Schlüsselkompetenzen, die einen erfolgreichen Bildungsweg kennzeichnen. Die elterlichen Einstellungen und Verhaltensweisen im Umgang mit der gesprochenen und geschriebenen Sprache können als

Instanzen verstanden werden, die im familialen Alltag die Entwicklung von Lesekompetenzen wesentlich bestimmen. Auch in IGLU 2006 werden Wirkungsweisen familialer Einflüsse auf die Lesesozialisation untersucht. STUBBE, BUDDENBERG, HORNBERG und McELVANY (2007) beschreiben vier Bereiche, in denen sich grundlegende Prozesse der Lesesozialisation abbilden (vgl. ebd. 302-305):

1. Zunächst werden unter der Begrifflichkeit „*Frühe Förderung*“ all diejenigen Abläufe zusammengefasst, die sich auf die alltägliche Kommunikation und Interaktion zwischen Eltern und Kind beziehen. Der Anregungsgehalt der Umwelt und die emotionale Beschaffenheit der Eltern-Kind-Beziehung nehmen Einfluss auf die Qualität der kindlichen Lesekompetenzentwicklung. Diese werden als richtungsweisende „Vorläuferfähigkeiten“ (ebd.: 302) für ein erfolgreiches Erlernen der Schriftsprache angesehen. Die frühe Lesesozialisation beginnt mit dem gemeinsamen Betrachten von Bilderbüchern. Dabei findet zwischen Elternteil und Kind ein inhaltlicher Austausch statt, der die Entwicklung von Sprache fördert. Darüber hinaus gehören auch das Singen von Kinderliedern, das Erzählen von Geschichten oder die Wiedergabe von Reimen und Wortspielen zu grundlegenden Erfahrungen, die günstige Bedingungen in der frühen Entwicklung eines Kindes für den Erwerb der Schriftsprache bereitstellen.
2. Weiterer Einfluss wird den „*kulturellen Ressourcen*“ zugeschrieben, die im Rückbezug auf BOURDIEU (1987) als kulturelles Kapital familiale Bildungsprozesse prägen. Der Besitz von Büchern zählt hierbei zu einem wesentlichen Element der Lesesozialisation, indem durch die Beschäftigung mit interessantem Lesematerial die Lesefreude von Kindern angesprochen wird. Ebenso gehören der Besuch von Bibliotheken oder Buchläden zu den leseförderlichen Aktivitäten, weil sie einen selbstverständlichen Umgang mit Literatur unterstreichen.
3. Mit den Merkmalen „*Lesen als kulturelle Praxis und das Vorbildverhalten der Eltern*“ werden von der Autorengruppe weitere Merkmale genannt, die auf die Entwicklung der Lesekompetenz Einfluss nehmen. „Die kulturellen Orientierungen, die Wertschätzung des Lesens in der Familie sowie die Einstellungen der Eltern zum Lesen“ (ebd.: 304) kennzeichnen den Raum, in dem Kinder in ihrer Entwicklung geprägt werden und lesebezogene Fähigkeiten erwerben. Über den Austausch von

Leseinhalten aber auch dem Erleben, dass Eltern in ihrer Vorbildfunktion selber Freude am Lesen entwickeln, finden Kinder in dem Prozess der Lesesozialisation eine hilfreiche Unterstützung.

4. „*Leseunterstützende Aktivitäten während der Grundschulzeit*“ beschreibt den vierten Bereich, der auf die Lesekompetenz Einfluss nimmt. Die Lesesozialisation erfährt in dem Kontext Schule eine neue Qualität, indem eigene Leistungen des Kindes im Umgang mit der Schriftsprache in den Vordergrund rücken. Diese stehen wiederum mit der familialen Lesekultur in engem Zusammenhang und generieren sich aus den beschriebenen Prozessmerkmalen.

Der Erwerb von Lesekompetenz wird durch Unterstützungs- und Fördermöglichkeiten der Eltern geprägt, die in Abhängigkeit der im Sinne von BOURDIEU determinierten Ressourcen von sozialem, kulturellem und ökonomischem Kapital stehen. Um über Lernumgebungen Informationen zu erhalten, werden in IGLU 2006 an Eltern gerichtete Fragebögen eingesetzt, die über die häuslichen Bedingungen der Lesesozialisation Auskunft geben. Die Analyse erfolgt im Rückbezug auf die beschriebenen strukturellen Merkmale, die sich auf den Bildungshintergrund der Eltern, dem sozioökonomischen Status, etc. beziehen und den Prozessmerkmalen, zu denen die elterliche Einstellung zum Lesen, die kindliche Förderung oder die Bedeutung des Lesens im Familienalltag gehören. Dementsprechend werden in der Ergebnisdarstellung die Bereiche 'leseförderliche Aktivitäten vor der Grundschulzeit', 'leseförderliche Aktivitäten während der Grundschulzeit', 'Vorbildverhalten der Eltern' und 'leseförderliche Ressourcen im Elternhaus' dargestellt (ebd. 305 ff.). Die internationale Ausrichtung der IGLU 2006 findet sich auch in dem Ergebnisbericht wieder, so dass überwiegend ländervergleichende Aussagen über Einflüsse zur Lesesozialisation im Elternhaus getroffen werden. Diese verweisen Deutschland im internationalen Vergleich auf einen wenig zufriedenstellenden Platz im unteren Mittelfeld der teilnehmenden Staaten. „Während die Anzahl der im Haushalt vorhandenen Bücher bzw. Kinderbücher sowie die Häufigkeit und Dauer des privaten Lesens der Eltern in Deutschland im internationalen Vergleich sehr hoch und die Einstellung der Eltern zum Lesen immer noch durchschnittlich ist, weisen die Indizes zu den leseförderlichen Aktivitäten vor und während der Grundschulzeit sehr niedrige Werte auf“ (ebd.: 323). Für die vorliegende Untersuchung interessieren vor allem die Schlussfolgerungen, die Auskunft über den

Einfluss elterlicher Aktivitäten und Unterstützungsleistungen von bildungsnahen Elternhäusern in Deutschland geben. In Übereinstimmung zu den skizzierten Befunden im Bereich der Bildungsübergänge verweisen die Erörterungen zur Lesesozialisation wiederum auf enge Zusammenhänge zwischen Schichtzugehörigkeit und Lesekompetenz. Kinder aus bildungsnäheren Haushalten profitieren von elterlichen Ressourcen, die vor und während der Grundschulzeit angeboten werden können und als „leseförderliche Aktivitäten“ deutlich Einfluss nehmen. Zu einer vergleichbaren Einschätzung gelangen HERTEL, JUDE und NAUMANN (2010), die auf Grundlage der Daten von PISA 2009 die häuslichen Lernumgebungen fünfzehnjähriger Schulkinder beschreiben. Es zeigt sich, dass sich die Bereitstellung von leseförderlichen Angeboten im häuslichen Umfeld dem jeweiligen Alter des Kindes anpasst. In Ergänzung zu den für die Grundschulzeit retrospektiv gewonnenen Informationen, die mit den bisher dargelegten Ergebnissen übereinstimmen, verweist die Autorengruppe für die Gruppe der fünfzehnjährigen Schülerinnen und Schüler auf altersentsprechende Förderungen. Dazu gehören beispielsweise die gemeinsame Aktivität am Computer oder Unterhaltungen über die aktuelle Literatur des Kindes. Darüberhinaus erweisen sich „alltägliche Gespräche“ über das politische Tagesgeschehen, Fernsehsendungen, Bücher etc. als bedeutsame Faktoren bei der aktiven Gestaltung der Lernumgebung durch die Eltern.

2.4.4 Zusammenfassung

Die frühe elterliche Unterstützung und die Bereitschaft der Eltern, das Kind in der Entwicklung von Lesekompetenz aktiv und kompetent zu begleiten, scheint Kindern privilegierterer Schichten in der Lesekompetenz deutliche Vorteile zu verschaffen. Hierbei ist der Zusammenhang zu Bildungsentscheidungen, die einen statushohen Abschluss versprechen, unübersehbar. Eltern bildungsnaher Schichten verfügen durch die eigene Gestaltung der Bildungslaufbahn über ein Wissen und Erfahrungen wie sich relevante Schulkompetenzen entwickeln und fördern lassen. Die Förderung beschränkt sich nicht nur auf ein zielgerichtetes Vorgehen, das Fähigkeiten zur Ausbildung von bildungsrelevanten Kompetenzen – wie das Erlernen der Schriftsprache - stärkt. Vielmehr erweisen sich auch alltägliche Anregungen wie Ausflüge, Besuch einer Bücherei, das gemeinsame Lesen etc. als entscheidende Faktoren, die zu einem Leistungsvorsprung von Kindern bildungsnaher

Schichten führen. Da gerade Kinder dieser Bildungsschicht positive Schulleistungen vorweisen und sie im Vergleich zu Kindern bildungsferneren Schichten eher eine Gymnasialpräferenz erhalten, besteht ein signifikanter Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft und Bildungswegen.

2.5 Fazit und Ausgangslage für die empirische Untersuchung

In diesem Kapitel wurde ein theoretischer Bogen gespannt, der das Elternsein von Professorinnen und Professoren in unterschiedlichen Kontexten positioniert. Auf Grundlage dieser theoretischen Einbettung konkretisieren sich Fragestellungen und Überlegungen, die sich als weitere Bezugspunkte für die vorliegende Untersuchung anbieten.

In dem Abschnitt „Elternschaft und Beruf“ konnte gezeigt werden, dass der Weg zur Professur aber auch das Ausfüllen dieser Position enorme Leistungsbereitschaft und zeitliches Engagement von den Beteiligten voraussetzt. Mit der Familiengründung erfahren Mütter und Väter eine grundlegende Neuorientierung ihrer Lebenswelt. Wie gelingt es in der Wissenschaft tätigen Eltern, beiden Lebensbereichen gerecht zu werden? Auf welche Ressourcen können sie zurückgreifen, um diese kräftezehrende Lebensphase zu bewältigen? Die vorgestellten Befunde verweisen mit Geburt des ersten Kindes zudem auf eine Abnahme der Zufriedenheit im Partnerschaftserleben. Gleichzeitig sind Professorinnen und Professoren mit Kind(ern) auf die Unterstützung des Partners bzw. der Partnerin angewiesen, damit dieser anspruchsvolle Lebensentwurf gelingen kann. In einem nächsten Schritt wurde der Blick auf die „Familie als Lebensform“ gerichtet. Die unterschiedlichen familialen Arrangements, in denen ein Leben mit Kind(ern) stattfinden kann, nehmen Einfluss auf die Ausgestaltung des Familienlebens. So macht es einen Unterschied, ob ein Familienmodell gewählt wird, in dem beide Elternteile für die Bewältigung der Familienaufgaben zur Verfügung stehen oder ob dieser Bereich (überwiegend) alleine gestemmt werden muss. Welche Aufgaben Eltern für eine gelingende kindliche Entwicklung zu „erfüllen“ haben, wurde in dem Abschnitt „Familie und Kindheit“ beschrieben. Aus gesellschaftlicher Sicht werden vielfältige Erwartungen an Eltern formuliert, die darauf ausgerichtet sind, Kindern bestmögliche Entwicklungsumwelten bereit zu stellen. Professorinnen und Professoren verfügen über einen begrenzten Zeitrahmen, der die aktive Teilnahme am kindlichen Leben

nicht immer zulässt. Welche Vorstellungen und Überzeugungen leiten hierbei das elterliche Handeln im Alltag mit Kind(ern)? Wo setzen die Eltern Schwerpunkte, um Einfluss auf die kindliche Lebenswelt nehmen zu können? Da alle befragten Elternteile über ein hohes Bildungsniveau verfügen, ist anzunehmen, dass das Einrichten einer günstigen Lern- und Bildungsumgebung im Familienalltag einen besonderen Stellenwert einnimmt. Welche Kompetenzen nutzen die Eltern, um Bildungsprozesse bei dem Kind bzw. den Kindern zu fördern und zu unterstützen? Dieser Aspekt wurde in dem Abschnitt „Eltern als Bildungsträger“ diskutiert.

Die nachfolgende Abbildung gibt eine Übersicht über Fragen, die als thematische Orientierungspunkte in den Forschungsprozess einfließen.

Abbildung 7: Übersicht forschungsleitender Fragestellungen

Elternschaft und Beruf im Wissenschaftsbetrieb	Familienmodelle von Professorinnen und Professoren	Familie und Kindheit	Eltern als Bildungsträger
<p>Wie gelingt es in der Wissenschaft tätigen Eltern, beiden Lebensbereichen gerecht zu werden?</p> <p>Auf welche Ressourcen können sie zurückgreifen, damit dieses anspruchsvolle Lebensmodell gelingen kann?</p> <p>Wirkt sich das Leben mit Kind(ern) negativ auf die berufliche Entwicklung aus?</p>	<p>In welchen familialen Arrangements leben Professorinnen und Professoren?</p> <p>Was kennzeichnet Familienmodelle, damit sie sich für den Lebensentwurf „tauglich“ zeigen?</p>	<p>Wo legen die Eltern Schwerpunkte, um Einfluss auf die kindliche Entwicklung und auf die kindliche Lebenswelt nehmen zu können?</p> <p>Wie sieht die Betreuung der Kinder in Abwesenheit der Eltern aus?</p>	<p>Nimmt das Einrichten einer günstigen Lern- und Bildungsumgebung vor dem Hintergrund des eigenen hohen Bildungsniveaus der Eltern einen besonderen Stellenwert ein?</p> <p>Wenn ja, welche Kompetenzen werden genutzt, um Bildungsprozesse bei dem Kind bzw. den Kindern zu befördern?</p>

3. Forschungsdesign – Durchführung, Methoden und Auswertung

Da die vorliegende Arbeit zum Ziel hat, Vorstellungen und Handlungskonzepte darzustellen, die aus Elternsicht das Lebensprojekt „Professur mit Kind(ern)“ ermöglichen, muss ein Forschungsdesign gewählt werden, das geeignet ist, subjektive Sichtweisen darzulegen. Das Forschungsanliegen legt somit eine Orientierung an rekonstruktive Verfahren nahe, die in der qualitativen Sozialforschung verankert sind.

3.1 Qualitative Sozialforschung

Die Vorteile qualitativer Forschungsmethoden liegen im Unterschied zu quantitativen Verfahren darin, Vertiefungen zuzulassen, die bei standardisierten Ansätzen nicht so ohne weiteres möglich sind. Indem die Befragten eigene Sinn- und Bedeutungszusammenhänge entwickeln und offen legen, soll die Komplexität und Vielschichtigkeit eines Phänomens Beachtung finden. Gegenüber einer hypothetiko-deduktiven Vorgehensweise, bei der die Forscherin ihre theoretischen Überlegungen und Konzepte über den Forschungsgegenstand vor der Datenerhebung formuliert und die ausgearbeiteten Annahmen im Forschungsprozess überprüft (vgl. KELLE / ERZBERGER 2001: 100/101), ist die rekonstruktive Vorgehensweise bemüht, „einen verstehenden Nachvollzug“ (MEUSER 2003: 141) der Relevanzsysteme zu ermöglichen, der über das Wissen, die Handlungen und die Interpretationen der Akteure erschlossen wird (vgl. ebd.: 141, PRZYBORSKI / WOHLRAB-SAHR 2009: 27). Der verstehende Nachvollzug ist das zentrale Analyseinstrument qualitativer Sozialforschung und „... bemüht sich darum, Begriffsbildungen, Typisierungen und somit spezifische Formen der Weltdeutung und -wahrnehmung durch handelnde Einzelne zu erfassen und nachzuzeichnen“ (KÜHN 2004: 38). Dieses Vorgehen schließt die Analyse einer größeren Fallzahl - wie sie für standardisierte Befragungen üblich sind - aus, so dass keine Aussagen über die Häufigkeit eines identifizierten Phänomens getroffen werden können. Dementsprechend müssen andere Formen der Nachprüfbarkeit als die der Standardisierung quantitativer Forschungen gefunden werden. Ein entscheidendes Gütekriterium stellt in der qualitativen Forschung die intersubjektive Nachvollziehbarkeit dar, die den Forschungsprozess für Außenstehende transparent werden lässt und

Bewertungen der Forschungsergebnisse ermöglicht. Um diesem Anspruch nachzukommen, werden im Folgenden die wichtigsten „Arbeitsschritte“ der Studie dargestellt.

3.2 Auswahl der Methoden

Sowohl für die vorangegangene methodologische Positionierung als auch für das methodische Vorgehen bildet die Forschungsfrage den Ausgangspunkt: Wie erleben und gestalten Professorinnen und Professoren ihre Elternschaft mit Blick auf die Entwicklung ihrer Kinder vor dem Hintergrund der eigenen beruflichen Herausforderung? Das Forschungsanliegen indiziert eine subjekt- und alltagsbezogene Perspektive und bedarf einem methodischen Vorgehen, das den zu Interviewenden genügend Raum gibt, eigene Interpretationen zu entwickeln, „... indem sie z.B. einem Thema einen anderen Stellenwert geben, als es der Forscher nach Maßgabe theoretisch-wissenschaftlicher Kriterien tut“ (MEUSER 2003: 141). Es müssen also Methoden gewählt werden, die den Elternteilen ermöglichen, eigene Strukturierungen ihrer Lebenswelt vorzunehmen und Bedeutungszusammenhänge zu entwickeln, wie sie aus ihrer Sicht - mit allen Widersprüchen und Ambivalenzen - dem Lebensentwurf „Professur mit Kind(ern)“ zugrunde liegen.

3.2.1 Das problemzentrierte Interview

Die Orientierung an dem problemzentrierten Interview von WITZEL (2000) ermöglicht einen solchen Zugang. Die „Offenheit gegenüber dem untersuchten Gegenstand und den Sichtweisen der Interviewpartner“ (FLICK 2002: 188) findet sich im problemzentrierten Interview als grundlegendes Prinzip qualitativer Forschung wieder. Gleichzeitig kennzeichnet das Adjektiv „problemzentriert“ eine durch das Forschungsanliegen begründete gesellschaftlich und individuell wahrgenommene Problemstellung, deren Bedingungsgefüge mit dieser Methode ergründet werden soll (vgl. FRIEBERTSHÄUSER 1997: 379, vgl. KÜHN 2004: 39). Dem problemzentrierten Interview liegt ein induktiv-deduktives Forschungsverständnis zugrunde „...“, das auf der Seite der Forschenden der notwendigen Vermittlung zwischen bestehendem und zu erwerbendem Wissen im Forschungsprozeß Rechnung trägt, und das auf der anderen Seite die Interviewten als kompetente Subjekte befähigt“ (MEY 2000: 6), ihre Sicht der Relevanzsysteme von sozialer

Wirklichkeit zu erschließen (vgl. LAMNEK: 1995: 75) und darzulegen. Die drei Grundpositionen dieses Erhebungsverfahrens lehnen sich in weiten Teilen an dem theoriegenerierenden Verfahren der Grounded Theory an und werden von WITZEL mit

- Problemzentrierung (Orientierung an einer gesellschaftlich und individuell relevanten Problemstellung, die sich auf zuvor ermittelte Themenbereiche bezieht),
- Gegenstandsorientierung (betont den flexiblen Umgang der Methode gegenüber den spezifischen Anforderungen des Untersuchungsgegenstandes) sowie
- Prozessorientierung (beschreibt die Konzeptgenerierung über den gesamten Forschungsablauf, für die Durchführung der Interviews gilt die Orientierung an den Relevanzsystemen der Befragten)

charakterisiert (ebd.: 2-4) und finden sich auch in der Anlage der vorliegenden Studie wieder. Durch die theoretische Einbettung, wie sie im zweiten Kapitel vorgenommen wurde, werden gesellschaftliche und individuelle Bezüge der Problemstellung hergestellt (Problemzentrierung). Der flexible Umgang mit der Methode ermöglicht ein methodisches Vorgehen, das sich den spezifischen Anforderungen des Untersuchungsgegenstandes anpasst. Die Orientierung am Untersuchungsgegenstand lässt somit das Hinzuziehen weiterer Methoden zu, was in der vorliegenden Studie durch den Einsatz der „Lebenskurve“ (s.u.) praktiziert wird (Gegenstandsorientierung); das problemzentrierte Interview bleibt aber als prominentes Erhebungsinstrument bestehen. Die Generierung einer gegenstands begründeten Theorie findet über den gesamten Forschungsverlauf statt und wird über die theoretische Einbettung, dem empirischen Vorgehen und der Ergebnisdarstellung Schritt für Schritt nachgezeichnet (Prozessorientierung).

Die Durchführung des problemzentrierten Interviews basiert auf einem Kurzfragebogen, einer Tonaufzeichnung, auf dem Erstellen eines Leitfadens, der zentrale Forschungsthemen berücksichtigt, und auf dem Verfassen eines Postskriptums. Der Kurzfragebogen erfasst die wichtigsten demografischen Daten der Befragten und wird dem eigentlichen Interview voran gestellt, so dass im weiteren Verlauf der Gesprächssituation auf eine Frage-Antwort-Struktur verzichtet werden kann. Die Tonaufzeichnung ermöglicht die präzise Wiedergabe von Gesprächsinhalten. Mit Hilfe des Postskriptums, das nach Abschluss eines Interviews

verfasst wird, werden Besonderheiten im Interviewverlauf, der Gesprächsatmosphären und erste Interpretationsideen eingefangen. Der Leitfaden dient zum einen als „Orientierungsrahmen und Gedächtnisstütze“ (WITZEL 2000), zum anderen wird so eine Vergleichbarkeit der Interviews ermöglicht. Die im Vorfeld vorgenommene Strukturierung der Themenbereiche begleitet den Gesprächsverlauf, ohne dass eine festgelegte Abfolge der Themen gegeben ist. Vielmehr unterstützt der flexible Umgang mit den Themenkomplexen eine erzählgenerierende Gesprächssituation⁴¹, die den Befragten Raum gibt, ihre subjektive Sicht und eigene Interpretationen zu der interessierenden Problemstellung zu erörtern. Mit sogenannten „Ad-hoc“-Fragen können die Themen nachgefasst werden, die die Befragten zunächst im Interviewverlauf ausgeklammert haben.

Eine Auseinandersetzung mit theoretischem Vorwissen ist bei dem problemzentrierten Interview unumgänglich. MAROTZKI (2003) stellt zu Recht fest, dass das Erstellen eines Leitfadens gute Kenntnisse über den Untersuchungsgegenstand voraussetzt, um die im Vorfeld ermittelten Themenkomplexe auch angemessen erfassen zu können (vgl. ebd.: 114). Für KÜHN (2004) prägt es sowohl die Formulierung des Leitfadens als auch den Interviewverlauf (vgl. ebd.: 40). Nach WITZEL (2000) dient das theoretische Vorwissen als „heuristisch-analytischer Rahmen“, welches den Dialog zwischen Forschenden und Befragten besonders in der Erhebungsphase mit organisiert und anreichert. Das theoretische Vorwissen stellt somit auch einen wichtigen Zugang für das Verständnis der forschenden Person dar. Dieses wird mit der Analyse der erhobenen Daten zusammengeführt und bildet den Ausgangspunkt für ein induktiv-deduktives Forschungsverständnis.

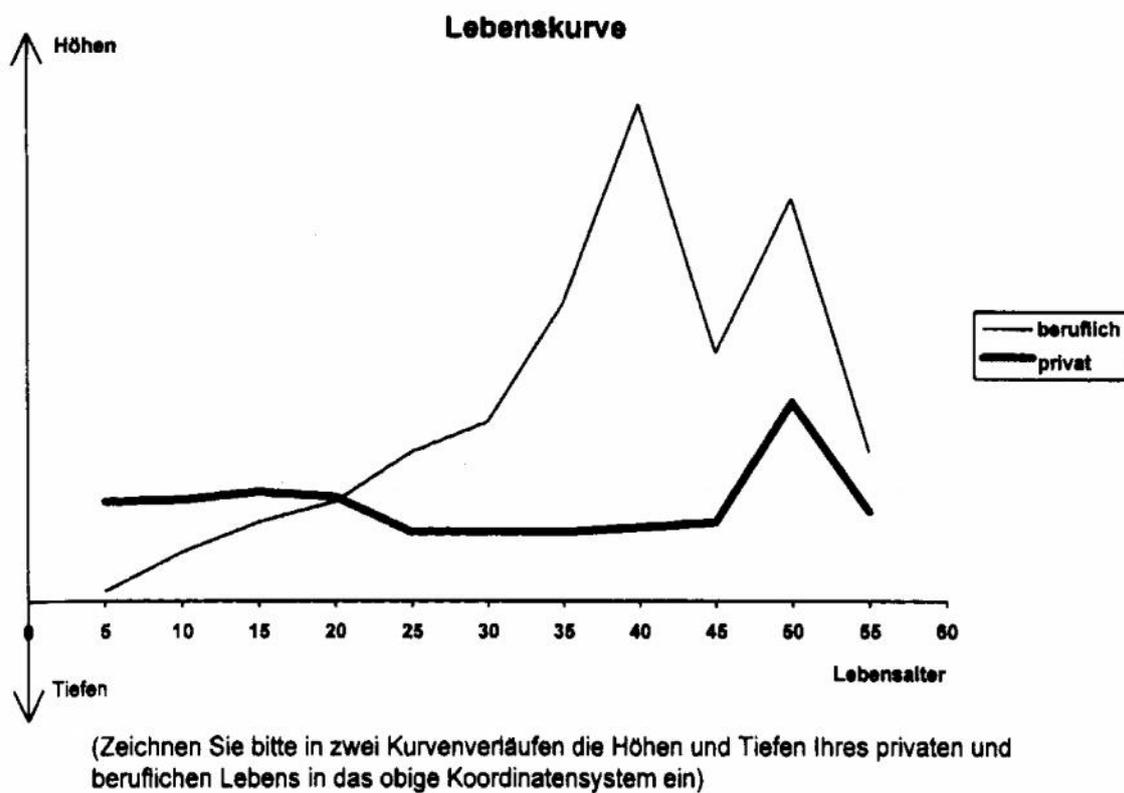
3.2.2 Lebenskurve

Die Arbeit mit der Lebenskurve ist ein weiteres methodisches Element, das sich eignet, individuelle Sichtweisen und Orientierungen der Interviewten zu erfassen. Zudem ermöglicht dieses methodische Vorgehen den Befragten, erste eigene Schwerpunkte zu setzen, ohne dass Fragen des Leitfadens hier eine vertiefende Themenrichtung vorgeben. Der Einsatz von Lebenskurven dient nach MACHA und KLINKHAMMER (2003) zum einen

⁴¹ Eine Beschreibung von erzählgenerierenden Kommunikationsstrategien findet sich u.a. in WITZEL 2000: 5/6, ausführlich in MAY 2000.

als „Erzählanreiz“ und zum anderen als „roter Faden“ (vgl. ebd.: 572), der den Gesprächsverlauf strukturierend begleitet. Der Fragestellung entsprechend wird die Lebenskurve so modifiziert, dass interessierende Verläufe dargestellt werden können. Für ein besseres Verständnis dieser Methode zeigt die folgende Abbildung ein Beispiel, das einer Arbeit von MACHA und KLINKHAMMER (2003) zum Thema „doppelte Vergesellschaftung“ von Frauen entnommen wurde:

Abbildung 8: Lebenskurve MACHA



(Quelle: MACHA / KLINKHAMMER 1997: 573)

Den Gesprächspartnerinnen dieser Studie wurde vor dem Interview ein Formblatt der Lebenskurve zugesandt, mit der Bitte, zwei Lebenskurven zu erstellen. Zu Beginn des

Interviews wurde auf diese Arbeit zurückgegriffen und diente als Einstieg in die Interviewsituation.

Nach Macha et.al (2000) wurde die Arbeit mit Lebenskurven von Behrend und Grösch (ohne Jahresangabe) im Feld der biografischen Forschung entwickelt. Anwendung fand diese methodische Element in der Lehrerforschung, der biografischen Forschung sowie der Migrationsforschung (vgl. ebd.: 52).

3.3 Beobachtungszeitraum und Stichprobe

Die Erhebungen wurden an zwei Universitäten sowie drei Fachhochschulen in Nordrhein-Westfalen durchgeführt und fanden von Juni 2007 bis August 2008 statt. Der Feldzugang erfolgte über die Gleichstellungsbeauftragten oder dem Dekanat der jeweiligen Institution, die im Vorfeld schriftlich über das Forschungsanliegen in Kenntnis gesetzt worden waren. Über diesen Weg erhielt die Verfasserin Listen mit potentiellen Gesprächspartnerinnen bzw. -partnern. Die erste Kontaktaufnahme mit den Elternpersonen erfolgte über E-Mail, in der sich die Verfasserin nochmals persönlich vorstellte und ihr Anliegen erklärte. Fast alle der angefragten Mütter und Väter signalisierten ihre Teilnahmebereitschaft.

Während MACHA u.a. (vgl. ebd. 2000: 40ff.) in ihrer Studie „Erfolgreiche Frauen“ auf Seiten der männlichen Probandengruppe ein geringeres Interesse an der Interviewteilnahme zu dem Thema „Aufstiegsbarrieren im Universitätsbereich“ ermittelten, konnten in der vorliegenden Untersuchung keine Unterschiede zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern festgestellt werden. Beide Probandengruppen zeigten eine hohe Bereitschaft, für eine Befragung zu dem Thema „wissenschaftliche Karriere und Elternschaft“ zur Verfügung zu stehen. So lehnte keiner der angefragten Väter die Bitte ab, an dem Interview teilzunehmen. Die Väter der vorliegenden Untersuchung zeigten sich in hohem Maße an dem Thema interessiert und kooperativ. Bei den Professorinnen wurden zwei Anfragen negativ beantwortet. Beide Male bekundeten diese Mütter ihr Interesse an dem Thema, gaben aber an, aufgrund der aktuellen hohen Arbeitsbelastung kein Zeitfenster für ein Interview einräumen zu können.

Das Sample wurde so angelegt, dass eine möglichst große Bandbreite von Merkmalskombinationen in die Untersuchung einfließen konnte. Als Kriterium wurde zum einen der berufliche Status einer Professur zugrunde gelegt, zum anderen der familiäre Status, d.h., die Befragten sollten mit mindestens einem Kind in einem Haushalt leben oder gelebt haben. Professorinnen und Professoren, die sich noch in dem Entscheidungsprozess für eine mögliche Elternschaft befinden, wurden nicht mit in die Stichprobe aufgenommen. Um zu einer entsprechenden Vielfalt von Vorstellungen und Handlungsstrategien zu gelangen, wurde bei Paarkonstellationen, in denen beide Elternteile über eine Professur verfügen, aus der jeweiligen Familie nur ein Elternteil befragt. Im Sinne der Perspektivenvielfalt konnte ein möglichst breites Spektrum sowohl von Familienmodellen als auch von Phasen der Familienentwicklung erfasst werden. Die Heterogenität bildet sich auch in der Altersspanne der Kinder, sowie der Anzahl der in der Familie lebenden Kinder ab. Insgesamt sind dreizehn Interviews mit Müttern und sechs Interviews mit Vätern durchgeführt worden, wobei zum Zeitpunkt der Befragung neun der Interviewten eine Universitätsprofessur inne hatten und zehn über eine Professur an einer Fachhochschule verfügten. Die Daten des Samples werden in folgender Abbildung dargestellt:

Abbildung 9: Sample

Geschlecht	Familienstand	Altersgruppe	Kinder (Anzahl)
Weiblich	Alleinerziehend/ Geschieden	35-40 Jahre	1
Weiblich	Alleinerziehend/ Geschieden	60-65 Jahre	2
Männlich	Geschieden	55-60 Jahre	2
Männlich	Verheiratet	50-55 Jahre	1
Männlich	Verheiratet	40-45 Jahre	3

Weiblich	2. Ehe	45-50 Jahre	1
Weiblich	Verheiratet	60-65 Jahre	2
Weiblich	Verheiratet	45-50 Jahre	3
Männlich	Verheiratet	55-60 Jahre	1
Weiblich	Verheiratet	50-55 Jahre	2
Weiblich	verheiratet	55-60 Jahre	1
Weiblich	geschieden/ Lebenspartner	50-55 Jahre	1
Weiblich	verheiratet	55-60 Jahre	1
Männlich	verheiratet	50-55 Jahre	3
Weiblich	2. Ehe	40-45 Jahre	4
Männlich	verheiratet	50-55 Jahre	2
Weiblich	Verheiratet	50-55 Jahre	1
Weiblich	geschieden	55-60 Jahre	2
Weiblich	verheiratet	40-45 Jahre	2

Allen Befragten wurde vor der Durchführung der Interviews zugesichert, dass ihre Angaben anonym bleiben und sich aufgrund der Daten keine Rückschlüsse auf ihre Person und ihre private Welt ergeben werden. Um diesem Anliegen gerecht zu werden, wird auf eine ausführlichere Darstellung der Familienstruktur verzichtet. Die Daten sind so „zergliedert“, dass ein Identifizieren der beschriebenen Familien nicht möglich ist. Dementsprechend gibt die Abbildung 10 einen Überblick über die Altersstruktur der Kinder, ohne dass eine Verbindung zu den Elternpersonen hergestellt werden kann.

Abbildung 10: Altersstruktur der Kinder in Lebensjahren:

Alter in Jahren						
0 bis 1	2 bis 5	6 bis 10	10 bis 14	15 bis 20	21 bis 25	25 bis 45
2	4	9	5	6	4	5
Anzahl der Kinder						

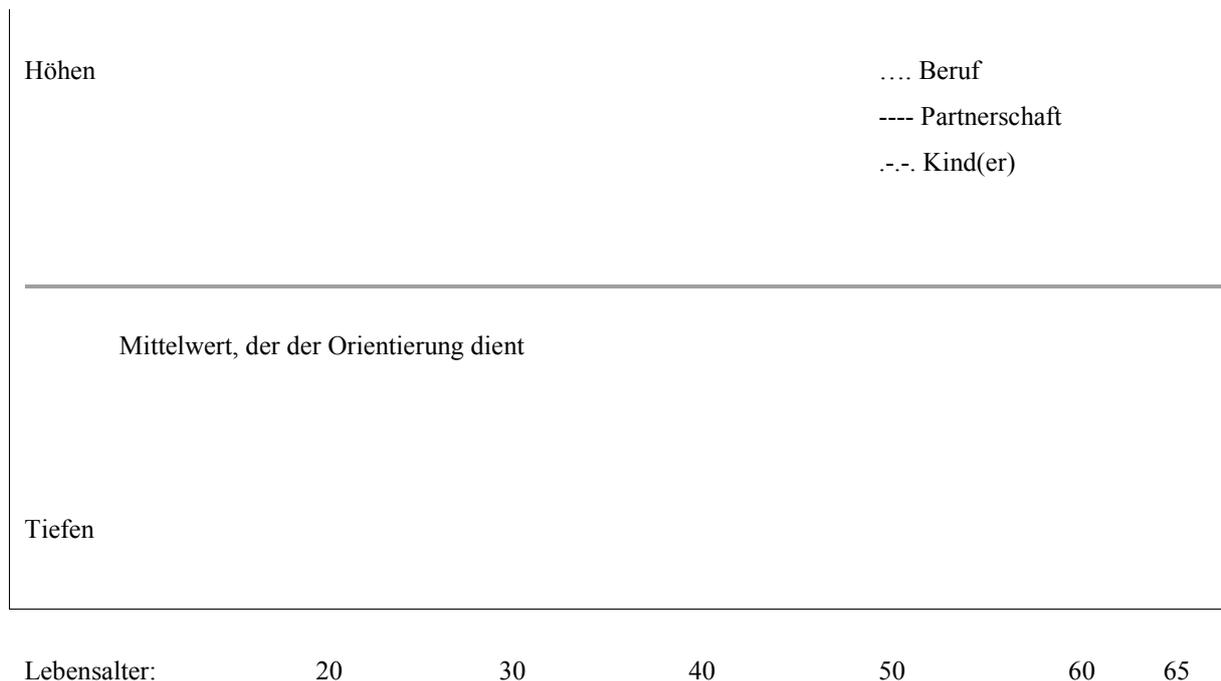
3.4 Durchführung und Erhebung

Die ausgewählten Instrumente für die Datenerhebung wurden im Vorfeld erprobt. Insgesamt wurden drei Probeinterviews mit Elternteilen - zwei Akademikerinnen und einem Professor, der nicht zur Stichprobe gehört - durchgeführt. Es zeigte sich, dass die Arbeit mit der Lebenskurve – neben der inhaltlichen Anpassung - für die Hauptuntersuchung modifiziert werden musste. Auf Bitte der Elternteile wurde die Lebenskurve – im Unterschied zu dem von MACHA und KLINKHAMMER (ebd. 1997: 573) beschriebenen Vorgehen – nicht mehrere Tage vor der Interviewsituation sondern zu Beginn des Interviews ausgehändigt. Zwei Elternteile entwickelten bereits während der Arbeit mit der Lebenskurve ausführlichere Stellungnahmen im Sinne narrativer Erzählweisen, die wichtige Informationen enthielten, ohne dass das eigentliche Interview schon begonnen hätte. Ein Elternteil erledigte diese Aufgabe nur mit wenigen begleitenden Wortbeiträgen. Aufgrund des unterschiedlichen Umgangs mit diesem Erhebungsinstrument wurde für die Hauptuntersuchung entschieden, dieses Verfahren direkt mit in die Interviewsituation einzubeziehen. Der Leitfaden (s. Anhang) für das Interview konnte unverändert übernommen werden.

Auf Wunsch der Gesprächspartnerinnen und -partner fanden alle Interviews an ihrem Arbeitsplatz statt. Die Interviewtermine waren von den Professorinnen und Professoren so gewählt, dass sich eine ungestörte Gesprächsatmosphäre entwickeln konnte. Die Dauer der Interviews lag zwischen 50 Minuten und 120 Minuten.

Zunächst wurden mit einem Kurzfragebogen die wichtigsten persönlichen Daten aufgenommen. Im Anschluss erhielten die Elternteile die Lebenskurve mit der Aufforderung - ausgehend von dem eigenen Lebensalter - drei Entwicklungslinien zu zeichnen. Diese Linien sollen aus Sicht der Befragten Auskunft über a) den Verlauf des beruflichen Lebens, b) die Entwicklung der Partnerschaft und c) die Entwicklung des Kindes bzw. der Kinder geben. Elternteile, die mit mehreren Kindern zusammenleben, erstellten für jedes Kind eine eigene Kurve.

Abbildung 11: Lebenskurve



Diese Form des „Sichtbarmachens“ von Höhen und Tiefen in den verschiedenen Lebensbereichen wurde von dem überwiegenden Teil der Befragten als belebender Einstieg in die Interviewsituation angenommen. Auch in der Hauptstudie nutzte ein Teil der

Interviewten dieses Erhebungsinstrument, um erste Interpretationen und Einschätzungen bezogen auf den eigenen Lebensentwurf vorzunehmen. Nur drei Gesprächspartnerinnen verzichteten auf dieses methodische Element und baten darum, gleich mit dem eigentlichen Interview zu beginnen.

Fast alle Elternteile gaben nach dem Interview spontan eine positive Rückmeldung an die Interviewerin. Die Rückmeldungen bezogen sich zum einen auf den als angenehm empfundenen Gesprächsverlauf, zum anderen auf einen persönlichen Erkenntnisgewinn, der sich durch die vertiefte Betrachtung bestimmter Lebensphasen einstellte. Gleichwohl konnten Unterschiede in der Gesprächsatmosphäre erkannt werden. Bei vielen weiblichen Befragten entwickelten sich während der Interviewsituation wiederholt Gesprächsabschnitte, die durch eine hohe emotionale Beteiligung gekennzeichnet waren. Hierbei führte die Erinnerung an überwundene oder noch aktuell bestehende Belastungen bei einigen Frauen zu großer persönlicher Betroffenheit. Auch wenn ein intensives inneres Beteiligtsein sicherlich nicht auf alle interviewten Mütter zutrifft, wurde gerade in diesen Gesprächspassagen ein Eindruck davon vermittelt, welch hoher persönlicher Einsatz erforderlich ist, damit die divergierenden Bereiche von wissenschaftlicher Karriere und Familienleben von den Müttern bewältigt werden können. Die Väter berichteten ebenfalls über empfundene Belastungen, wobei sich diese deutlich geringer in persönlicher Betroffenheit äußerten. Diese wahrgenommenen Unterschiede in der Gesprächsatmosphäre können auf zweierlei Weise erklärt werden. Zum einen lässt sich vermuten, dass geschlechtsspezifische Zuschreibungen, die eher den Frauen die Verantwortung für den familialen Bereich zuweisen, den Druck auf Seiten der Männer verringern. Zum anderen hat eine weibliche Interviewerin einen „anderen Zugang“ zu der Lebenswelt von Frauen. Ein männlicher Interviewer wäre möglicherweise eher in der Lage gewesen, den persönlichen Bereich der Väter noch genauer zu explorieren. Leider konnte dies aus forschungspraktischen Gründen nicht umgesetzt werden.

Im Anschluss an die Interviews wurde entsprechend der skizzierten Vorgehensweise problemzentrierter Interviews nach jedem Gespräch ein Postskriptum erstellt, das Angaben über Besonderheiten und markante Eindrücke enthielt. Das Beispiel eines Postskriptums, das

nach dem Interview mit einer zweifachen Mutter angefertigt wurde, veranschaulicht diesen Arbeitsschritt:

„Entspannte Atmosphäre – im Verlauf des Interviews wird Frau M. immer zugewandter. Berufsbedingter Umzug der Familie führt zu Problemen bei jüngerem Kind. ‚Habe in der Zeit viel gelitten‘. Vom Partner bei der Betreuung der Kinder und im Weiterverfolgen der beruflichen Karriere unterstützt gefühlt, dennoch ist auf der Paarebene Unzufriedenheit, Traurigkeit und Einsamkeit spürbar, die z.T. auch geäußert wird. Markante Äußerung: ‚Es bleibt eine Welt, die nur den Kindern gehört‘. Hinweis für Studie: Die Eltern nehmen hohe ‚Verluste‘ auf der Paarebene in Kauf, um das berufliche Fortkommen und das Leben für die Kinder einrichten zu können. Die geschilderten Alltagssituationen verweisen auf eine hohe Qualität im Umgang mit den Kindern – liebevoll, aufmerksam, respektvoll“ (Bw16).

3.4.1 Transkription

Die Verschriftlichung der Interviews entspricht den von KUCKARTZ u.a. (2007) vorgestellten Transkriptionsregeln (vgl.ebd: 27 ff.). Es wurde wörtlich transkribiert, wobei vorhandene Dialekte nicht übernommen wurden; dies geschah auch im Sinne der Anonymisierung. Alle Interviews wurden gegengehört und -gelesen, so dass Transkriptionsfehler korrigiert werden konnten. Im Anschluss an diese Überprüfung wurden die Interviews anonymisiert. Zitate aus den Interviews, die in der Ergebnisdarstellung veröffentlicht werden, wurden an Stellen, die Rückschlüsse auf die Identität der bzw. des Befragten zulassen können, verändert. Dies wird durch eine Klammerung in den Zitaten angezeigt. Beispiel: „*Ich habe mich im Alter von 26 Jahren von meinem ersten Mann getrennt*“ erscheint in der Abschrift als „*Ich habe mich (mit Mitte 20) von meinem ersten Mann getrennt*“. Ebenfalls werden Namen durch Synonyme ersetzt. Um eine bessere Lesbarkeit zu erreichen, wurden – sofern sich der Sinn des Inhaltes nicht veränderte – grammatikalische Ungenauigkeiten dem Schriftdeutsch angepasst. Bevor die eigentliche Datenauswertung beginnen konnte, wurde zu jedem Interview eine Zusammenfassung erstellt, in der Angaben zur Person und Besonderheiten zur Familienentwicklung sowie im beruflichen Werdegang festgehalten wurden.

3.4.2 Datenauswertung

Die Auswertungsstrategien sollen dem Anspruch gerecht werden, einen Ausschnitt von Lebensrealität in seiner Vielfalt, seiner Breite und auch Widersprüchlichkeit differenziert wiedergeben zu können. Die methodische Anlage der Untersuchung legt ein festgelegtes Kategoriensystem nahe, das sich aus dem themengeleiteten Erhebungsverfahren ergibt. Ein Kategoriensystem, das nicht aus dem Datenmaterial „emergiert“, birgt natürlich die Gefahr, dass Zuweisungen erfolgen und Begrifflichkeiten genutzt werden, die nicht mit den Sichtweisen und Relevanzsetzungen der Befragten übereinstimmen (vgl. KELLE / KLUGE 2010: 70). KÜHN führt hierzu weiter aus, dass ein auf diese Weise generiertes Kategoriensystem aus „vergleichsweise theoriearmen Begriffen“ bestehen sollte, „... die nicht als ‚Kernkategorien‘ im Sinne der Grounded Theory zu verstehen sind, sondern als ‚thematische Container‘ (Richards & Richards 1995), die für den jeweiligen Auswertungsprozess Material für die weiteren Analysen und damit verbundenen theoretischen Begriffsbildungen bieten“ (ebd. 2004: 43). Gerade zu Beginn der Auswertung liegt der Vorteil eines thematisch geleiteten Kategoriensystems in der Möglichkeit, im Sinne einer „schematischen Orientierung“ eine Zusammenschau verschiedener Textpassagen zu einem bestimmten Themengebiet herstellen zu können. Um einen Überblick auf das umfangreiche Datenmaterial zu erleichtern, bietet sich der Einsatz einer speziellen Software an, die den raschen Zugriff auf bestimmte Themenbereiche ermöglicht. Denn die nicht geordnete Abfolge der Themenbereiche wie sie für das problemzentrierte Interview charakteristisch ist, erschwert den Auswertungsprozess, indem „... der Zugriff auf alle Aussagen zu einem Fragenkomplex des Leitfadens nicht unmittelbar möglich ist,...“ (KÜHN/WITZEL 2000: 3/4). Auch sind viele der Interviews dadurch gekennzeichnet, dass die Befragten im Verlauf des Gesprächs ein Thema mehrmals angesprochen haben, da Themen im fortschreitenden Interview durch eigene Interpretationen und Reflexionen der Gesprächspartnerinnen und -partner ergänzt wurden. In der vorliegenden Untersuchung wird das Analyseprogramm MAXQDA eingesetzt, das für die qualitative Analyse hilfreich ist, indem es die Kodierung und Indizierung von Textteilen erleichtert (vgl. KLUGE / KELLE 2010: 60).

Um der Gefahr entgegenzuwirken, dem Datenmaterial ungeeignete theoriegeleitete Konzepte aufzuzwingen, wurde während des Entwickelns des Kategoriensystems folgende „Regel“ beachtet:

„Für ein ex ante entwickeltes Kategorienschema verwendet man als heuristischen Rahmen empirisch gehaltlose theoretische Kategorien und Alltagskonzepte, empirisch gehaltvolle Kategorien kann man bei der Kodierung ad hoc einführen, wenn man in den Daten spontan Zusammenhänge entdeckt, zu denen diese Kategorien passen“ (kursiv i.O., KLUGE / KELLE 2010: 70).

Eine weitere Hilfestellung unpassende Kategorien aufzuspüren oder eine fehlerhafte thematische Kodierung vorzunehmen, liegt in dem Austausch mit anderen Personen, denen das Verstehen und die Deutung von unterschiedlichen Sichtweisen sozialer Wirklichkeit nicht fremd sind. Diese Gemeinschaft hat die Verfasserin in einer Gruppe von niedergelassenen Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutinnen gefunden, die aufgrund ihrer Ausbildung über ein hohes Fachwissen in verschiedenen Bereichen der Familienentwicklung verfügen. Die Diskussionen und der vertiefende Austausch in dieser Fachgruppe ermöglichten einen umfassenden Blick auf das Datenmaterial, indem die Vielschichtigkeit der Interviewbeiträge in ihrer Dichte erfasst und interpretiert werden konnte. Darüber hinaus konnte durch die Zusammenarbeit mit dieser Gruppe die Einhaltung der Anonymität gegenüber den Interviewpartnerinnen und -partnern gewährleistet werden. Eine öffentliche Auseinandersetzung wie sie in hochschulinternen Kolloquien statt findet, erschien – trotz der Anonymisierung des Datenmaterials - hinsichtlich der Wahrung von Privatheit für die an der Untersuchung teilnehmenden Professorinnen und Professoren zu unsicher. Der Austausch in dieser Gruppe, auf den während des gesamten Forschungsprozesses zurückgegriffen wurde, ermöglichte, dass die Subjektivität von Schlussfolgerungen und Sichtweisen der Verfasserin immer wieder überprüft werden konnten. Die Reflexion und das beständige Hinterfragen von theoretischen Konzepten in einer Forschergruppe liefern einen wichtigen Beitrag, der die Sicherung der Validität des gewählten empirischen Verfahrens unterstützt.

3.5 Analyse der Interviewdaten: Kategoriensystem und Kodierung

In einem ersten Analyseschritt wurden die vollständig transkribierten und anonymisierten Texte in das Textverarbeitungsprogramm eingelesen. Ausgangspunkt für die Analyse bildeten empirisch wenig gehaltvolle „Alltagskategorien“, die sich aus dem theoretischen Vorwissen, den Forschungsfragen und den Themen des Leitfadens ableiten ließen (vgl. ebd.: 66):

- Mütter und Väter in der Wissenschaft
- Elternschaft
- Partnerschaft
- Familienmodell
- Entwicklung des Kindes / der Kinder
- Bildungsaspiration

Jedes Interview wurde mit Hilfe dieser thematischen Bezugspunkte gesichtet und kodiert. Das Stellen generativer Fragen an das Material und ein fortschreitender Fallvergleich im Sinne der Grounded Theory förderte die Entwicklung empirisch gehaltvollere Kategorien. Mit Hilfe der theoriegeleiteten Kategorie „Mütter und Väter in der Wissenschaft“ soll dieser Analyseschritt exemplarisch beschrieben werden. Wie wirkt sich beispielsweise die Übernahme der elterlichen Rolle auf die berufliche Karriere aus? Wie vollzieht sich Elternschaft neben der beruflichen Orientierung? Wo erleben Eltern Einschränkungen durch ihren Beruf bezogen auf das Zusammenleben mit Kind(ern)? Es zeigte sich, dass die theoriegeleitete Kategorie „Mütter und Väter in der Wissenschaft“ zu unscharf ausgewählt worden war, da sich die Ausgestaltung der elterlichen Rolle ohne den gleichzeitigen Bezug sowohl auf die berufliche Entwicklung als auch auf die Entwicklung des Kindes bzw. der Kinder nicht ausreichend verstehen ließ. Über die Entwicklung von Subkategorien (z.B. positive Effekte für Kind(er), Nachteile im Beruf) konnten weitere Daten gefunden werden, die zu einer neuen konzeptionellen Dichte führten. Mit der Modifikation des Titels in

„Karriere und Elternschaft“ konnte letztendlich ein prägnanter und kurzer Kategorientitel gefunden werden, der selbsterklärend auf die Bezogenheit beider Lebensbereiche verweist⁴². Gleichzeitig lenkte dieser Analyseschritt den Blick auf neue thematische Aspekte, die aus der Perspektive der Gesprächspartnerinnen und -partner entwickelt wurden (vgl. WITZEL 2000: 5). Hierbei geht es nach KÜHN „... im Sinne eines `doppelten Blickes` erneut darum, induktive und deduktive Prozesse, die offene Analyse empirischer Phänomene mit eigenem theoretisch beeinflussten Begriffsinventar, zu verbinden“ (ebd. 2004: 42). So waren für die befragten Elternteile weniger einzelne Lebensphasen des Kindes von Bedeutung. Vielmehr setzten sie spezifische Anforderungssituationen, die das Zusammenleben mit Kind(ern) kennzeichnen, in den Focus ihrer Darstellungen. Vor diesem Hintergrund wurde die Kategorie „Entwicklung des Kindes / der Kinder“ durch die Kategorie „Anforderungssituation Kind(er)“ ersetzt.

Die vorangegangenen Ausführungen können nur einen kleinen Eindruck über das Vorgehen vermitteln, das zum Erstellen des endgültigen Kategoriensystems geführt hat. Es bildet sich als eine Kombination von empirisch eher gehaltlosen (z.B. Form des Familienmodells) und empirisch aufgefüllten Kategorien (z.B. Anforderungssituation Kind(er)) ab und trägt mit der überschaubaren Anzahl von fünf Kategorien zu einer auf den Analyseprozess bezogenen Übersichtlichkeit bei:

Erleben von Partnerschaft

- Partnerschaft als Ressource
- Partnerschaft als Stressor

Form des Familienmodells

- Traditionell
- Doppelkarriere
- Ein-Elternteil

Anforderungssituation Kind(er)

- Familiengründung

⁴² KUCKARTZ et. al. (2007: 36-40) geben in ihrem Buch wertvolle Hinweise zur Gestaltung eines Kodiersystems, die auch mit in diese Arbeit einfließen.

- Familienerweiterung
- Alltag mit Kind(ern)
 - Verantwortungsbereiche
 - Betreuungsarrangements

Bildung als zentrales Element von Entwicklungsgelegenheiten

- Schulische Präferenzen
- Herstellen von Bildungsmilieu

Karriere und Elternschaft

- Einfluss auf kindliche Entwicklung
 - positive bzw. nachteilige Effekte
- Einfluss auf berufliche Laufbahn
 - positive bzw. nachteilige Effekte

Auf Grundlage dieses Kategoriensystems wurde das gesamte Datenmaterial kodiert.

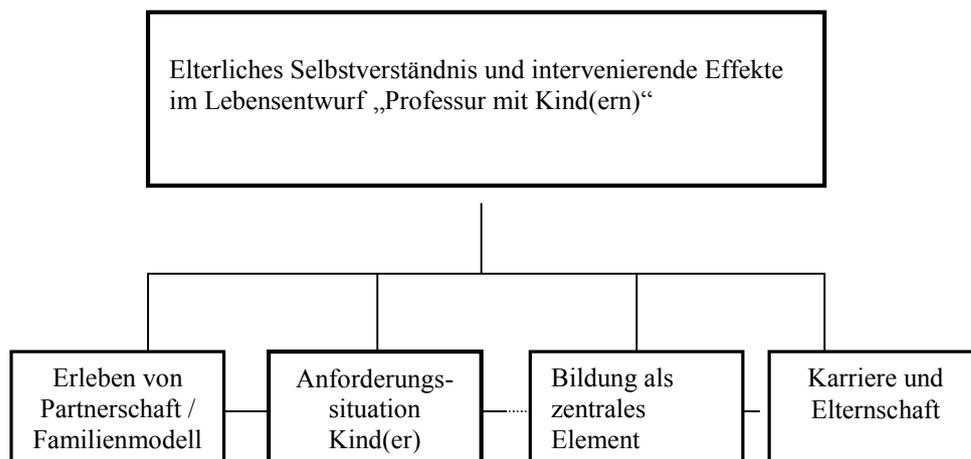
3.5.1 Typologie von Relevanzsystemen

Im weiteren Analyseverlauf wurden Beziehungen innerhalb der Kategorien als auch der Kategorien zueinander hergestellt. Das In-Beziehung-Setzen der ermittelten Hauptkategorien stellt ein grundlegendes Verfahren der Grounded Theory dar (vgl. STRAUSS/CORBIN: 117) und wurde auch in dieser Untersuchung als Analyseinstrument angewendet. So wurden in diesem Analyseschritt Vorannahmen überprüft, die sich aus dem theoriegeleiteten Vorgehen entwickelt hatten. Es zeigte sich beispielsweise, dass das Eingebundensein der Mütter und Väter im Hochschulbetrieb nicht als ursächlich prägende Einflussgröße für das Zusammenleben mit dem Kind bzw. den Kindern identifiziert werden konnte. Vielmehr erwiesen sich auch die Qualität der Partnerschaftsbeziehung und die Wahl des alltäglichen Betreuungsarrangements als einflussreiche Merkmale, die die gelebte Eltern-Kind-Beziehung bei Professorinnen und Professoren in hohem Maße kennzeichnen.

Gleichzeitig ermöglichte dieser Analyseschritt die Entwicklung einer Typologie von Relevanzsystemen, die sich in ihrer Gestalt auf Inhalte der Hauptkategorien beziehen. Die Kategorien „Erleben von Partnerschaft“ und „Familienmodelle“ wurden zusammengeführt, da die Wahl eines Familienmodells in engem Zusammenhang mit der jeweiligen Partnerschaftssituation steht wie z.B. das Ein-Elternteil-Familienmodell bei getrennt lebenden Elternteilen oder das Doppelkarrieremodell bei zwei erwerbstätigen Elternteilen. Insgesamt lassen sich vier Relevanzsysteme abbilden, die Auskunft über das Lebensmodell „Professur mit Kind(ern)“ geben. Auf Grundlage der entwickelten Typologie kann zudem ein „Hauptthema“ (CORBIN a.a.O.) oder ein „roter Faden der Geschichte“ (STRAUSS / CORBIN 1996: 94) identifiziert werden, das bzw. der für die Theoriebildung zentrale Konzepte integriert. Mit dem Titel „elterliches Selbstverständnis und intervenierende Effekte im Lebensentwurf Professur mit Kind(ern)“ konnte eine theoriebildende Kategorie gefunden werden, die auf Grundlage der Interpretationsarbeit die wichtigsten Ergebnisse aufgreift und integriert.

Die folgende Abb. gibt einen Überblick über die Hauptkategorien bzw. Relevanzsysteme, in denen sich Elternschaft bei Professorinnen und Professoren vollzieht:

Abbildung 12: Überblick Relevanzsysteme



Es sollte deutlich geworden sein, dass die Relevanzsysteme nicht als isolierte Bereiche verstanden werden sollen. Vielmehr unterstützt diese Form der Darstellung das Anliegen,

einen transparenten und strukturierten Nachvollzug zu ermöglichen, indem komplexe Zusammenhänge überschaubar vorgestellt werden können. „Hiermit kommt ein Verständnis von Wissenschaft zum Vorschein, das nicht konventionellen, wissenschaftlichen Versuchen entsprechen will, *Komplexität* unpersönlich, formelhaft und abstrakt zu reduzieren, sondern, eher im Gegenteil, *Komplexität* so gut, wie es geht zu erhalten, zu differenzieren und, als in Zeit und Raum lebendig Gewirktes, vielschichtig aufzufächern, das in seinem Gewordensein und seinen Bezügen darzustellen und nur so angemessen zu begreifen ist“ (SCHUCH 2002: 103).

3.6 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde das Vorgehen zur Durchführung und Auswertung der empirischen Untersuchung beschrieben. Als Erhebungsinstrumente wurden „das problemzentrierte Interview“ und „die Arbeit mit der Lebenskurve“ vorgestellt. Die Auswertung stützt sich auf ein Kategoriensystem, dessen Entwicklung dargestellt worden ist. Sowohl in der Durchführung als auch in der Auswertung lässt sich eine hohe Gegenstands-, Prozess- und Problemorientierung nachzeichnen, wie sie für qualitativ angelegte Studien charakteristisch ist.

4. Ergebnisdarstellung

Die Ergebnisdarstellung erfolgt in Anlehnung an die ermittelten Relevanzsysteme. Diese werden im Folgenden – in Form von Unterkapiteln – erörtert und ermöglichen eine Übersicht über Einflüsse, Bedingungen und Vorstellungen, die aus Elternsicht den Lebensentwurf „Professur mit Kind“ kennzeichnen. Dieser Analyseschritt wird mit einer Typologie von Handlungsstrategien angereichert. Die Ergebnisdarstellung schließt mit einer Konzeptualisierung der Interpretationsarbeit, in die zentrale Überlegungen und Resultate einfließen.

4.1 Erleben von Partnerschaft und Familienmodell

Die Auswertung der Interviews zeigt, dass dieser Merkmalsraum in unterschiedlichem Ausmaß von den Befragten thematisiert wird, gleichzeitig aber auch einen Raum von hoher emotionaler Beteiligung darstellt. Wie noch dargelegt wird, sind es vor allem die Wortbeiträge einiger Frauen, die auf erhebliche Belastungen für das Wohlbefinden verweisen, wenn der Rückhalt vom Partner nur mangelhaft oder gar nicht erlebt wird. Die Analyse zeigt weiterhin, dass „Partnerschaft“ und „Familienmodell“ in einem engen Zusammenhang stehen. Die „Wahl“ eines Familienmodells kann zunächst als Versuch verstanden werden, den Bedürfnissen aller Mitglieder eines Familiensystems gerecht werden zu wollen und ein stabiles Umfeld bereit zu stellen. Gleichzeitig verweisen gerade die Ergebnisse, die mit Hilfe der Lebenskurve gewonnen werden konnten, auf eine Wechselfolge von familialen Arrangements im Leben von Professorinnen und Professoren mit Kind(ern) (vgl. Kap. 2.2). Zum einen führen Trennungen oder Scheidungen der Partner zu grundlegenden Veränderungen im gewählten Familienmodell, zum anderen werden durch berufsspezifische Anforderungen wie Auslandsaufenthalte oder der Ruf an eine heimatferne Hochschule Neuorientierungen im familialen Arrangement notwendig. Aufgrund der geringen Stichprobengröße können keine fundierten Aussagen über familiäre Wechselfolgen und ihre Auswirkungen im Leben von Professorinnen und Professoren getroffen werden; ein quantitatives Vorgehen erscheint an dieser Stelle sinnvoller, um ein größeres Datenmaterial erfassen zu können. Dennoch verweisen die vorliegenden Befunde auf viel „Bewegung“ im

Arrangement familialen Zusammenlebens, vor allem, wenn die beruflichen Wünsche und Anforderungen der Lebenspartner bzw. -partnerinnen mit berücksichtigt werden.

Die folgende Übersicht gibt an, in welchen Familienarrangements die befragten Professorinnen und Professoren zum Zeitpunkt der Untersuchung ihre Elternschaft gestalten.

Abbildung 13: Übersicht Familienarrangements

Traditionelle Familie (mit reduzierter Erwerbstätigkeit der Partnerin)	6 Väter
Traditionelle Familie mit Rollentausch (und reduzierter Erwerbstätigkeit des Partners)	3 Mütter
Doppelkarrierepaare (Shuttles / Fernpendler)	7 Mütter
Ein-Elternteil-Familie	3 Mütter

Für die nachfolgenden Ausführungen wird unter traditionellem Modell ein Arrangement verstanden, in dem ein Elternteil den überwiegenden Teil an Versorgungsleistungen von Familie und Haushalt übernimmt. Insofern zählen zu dieser Gruppe neben dem traditionellen

Geschlechterarrangement auch die sogenannten „Hausmannfamilien“, in der die wirtschaftliche Sicherung der Familie über das Einkommen der Mutter erfolgt und der Vater den größeren Teil des familialen Alltags organisiert. Somit stellen alle Gesprächspartnerinnen, die dieser Gruppe zugeordnet werden können, den Hauptanteil des Familieneinkommens bereit. Ein von seiner Partnerin geschiedener Vater wurde ebenfalls dieser Gruppe zugeordnet, da er auch nach der Trennung für die wirtschaftliche Sicherheit der Familie sorgt, während die Mutter den überwiegenden Teil der Kinderbetreuung leistet. Die Doppelkarrierepaare beschreiben, wie in Kapitel 2.2 dargestellt, Familienmodelle, in denen beide Elternteile über eine hohe Bildung verfügen und eine eigenständige Berufslaufbahn verfolgen. Zwei der Gesprächspartnerinnen leben mit Partnern, die ebenfalls als Professoren an einer Hochschule tätig sind. Die anderen fünf Mütter nennen als Berufe ihrer Partner gehobene Positionen in Wirtschaft, Industrie und im medizinischen Bereich. Alle Partner verfügen über eine hohe akademische Bildung.

In die Gruppe des Modells der Ein-Elternteil-Familie wurden drei Professorinnen aufgenommen. Alle Mütter dieses Arrangements lebten bis zur Scheidung mit den Vätern ihrer Kinder zusammen und haben die alleinige Verantwortung über den Ablauf des Familienalltages. Über Versuche, neue Partnerschaften aufzubauen, berichten alle drei Frauen, wobei es in keinem Fall zu einer Beziehungsgestaltung kam, in der sich ein neues Familienleben entwickeln konnte.

4.1.1 Traditionelles Familienmodell

In der Gruppe der eher am traditionellen Modell Orientierten drückt sich überwiegend eine positive Haltung zum Partner bzw. zur Partnerin aus. Diese positive Einstellung trifft in der vorliegenden Untersuchung bis auf einen getrennt lebenden Vater für alle männlichen Befragten zu.

„So, das muss ich sagen, auch mit der Partnerschaft, das war sicherlich toll. Uns geht es immer noch prima, fühlen uns immer noch miteinander wohl. Also da gibt es nichts Negatives darunter ... vielleicht am Anfang so ein bisschen verliebter.“ (Herr X, Vater von zwei Kindern)

„So die Partnerschaft ... meine Frau ist nicht meine erste Lebenspartnerin, aber diese Bögen kriege ich da jetzt nicht mehr rein. Ich würde sagen ... das kann ich kaum beschreiben. Also ich sage mal im Moment ist das auch gut oder seit langem gut, also bestimmt seit (unser Kind auf der Welt ist), wenn nicht noch länger.“ (Herr Y, Vater eines Kindes)

Bei den weiblichen Befragten finden sich drei Mütter, die in einem traditionellen Familienmodell mit Rollentausch leben. Die mehrfache Mutter Frau K. beschreibt ihr Gefühl zur Partnerschaft folgendermaßen:

„Also zur Partnerschaft muss ich sagen, dass ich das zweite Mal verheiratet bin ... Als ich mich von meinem ersten Mann getrennt habe, war ich (Mitte 30) und habe dann ein dreiviertel Jahr später meinen jetzigen Mann kennengelernt. Nach Anfangs super Zeit - wie immer. Aber immer noch auf absolut hohem Niveau.“

Die partnerschaftliche Qualität, die hier beschrieben wird, gründet sich auf eine hohe Akzeptanz des Ehemannes gegenüber der mütterlichen Berufstätigkeit. Der Partner zeigt durch die Übernahme der Rolle als Hausmann nicht nur eine positive Einstellung, sondern ermöglicht mit der Verantwortung für den Familienalltag seiner Frau die Konzentration auf ihren Beruf:

„(Mein Mann) ist der Familienmanager schlecht hin. Also er macht den kompletten Haushalt. Ich habe seit 6 Jahren keine Wäsche mehr gebügelt. Also er macht wirklich alles. Wobei am Wochenende putze ich sicherlich da den Hausflur oder koche, weil mir das Spaß macht oder gehe auch nachmittags mal Einkaufen. Also das ist schon so. Aber er trägt die Hauptverantwortung, also da macht er 80- 90 Prozent.“

Andersherum vermittelt auch Frau K. ihre Anerkennung gegenüber den Leistungen, die ihr Partner für einen „reibungslosen“ Alltag im Familienleben erbringt. Die konkrete Entlastung von dem Hauptteil der Familienarbeit durch den Partner bzw. der Partnerin wirkt sich bei fast allen Befragten, die ein „Hauptverdienstarrangement“ gewählt haben, positiv auf ihre Einstellung zum Beziehungserleben aus.

Eine positive Sicht auf die Partnerschaft ist aber nur dann gegeben, wenn das gewählte Arrangement für beide Partner als fair erlebt wird. Der Elternteil, der die hauptsächliche Verantwortung für die Kinderversorgung übernimmt, scheint nur dann hinter diesem Arrangement stehen zu können, wenn keine massiven Einbußen hinsichtlich der eigenen beruflichen Erwartungen und Wünsche erlebt werden. Die persönliche Erfahrung von ungerechter Verteilung hinsichtlich der Bewältigung von Familienaufgaben aber auch der Möglichkeit eigenes berufliches Fortkommen voranzubringen, fördert Konflikte zwischen den Elternpersonen. Der nächste Beitrag vermittelt hierüber einen ersten Einblick und zeigt, welchen Druck Partnerschaften aushalten müssen, damit der Lebensentwurf von Elternschaft und wissenschaftlicher Karriere gelingen kann:

„Mit dem jetzigen Partner bin ich seit dem Ende des (Studiums) zusammen. Erstmals gab es ein gutes Auf und also die letzten Jahre gab es durchaus schon einige Konflikte, muss ich sagen. ... Also, ich denke, bei uns ist die Partnerschaft im Moment auch mehr durch die Kinder gegeben. Also Partnerschaft an sich ist schon sehr begrenzt. Einfach auch die Zeit, man hat ja auch keine Zeit. Also entweder arbeiten wir oder wir machen etwas mit den Kindern und so die Zeit für uns haben wir uns nie groß genommen. ... Und dann muss man natürlich irgendwie gucken, jetzt wo die Kinder älter werden, uns nicht mehr so brauchen oder anders brauchen, von den Zeiten her auch anders, das man wieder anfängt, das so zurück zu gewinnen und wieder aufzubauen irgendwie. Und dann vielleicht auch zu gucken, dass es ausgeglichener ist vom Beruflichen her. Also das ist einfach dieser Frust, den er schon hat. ... Und dass er da die Chance hat, beruflich noch mal ein bisschen weiter zu kommen. Aber hoffentlich bald nicht mehr so den Eindruck hat, dass er einfach nur immer für mich zurücksteckt.“ (Frau H., Mutter von zwei Kindern)

Die hier beschriebene Unzufriedenheit und Enttäuschung wird vor allem auf den durch das hohe Arbeitspensum gründenden Zeitmangel für die Paarbeziehung erklärt. Auf Seiten des Partners ist zu vermuten, dass er im Laufe der Jahre über die gelebte Familienrealität das Gefühl entwickelt hat, mit seinen eigenen beruflichen Ambitionen zu kurz gekommen zu sein. Diese Dynamik kann mit den in Kapitel 2.1 erörterten Rahmenbedingungen, die den Karriereweg zur Professur beschreiben, in Beziehung gesetzt werden. Denn das Durchlaufen

der Statuspassagen lässt in den meisten Biografien nur wenig Spielraum zu, zeitlich umfangreich für das Familienleben zur Verfügung zu stehen. In dem Beispiel hat der Vater den größeren Anteil für die Betreuung und Versorgung der Kinder übernommen, damit seine Frau ihren Karriereweg zur Professorin verfolgen kann. Der Verzicht auf eigene Karriereambitionen auf Seiten des Partners führt in der Partnerschaft zu einem Ungleichgewicht – *„dass er einfach nur immer für mich zurücksteckt“*, durch das sich bei dem Partner eine Unzufriedenheit mit dem Lebensarrangement einstellt – *„also das ist einfach dieser Frust, den er schon hat“*.

In Familienmodellen, die darauf ausgerichtet sind, dass sich überwiegend ein Elternteil um die Versorgung der Kinder kümmert, ist dieser gefordert, genügend Familienzeit zur Verfügung zu stellen, um dem Arrangement gerecht zu werden. Eine Zufriedenheit kann sich jedoch nur da entwickeln, wo Aushandlungsprozesse zwischen den Partnern als gerecht empfunden werden. Der dauerhafte Verzicht auf die Erfüllung eigener Wünsche und Möglichkeiten dem Partner zuliebe kann bei wahrgenommenem „Nichtausgleich“ zu ungunsten Festschreibungen führen, die sich auch langfristig negativ auf die Partnerzufriedenheit auswirken (vgl. CLEMENT / CLEMENT 2001: 267).

Ebenso können divergierende Auffassungen hinsichtlich der Versorgung und Erziehung des Kindes bzw. der Kinder den Stress in Partnerschaften begünstigen:

„Es war in der Tat eine Inkompatibilität in erheblichem Maße aufgetaucht und hat sich zu 60% - 70% um die Erziehung der Kinder gedreht ... Ich bin abends ab 20.00 Uhr oder 21.00 Uhr zu Hause gewesen, da kann ich nichts mehr korrigieren. Die Erziehungsmethoden waren also völlig daneben.“ (Herr Z., Vater von zwei Kindern)

Herr Z. beschreibt sein ungutes Gefühl gegenüber den Erziehungsleistungen seiner früheren Frau. Das Paar hatte sich für ein konventionelles Geschlechterarrangement entschieden, indem sich Herr Z. für die wirtschaftliche Sicherheit der Familie verantwortlich fühlte. Dieses Arrangement impliziert aus Sicht des Vaters eine nahezu vollständige Entlastung von alltäglichen Familienaufgaben. Schwierigkeiten, die im Umgang mit den Kindern auftreten,

werden durch den Vater dementsprechend an den Verantwortungsbereich der Mutter adressiert und führen letztendlich zur Trennung der Eltern.

Trotz der beschriebenen Schwierigkeiten, die sich in manchen Partnerschaften abzeichnen, fühlt sich der überwiegende Teil der Gesprächspartnerinnen und -partner dieser Gruppe mit dem gewählten Arrangement wohl. Gerade für Väter scheint dieses Familienmodell eine zufriedenstellende Lösung darzustellen, da sich alle befragten Wissenschaftler der vorliegenden Studie für dieses Familienmodell entschieden haben. Auch wenn sicherlich eine Orientierung an traditionellen Geschlechterarrangements vorliegt, versuchen viele Väter in diesem Rahmen eine partnerschaftliche Beziehungsform umzusetzen, die sowohl eine eigenständige Berufstätigkeit der Partnerin als auch die väterliche Verantwortung für Familienaufgaben beinhaltet:

„Also mit anderen Worten ist es schon so, dass meine Frau da zurücksteht, so bei diesen Sachen. Aber sie hatte immer ihren Job, da hat sie immer drauf bestanden, dass sie den auch machen will. Sonst fällt ihr die Decke auf den Kopf und dann würde der Haussegel, der Hausfrieden völlig schief liegen und ich würde das ja auch nicht machen wollen. Ich würde ja auch nicht zu Hause bleiben wollen, ganz.“ (Herr V., Vater eines Kindes)

„Ja, also zur Zeit läuft es eben so, dass ... sie hat erstens eine halbe Lehrverpflichtung, also das macht es leichter. Das heißt, sie arbeitet drei Tage in der Woche und hat zwei Tage für Vorbereitung, Haushalt und dergleichen mehr und ich verbringe auch einen Tag zu Hause. Das ist das Schöne an so einem Job mit der Flexibilität, hier ist der Laden so eingespielt. Ich könnte auch zwei zu Hause verbringen, wenn Not am Mann wäre ... Und mein Job ist am Morgen, die alle auf den Weg zu bringen – inklusive meiner Frau. Also dann ... ich weiß nicht, Pausenbrote streichen, Frühstück herrichten, also das ist eher mein Job ... Und an einem Tag, an dem meine Frau also ganz spät kommt, da habe ich meinen Home-Office-Day wie das so schön heißt und da kümmere ich mich um die Kinder.“ (Herr W., Vater von drei Kindern)

Die Einstellung der Väter vermittelt ein Bewusstsein, aktiver Teil der familialen Lebenswelt zu sein. Keiner der Väter erwartet eine „Rundumversorgung“, in der eine nahezu

vollständige Entlastung von Familienaufgaben angeboten wird. Diese Orientierung der Väter an partnerschaftlichen Lebensmodellen entspricht den Befunden der Untersuchung von MACHA und Forschungsgruppe (2000). Das Forschungsteam erklärt diese Entwicklung zum einen, indem auch die Väter den privaten Lebensbereich zunehmend als sinnstiftenden und bereichernden Erfahrungsraum für sich entdecken und somit gerne an dieser Lebenswelt teilhaben. Zum anderen werden die Wünsche der Partnerin an eine eigenständige berufliche Entwicklung und an eine Lebenswelt außerhalb der Familie als Anlass gesehen, starre und konventionelle Geschlechterregelungen aufzuweichen.

Der überwiegende Teil der hier vorgestellten Partnerschaften vermeidet also ein Zusammenleben, das einer rein klassischen Form der traditionellen Familie entspricht. Sowohl die Frauen als auch die Männer sind in ihren Partnerschaften bemüht, dem weniger beruflich engagierten Elternteil Unterstützung im familialen Alltag zu geben und auch Verantwortung für die vielfältigen Belange der Kinder zu übernehmen. Diese Einstellung wird durch das beschriebene Interesse und geleistete Engagement im Hinblick auf die Lebenswelt des Kindes bzw. der Kinder in der Darstellung der anderen Merkmalsräume noch deutlicher. Darüber hinaus versuchen die Professorinnen und Professoren ihre jeweiligen Partner bzw. Partnerinnen in ihren beruflichen Orientierungen zu unterstützen. Es werden gemeinsam Lösungen gesucht, damit auch der für die familialen Belange hauptverantwortliche Elternteil die Möglichkeit hat, berufliche Wünsche (weiter) entwickeln zu können. Neben einer generell offenen Haltung gegenüber diesem Wunsch - „*Ich würde ja auch nicht zu Hause bleiben wollen, ganz*“, zeigt sich die Unterstützung in konkreten Hilfen wie dies bei Herrn W. durch das Einrichten eines Home-Office-Day, der Zubereitung von Frühstück und Pausenbrot, etc. geschieht.

4.1.2 Doppelkarrierepaare

Im Unterschied zu den Familien mit traditioneller Orientierung gibt es in Partnerschaften von Doppelkarrierepaaren zunächst einmal keine durch das Arrangement begründete Zuweisung für die Übernahme der Erziehungs- und Familienarbeit. Da beide Elternteile einen beruflich anspruchsvollen Weg eingeschlagen haben, müssen innerhalb der Partnerschaft innerfamiliäre Verantwortungsbereiche ausgehandelt werden. Der

Traditionalisierungsschub, den zunächst partnerschaftlich orientierte Paare mit der Geburt eines Kindes erfahren, wird ebenfalls in der Lebenswelt der hier interviewten Professorinnen und Professoren sichtbar und bestätigt die vorgestellten Befunde (vgl. Kap. 2.1).

Von den sieben Müttern dieser Gruppe leben drei Frauen mit ihren Lebenspartnern in einem gemeinsamen Familienhaushalt. Drei Frauen leben mit Partnern, die einen zweiten Haushalt am Arbeitsplatz führen und somit am Wochenende und anderen freien Zeiten in den Haupthaushalt „einziehen“. Frau G. lebt in einer Konstellation, in der der Partner das Kind mit in die Beziehung gebracht hat. Der Familienhaushalt befindet sich in einiger Entfernung zum Arbeitsplatz der Professorin, so dass diese am Wochenende ihren Zweitwohnsitz verlässt, um mit ihrem Partner und ihrem nicht leiblichen Kind zusammen sein zu können.

Da diesem Familienarrangement ausschließlich Mütter zugeordnet werden können, vollzieht sich der Blick in dieses Modell aus Frauensicht. Demgegenüber steht das von Vätern favorisierte Modell der traditionell orientierten Familie, das vor allem aus Männersicht beschrieben werden konnte. Auch wenn die kleine Stichprobengröße der vorliegenden Untersuchung keine quantitativen Rückschlüsse zulässt, entspricht dieses Bild den Ergebnissen der Untersuchung von Stallmann u.a. (vgl. Kap. 2.1). Hier konnte festgestellt werden, dass Professoren – wie auch in dieser Studie - überwiegend in Partnerschaften leben, in denen die Lebensgefährtin den Hauptteil der Familienarbeit übernimmt, während Professorinnen in der Regel nicht auf diese „Ressource“ zurückgreifen können. Die Mütter, die zum Zeitpunkt dieser Untersuchung in dem Doppelkarrieremodell leben, streben einen Zustand an, der ihnen ermöglicht, die Beziehungsarbeit zu ihrem Kind bzw. ihren Kindern, zu ihrem Partner und zu ihrem Beruf zu bewältigen, um so an allen als bedeutsam erachteten Lebensbereichen gleichermaßen teil haben zu können.

Der eingeschlagene Lebensentwurf lässt für die Elternteile nur wenig Spielraum zu, viel Zeit in die Partnerbeziehung zu investieren. Frau F., die ihren Partner als „*meine große Liebe*“ beschreibt und sich in ihrer Partnerschaft sehr wohl fühlt, vermittelt einen Eindruck von den Bedingungen, mit denen sich Beziehungen arrangieren müssen.

„Man muss dazu sagen, (mein Mann) hat eine Professur an der Uni und wirklich einen großen Laden. Und auch bei uns ist es dann so, dass ich sagen würde, die größere Karriere

hat er gemacht, auf alle Fälle ... Er hat 30 Mitarbeiter, das läuft gerade, also er ist jetzt im Zenit seiner Karriere, also wirklich nur noch eingeladen überall, wirklich klasse ... Und, d.h. es ist schon so, also er macht und tut was er kann für die Kinder und für die Familie, wobei es zwischen uns manchmal fast zu kurz kommt. Wir sagen manchmal 'Jetzt mal auf eine einsame Insel' so für zwei bis drei Wochen. Aber er macht, was er kann. Aber trotzdem ist viel der Verantwortung bei mir.“ (Frau F., mehrfache Mutter)

Dieser Ausschnitt zeigt, dass es Frau F. neben ihrer Verantwortung für die familiäre Lebenswelt und neben der Gestaltung ihrer eigenen beruflichen Karriere gelingt, Verständnis für und Zufriedenheit über den Karriereweg des Partners zu entwickeln. Der Stolz auf die eigene Leistung und die Leistung des Partners wirken als positive Elemente auf das Erleben der Partnerschaft ein.

Ein Ungleichgewicht hinsichtlich der elterlichen Aufgabenverteilung wird nicht zwangsläufig als ungerecht erlebt, was eine weitere Professorin in ihrem Beitrag illustriert:

„Aber ja, ich war flexibler zeitlich, das ist jetzt irgendwie kein Vorwurf, sondern das ging auch nicht anders. Das hätte (seine Arbeitssituation) auch nicht mitgemacht. Er hat schon viel mit dem Kind gespielt am Wochenende oder so, also hat sich durchaus immer gekümmert.“ (Frau B., Mutter eines Kindes)

Die Freude über das Erreichen eines Lebensziels, indem beide Elternteile erfolgreich einen eigenständigen Karriereweg verwirklichen können, stellt für beide Wissenschaftlerinnen die Basis für die jeweils als bereichernd erlebte Beziehung dar. Gemeinsam verbrachte Zeiten mit dem Partner, die nicht durch das Alltagsgeschehen durchdrungen sind, stellen eher die Ausnahme dar wie Frau B. weiter ausführt:

„Aber das ist jetzt noch mal schwierig und das macht mein Mann auch alles mit, indem wir uns hinterher im Haus (eines pflegebedürftigen Familienmitgliedes, A.d.V.) treffen, obwohl wir uns ja sowieso nie sehen, dann sehen wir uns halt da und er trägt das irgendwie so wie er kann mit“.

Die Einschränkungen von gemeinsam verbrachter Zeit im privaten Miteinander wie sie von Frau F. und Frau B. beschrieben werden, erleben diese weniger als Verlust. Vielmehr richten sie ihren Blick auf das als positiv erlebte und gemeinsam mit dem Partner geschaffene Lebensarrangement.

Ein weiterer Teil der Wissenschaftlerinnen nimmt Abstriche in der Qualität der Partnerschaft wahr, wenngleich auch diese Frauen insgesamt eine große Zufriedenheit über das gewählte Familienarrangement vermitteln. Die begrenzten Möglichkeiten, sich wirklich Zeit für die Partnerschaft einzuräumen, werden als Hindernis für eine ausgefüllte Partnerschaft gesehen:

„Also von meinem Mann habe ich mich in Bezug auf die Kinder und so sehr unterstützt gefühlt. Hat er eben gleichberechtigt gemacht. Ich bin ja in der Zeit dann auch nach XXX gefahren und da hat er ja das mit den Kindern im Wesentlichen geschmissen. Und es ist nur, dass die Kinder der Partnerschaft natürlich viel Energie abziehen und ... ja es ist einfach das ... das Miteinander, das ... das sagen wir mal ... wir haben lange ein gutes ... eine gute Partnerschaft gehabt und die ist dann aber doch mehr so zu einem Nebeneinander geworden, so im Laufe der Zeit und so existiert sie heute noch“. (Frau M., Mutter von zwei Kindern)

„Aber ich glaube auch natürlich ..., also das hört sich jetzt alles so paletti an mit unserer Partnerschaft ... das darf man sich nicht einfach vorstellen. Das ist auch ein ewiges Ringen um den Alltag, so. Und im Moment haben wir es, glaube ich, ganz gut im Griff. Aber so nach dem Tod (eines Elternteils), gab es auch zwei bis drei Jahre, die sehr schwierig waren. Also wo uns fast nach Trennung zu Mute war, weil das einfach nicht ... wir es irgendwie nicht mehr geschafft haben“. (Frau E., Mutter von zwei Kindern)

Die Bedingungen, die ein Leben mit Kind(ern) und ein Leben als Wissenschaftlerin bereitstellen, beeinflussen in hohem Maße die Möglichkeiten Partnerschaft zu gestalten. Sowohl Frau M. als auch Frau E. beschreiben negative Auswirkungen auf das jeweilige Partnerschaftserleben, die sich aus dem Zusammenspiel von Aufgabenbewältigung durch den Beruf und der Familie im Lebensalltag ergeben. Das Herstellen von guten Zeiten in der

Partnerschaft, in denen ein Miteinander des Paares im Vordergrund steht, ist nur schwer einzurichten. Das Gefühl des „ewigen Ringens um den Alltag“ und der Verlust von gemeinsamen Inhalten, die zu einem „Nebeneinander“ in der Partnerschaft führen, lenken den Blick auf die mühevollen Seite der Beziehungsgestaltung, die eben auch Bestandteil von Partnerschaften ist.

Aufgrund der vielfältigen Einflüsse und auch Zwänge, die sich aus den Anforderungen durch den Beruf und durch die Versorgung der Kinder ergeben, erscheint der Lebensbereich Partnerschaft als fragiler Teil innerhalb des gewählten Lebensarrangements. Das Gefühl der persönlichen Bereicherung, das sich durch die Teilhabe an allen für bedeutsam erachtete Lebensbereiche für die Wissenschaftlerinnen einstellen kann, wird dann verstört, wenn sich diese Lebensbereiche als miteinander konkurrierende Lebensthemen zeigen. Frau N., Mutter eines Kindes, gibt hierzu folgende Erfahrung wieder:

„(Unser Kind ist 1983) geboren und ich muss sagen, das war ein Punkt, der mich sowohl beruflich als auch privat an Grenzen geführt hat, weil ich es mir so gar nicht vorstellen konnte. Es ist einerseits eine wunderschöne Erfahrung, die ich auf keinen Fall missen möchte und auf der anderen Seite hatte ich das Gefühl, ich muss mich entscheiden. Ich weiß eigentlich gar nicht, wie ich das verbinden kann. Es hat dann gleichzeitig auch dazu beigetragen, dass die Partnerschaft massiv kriselte. Mit der Geburt des ersten Kindes hat sich unsere Beziehung massivst verändert“.

Frau N. erfährt durch die Geburt ihres Kindes eine Situation, die die Konkurrenz der bedeutsamen Lebensbereiche unterstreicht. Das Gefühl „ich muss mich entscheiden“ zeigt auf, welchen inneren Zwangslagen Mütter begegnen können, wenn sie sich für einen anspruchsvollen Berufsweg entschieden haben. Die Konzentration auf den Beruf und auf die Versorgung des Kindes fordert Zeit ein und nimmt auch Energie, die der Gestaltung für ein befriedigendes Beziehungserleben zum Partner fehlen kann. Unter dem Druck der anstehenden Aufgaben, der sicherlich auch durch Ansprüche an die eigene Leistung geprägt ist, fällt es schwer, den Blick auf den Partner bei der Bewältigung des Lebensalltags zu bewahren. Frau N. sieht ihre Rolle bezogen auf Fürsorgeleistungen in der Partnerschaft eher kritisch:

„Also, ich muss also im Nachhinein sagen, ich habe manchmal den Partner vergessen, weil also der Beruf mir wichtig war und unser Kind mir wichtig war. Und mein Mann auch im Nachhinein so das Gefühl bekommen musste, dass er eigentlich fünftes oder noch nicht mal ... siebtes Rad am Wagen war und manchmal einfach auch lästig war“.

Gerade in Zeiten, in denen Kinder besonders „betreuungsintensiv“ sind und auch der Beruf seinen Tribut fordert, fehlt Paaren im Doppel-Karriere-Modell oftmals die Zeit und die Energie sich „auch noch“ mit der Partnerschaft zu befassen. Entlastende Gespräche, die gegenseitige Einsicht und Verständnis fördern können, werden ganz oder zumindest für einen längeren Zeitraum zugunsten der anderen Lebensbereiche hinten an gestellt.

Ein großer Teil der Mütter, die in einem Doppel-Karriere-Modell leben, nimmt für dieses Lebensarrangement Abstriche in der Qualität der Partnerschaft in Kauf, wenngleich diese nicht immer als Verlust oder Belastung erlebt werden. Insgesamt werden wenig idealisierte Vorstellungen von Ehe und Partnerschaft vorgestellt, der Focus liegt auf der Bewältigung des Alltags, indem der Partner je nach persönlicher Ausstattung mehr oder weniger engagiert ist. Ein positives Gefühl zur Partnerschaft ist in der Regel mit dem Stolz und der Freude über die gemeinsame berufliche Leistung, dem Aufwachsen des Kindes bzw. der Kinder und dem gewählten Familienarrangement verbunden.

4.1.3 Ein-Elternteil-Familie

Die Gruppe der Ein-Elternteil-Familie wird ebenfalls ausschließlich von Frauen vertreten. In zwei Fällen wurde die Trennung der Eltern durch die Wissenschaftlerinnen eingeleitet, da sie sich durch den jeweiligen Partner bei der Bewältigung der Alltagsaufgaben nicht genügend unterstützt gefühlt haben:

„Aber nach außen hin habe ich nie gesagt, mein Mann kümmert sich nicht genug, sondern nach außen hin habe ich ihn immer gelobt, dass er das gemacht hat und einen Teil hat er es eben auch gemacht. Auch wenn er jetzt nicht eingekauft hat oder nicht geputzt hat oder so

etwas, dass er also keinen Haushalt erledigt hat. Aber immerhin hat er auf das Kind aufgepasst“. (Frau A., Mutter eines Kindes)

„Also der Vater (meines ersten Kindes), der ... also der hat mir sozusagen die Säuglingszeit überlassen und ich habe ihn dann so angeleitet wie man ein Kind badet und so. Und das fand er gut so. Er hat (das Kind) auch mal gewickelt und fand das alles ganz nett so. Dann habe ich mich von ihm getrennt“. (Frau L., Mutter von zwei Kindern)

Beide Mütter vermitteln in den Interviewbeiträgen eine Unzufriedenheit gegenüber dem Rollenverhalten des jeweiligen Partners, die mit mangelhafter Unterstützung bei der Bewältigung des Alltages und der Versorgung des Kindes begründet wird. Das als unzureichend erlebte väterliche Engagement der Partner führt zu einer Abnahme der Partnerzufriedenheit, da von beiden Frauen die Aufgabenverteilung als ungerecht bewertet wird.

Auch wenn die Partnerschaften auf der Paarebene durch Scheidung getrennt wurden, beschreiben alle drei Wissenschaftlerinnen des Ein-Elternfamilien-Modells eher angespannte Kontakte zu den früheren Partnern. Vor allem gründen sich diese Spannungen auf ein – aus Sicht der Mütter – Fehlverhalten der Väter, indem diese z.T. wenig einfühlsam oder auch wenig förderlich im Verhalten gegenüber den Bedürfnissen der jeweiligen Kinder beschrieben werden. Frau L. weist ihrem früheren Mann einen permissiv-verwöhnenden Erziehungsstil zu:

„Also (unsere Tochter) hatte immer Freunde, sie war teilweise etwas verwöhnt. Also ich rede jetzt nur von meiner Tochter, weil ihr Vater die, die ... der nachdem ich ihn verlassen habe, nicht mehr eine kontinuierliche Beziehung hatte. Für den war sie immer so eine Art ..., der hat immer versucht sie an sich zu binden und dadurch hat er sie verwöhnt - auch ein klassisches Muster - und ich habe sie immer erzogen. Also das sie praktisch alle unangenehmen Erziehungsmaßnahmen von mir bekommen hat.“

Die in diesem Beitrag geschilderten Schwierigkeiten lassen vermuten, dass ein Teil der Probleme, die zu der Trennung der Partnerschaft geführt haben, über die gemeinsame Sorge

um das Kind weiterbestehen. Die wahrgenommene Unzufriedenheit auf der Paarebene scheint sich trotz Beendigung der Partnerschaft auf der Elternebene fortzusetzen. Frau A. und Frau C. erleben wiederholt Situationen, in denen das jeweilige väterliche Engagement als kränkend und ungut für das Kind empfunden wird:

„Manchmal nimmt mein (früherer Mann) ihn. Er nimmt ihn nicht regelmäßig. Ich versuche jetzt so ein bisschen Regelmäßigkeit rein zu bringen, weil ich gemerkt habe, dass (unser Kind) das nicht gut findet, so wenig Kontakt zu haben. Also dass ich schon darauf insistiert habe ... es ist für (unser Kind) nicht gut. Es geht nicht darum, ob du das, ... ob dich das schmerzt oder nicht, sondern, was mit (dem Kind) ist.“ (Frau A.)

„(Mein jüngeres Kind) wird volljährig und fragt mich vorher schon `Meinst Du denn, der Papa denkt dran?` `Natürlich, der weiß doch, wann Du Geburtstag hast, er weiß doch, dass Du volljährig wirst` usw. ... Nichts! Und ich habe ihn nicht vorher erinnert oder (seine 2. Frau), ja ... das ist ein Schmerz, das kann ich heute noch nicht verwinden. Das ist ja wirklich schlimm.“ (Frau C., Mutter von zwei Kindern)

Die in diesen Darstellungen vermittelte Verletzbarkeit der Mütter, die durch das Verhalten der jeweiligen Väter gegenüber ihren Kindern hervorgeht, ist Bestandteil des Beziehungserlebens auch nach der Trennung des Paares. Indem die Frauen sich mit diesem Teil der väterlich gewählten Beziehungsgestaltung zum Kind konfrontiert sehen, werden bei den Müttern Gefühle von Hilflosigkeit und Traurigkeit ausgelöst. Sie wünschen sich für ihr Kind eine verlässlichere Beziehungsform als diejenige, die von dem jeweiligen Vater angeboten wird. Gleichzeitig vermuten sie, dass ihr Kind unter der Beziehungsgestaltung des Vaters leidet und empfinden quasi als Stellvertreter für ihr Kind ein tiefes Unglücklichsein - „das ist ein Schmerz, das kann ich heute noch nicht verwinden“. Das auf Kindesseite wahrgenommene Leid nimmt Einfluss auf die Beziehungsgestaltung zum früheren Partner – „Also dass ich schon darauf insistiert habe ... es ist für (unser Kind) nicht gut“, indem versucht wird ein für das Kind angenehmes Arrangement herzustellen und Kontakte zwischen dem Kind und dem Vater zu befördern.

Alle drei Mütter dieser Gruppe beziehen sich bei dem Thema Partnerschaft in erster Linie auf die früheren Ehepartner, eben den leiblichen Vätern der jeweiligen Kinder, auch wenn

die Trennung des Paares bereits mehrere Jahre zurückliegt. Neu eingegangene Beziehungen zu nachfolgenden Partnern werden eher am Rande erwähnt und in keinem Fall scheinen sie einen nennenswerten Einfluss auf die Entwicklung des Kindes zu nehmen, was Frau L. mit der Feststellung *„Die haben damit nichts zu tun. Vergessen Sie es“* illustriert. Frau A. und Frau C. bewerten die Trennung vom Partner als belastendes Ereignis für ihr Kind:

„Ich denke, es wäre sehr schön, wenn Mann und Frau da sind und die Kinder Vater und Mutter erleben, das muss ich doch sagen. Also das wäre schön für Kinder und sie brauchen das meines Erachtens auch. Dann können andere männliche Bezugspersonen phasenweise sicher mal eine Rolle spielen, aber ich sehe das ja bei (meinen Kindern). Auch wenn sie ihren Vater mit seiner Erkrankung und so doch mal kritisch gesehen haben. Vor allem (mein jüngstes Kind) hat da eigentlich nur dran gelitten und hat diesen Verlust, denke ich, ... nicht so ganz gepackt“. (Frau C.)

„Also ich glaube, dass für ihn die Trennung nach wie vor ein bisschen schwierig ist. Aber das hat jetzt nichts zu tun mit `ich bin berufstätig oder nicht`. ... Und das hat sich auch nicht durch den Auszug meines Mannes geändert. Eigentlich hat sich da, das war eine emotionale Ebene `oh, Papa ist nicht da` und so. Aber wir haben, ... also an der Organisationskonstellation hat sich eigentlich wenig geändert. Wir haben auch davor selten irgendetwas zusammen als Familie unternommen, so einer Scheidung, Trennung geht ja irgendetwas voraus“. (Frau A.)

Beide Mütter nehmen Belastungen auf Seiten ihres Kindes wahr. Eine eigene Betroffenheit über das Ende der Ehe wird nicht offen thematisiert und erfolgt eher über die Sorge, welche Auswirkungen die Trennung vom Partner für die weitere Entwicklung des Kindes haben kann. Gerade im Beitrag von Frau C. wird ein Bedauern über das Scheitern der Beziehung deutlich, indem die Professorin ausführt, wie schön es für Kinder wäre, mit beiden Elternteilen aufwachsen zu können. Es ist zu vermuten, dass hier auch der persönliche Verlust einer Lebensoption ausgedrückt wird, nämlich gemeinsam als Paar und Eltern die Kinder erleben und heranwachsen sehen zu können. Frau A. gibt neben der Sorge um das Wohlergehen des Kindes einen Einblick darüber, wie Professorinnen trotz der beruflichen Beanspruchung, einen Hauptteil der Kinderversorgung und „Verwaltung“ übernehmen.

Indem diese Mutter aussagt – *„also an der Organisationskonstellation hat sich eigentlich wenig geändert“* – ist anzunehmen, dass sich Frau A. schon vor der Trennung des Paares überwiegend für die Organisation des Familienalltages verantwortlich gefühlt hat. Da die Berufstätigkeit als Professorin bereits einen Teil des familialen Tagesablaufes strukturiert und das Familienleben auch darauf ausgerichtet ist, führt der Auszug des Vaters zu keinen gravierenden Veränderungen bezogen auf den alltäglichen Ablauf im organisatorischen Bereich der Familie.

Für alle drei Frauen gilt, dass sie durch ihren Beruf einer privilegierten Gruppe des Modells der Ein-Elternteil-Familie angehören. Vor allem die finanzielle Sicherheit und das hohe Bildungsniveau werden als wichtige Stützfaktoren bei der Bewältigung von Trennung und Scheidung gesehen (vgl. Kap. 2.2). Hinzu kommt bei den Müttern dieser Gruppe das Erleben von Beständigkeit in Form der beruflichen Karriere, die als verlässlicher Lebensbereich Kontinuität im Lebensalltag vermittelt und neben dem kritischen Lebensereignis „Scheidung“ stabilisierend Einfluss nimmt.

Das Erleben von Zufriedenheit mit dem Lebensmodell Ein-Elternteil-Familie ist wie in den anderen Formen von familialen Arrangements abhängig von individuellen Vorstellungen und Bedürfnissen der Beteiligten. Von allen drei Frauen wird das Modell der „Ein-Elternteil-Familie“ als brauchbares und z.T. sehr angenehmes Arrangement beschrieben. Die Vorteile dieses Lebensmodells werden von den Müttern durchaus gesehen und die Erfahrung von größerer Entscheidungsfreiheit im Alltag als Bereicherung erlebt, was Frau A. durchaus für ihre Situation positiv anerkennt: *„Und jetzt bin ich durch die Trennung von meinem Mann ja auch freier in solchen Dingen“*. Zum einen kann dieses Familienmodell für Mütter eine gelungene Lösung für das Leben mit Kind(ern) als Professorin darstellen. Dies wird von Frau L. am Ende des Interviews nochmal in humoriger Weise zusammengefasst, indem sie beschreibt, dass sie mit ihren persönlichen drei K's (Kinder, Küche und Karriere) sehr zufrieden und glücklich ist und nicht plant, an diesem Zustand etwas zu ändern. Zum anderen kann dieses Modell auch als Resultat von nicht erfüllten Wünschen an eine beständige und auch familienorientierte Partnerschaft erfahren werden, so dass sich dieses Arrangement auf eine persönliche Verlusterfahrung gründet wie sie von Frau C. erlebt wird.

4.1.4 Zusammenfassung

Die vorgestellten Familienmodelle verweisen auf verschiedene Arrangements, in denen Elternschaft von Professorinnen und Professoren gelebt werden. Jedes Familienmodell zeigt aus individueller Sicht der jeweiligen Elternteile sowohl positive als auch negative Aspekte, so dass äußere Gegebenheiten nur wenig über die Zufriedenheit innerhalb der Familie respektive der Partnerschaft aussagen. Diese Einschätzung trifft auf alle vorgestellten Arrangements zu und besteht unabhängig von dem gewählten Familienmodell.

Für die vorliegende Untersuchungsgruppe konnte ermittelt werden, dass sich Väter eher an dem traditionellen Modell orientieren, während der überwiegende Teil der befragten Mütter in Partnerschaften leben, die dem Doppelkarrieremodell zuzuordnen sind. Gleichwohl liegt auch in diesen Arrangements die Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung auf Seiten der Frauen. Ausgenommen ist eine Konstellation, in der die nichtleibliche Mutter des Kindes unter der Woche an ihrem Arbeitsort lebt, so dass der Vater im Alltag die Hauptbezugsperson darstellt. Eine günstige Bewertung der familialen Lebenslage ist dann gegeben, wenn das gewählte Arrangement die Ausgestaltung der als bedeutsam empfundenen Lebensbereiche ermöglicht. Diese günstige Einschätzung entwickelt sich - je nach Vorlieben, Interessen und Möglichkeiten - in unterschiedlichen Variationen von Familienmodellen.

Modelle, in denen die Elternteile zusammenleben, werden positiv bewertet, wenn individuelle Lösungen auf der Paarebene als gerecht empfunden und erlebt werden. Darüber hinaus scheint ein pragmatischer Blick auf das Beziehungserleben förderlich für eine günstige Einschätzung des Familienmodells, indem eine eher weniger romantisch geprägte Einstellung gelebt wird. Mögliche Ansprüche gegenüber und Wünsche an den jeweiligen Partner bzw. der jeweiligen Partnerin werden zugunsten der gemeinsam erbrachten Lebensleistung zurückgestellt. Schwierigkeiten in der Partnerschaft werden dann wahrgenommen, wenn sich die Elternteile hinsichtlich der Erziehungsziele uneins sind oder in den zeitlich knapp bemessenen Paargesprächen ungute Aushandlungsprozesse überwiegen. Dieser unbefriedigende Verlauf der Paardynamik kann in der vorliegenden Untersuchung für fünf Partnerschaften festgestellt werden. Hinzu kommen die vier

Partnerschaften, in denen eine Trennung des Paares bereits erfolgt ist. Über eine überwiegend positive Grundstimmung in der Paarbeziehung berichten insgesamt zehn Elternteile. Mit Ausnahme eines Interviewten weisen in dieser Gruppe alle Väter ihren Partnerschaften eine günstige Entwicklung zu. Bemerkenswert ist zudem, dass dieser Gruppe alle Elternteile angehören, die mehr als zwei Kinder haben. Ein Zusammenhang, dass sich mit ansteigender Kinderzahl auch die Belastungen für die Partnerschaft erhöhen, kann für die Elternteile der vorliegenden Studie nicht nachgewiesen werden.

Abschließend ist hervorzuheben, dass in der vorliegenden Studie ein nicht unerheblicher Teil der Professorinnen den Hauptanteil an der wirtschaftlichen Sicherung für die Familie übernimmt. Die Verläufe zeigen, dass gut zwei Drittel der befragten Professorinnen zumindest zeitweise die ökonomische Hauptverantwortung für die Familie übernommen haben. Gründe hierfür liegen zum einen in dem gewählten Familienarrangement, das einen sogenannten Rollentausch vorsieht. Zum anderen führen Trennung oder Scheidung zu der Alleinverantwortlichkeit, das Familieneinkommen zu erwirtschaften. Hinzukommen aber auch wirtschaftliche Notwendigkeiten, die aufgrund von Arbeitslosigkeit des Partners bzw. geringen Verdienstmöglichkeiten auf dieser Seite erfolgen. Die Übernahme einer Professur durch die Mutter ermöglicht diesen Familien die Basis für eine sichere Existenz. Ein öffentliches Wahrnehmen dieser Rolle oder eine wissenschaftliche Analyse, in der spezielle Bedingungen dieser Lebenssituation und mögliche Folgen für die Lebenswelt der Mütter erfasst werden, würde einen zusätzlichen Blickwinkel auf das Lebensprojekt „Professur mit Kind(ern)“ zulassen. Möglicherweise trägt die Kumulation von Anforderungen durch Elternschaft, Beruf und finanzieller Hauptverantwortung zu einem Verlust an Lebensqualität bei, der sich bei den Müttern verstärkt in physischen und/oder psychischen Erschöpfungszuständen abbildet.

4.2 Anforderungssituation Kind und Alltagsbewältigung

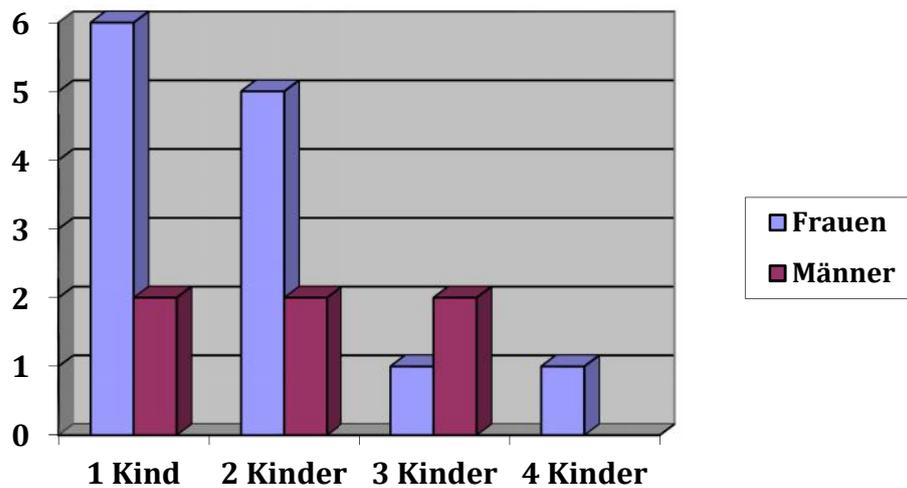
Das Leben mit Kind(ern) wird von allen Befragten als durchaus zu bewältigendes und sinnstiftendes Lebensereignis beschrieben. Diese Einschätzung erfolgt unabhängig von dem gewählten Familienarrangement. Für alle Mütter und Väter dieser Befragung bedeutet die Entscheidung für ein Leben mit Kind(ern) eine Erfahrung, die überwiegend als Zuwachs von

Lebenszufriedenheit und als persönliche Bereicherung erlebt wird. Gleichwohl werden in einigen Interviewpassagen Alltagssituationen beschrieben, die von den Elternteilen eher kritisch gesehen und/oder als anstrengend empfunden werden.

Um die Anforderungssituation Elternschaft bewältigen zu können, orientieren sich Eltern vor allem an den verschiedenen Entwicklungsphasen und -möglichkeiten des jeweiligen Kindes. Neben den Bedingungen, die sich aus dem gewählten Familien- bzw. Partnerschaftsmodell ergeben, nehmen sowohl das Alter eines Kindes als auch die Anzahl der in einer Familie lebenden Kinder Einfluss auf die Ausgestaltung der Elternrolle. Darüber hinaus erfahren Eltern, die mit mehreren Kindern zusammenleben, eine Ausweitung der anfallenden Familienaufgaben, die mit einer „Verknappung“ der zur Verfügung stehenden Ressourcen einhergeht. Auch wenn gerade die Lebenslagen von Ein-Elternteil-Familien häufig mit einer zusätzlichen Verschärfung und Zunahme von Arbeitsbelastung und Verantwortung einhergeht, geben die Einschätzungen der alleinerziehenden Mütter in dieser Untersuchung keine Hinweise auf besondere oder als außergewöhnlich erlebte Anforderungen im Zusammenleben mit dem Kind bzw. den Kindern. Von den befragten Müttern konnten Lebensarrangements eingerichtet werden, die ebenfalls den positiven Einfluss auf die eigene Zufriedenheit durch ein Leben mit Kind(ern) unterstreichen. Sicherlich befördert die ökonomisch privilegierte Position, die alle Frauen durch ihren Beruf als Professorinnen einnehmen, eine solche Einstellung, da sie durch die wirtschaftliche Absicherung und die sinnstiftende Berufstätigkeit eine grundlegende Zufriedenheit mit ihrer Lebenssituation erfahren. Hinzu kommt, dass alle Mütter auch vor der Trennung von dem jeweiligen Partner in Arrangements gelebt haben, in denen durch sie der Hauptteil der Versorgung des Kindes geleistet wurde. Im Erleben der Mütter verändert sich durch den Auszug des Partners nur wenig an der Alltagsgestaltung, so dass diese Gruppe in der Analyse nicht gesondert besprochen wird.

Um einen Überblick über die jeweilige Familiengröße der interviewten Mütter und Väter zu erhalten, gibt die nachstehende Abbildung Auskunft über die Anzahl der Kinder, mit denen die befragten Elternteile zusammenleben. Von den 19 interviewten Elternteilen leben insgesamt 11 der Gesprächspartnerinnen bzw. -partner mit zwei und mehr Kindern in einer Familie:

Abbildung 14: Anzahl der Kinder



Anzahl der Kinder der befragten Elternteile (n=19)

Damit eine sinnvolle Strukturierung des Merkmalraumes „Anforderungssituation Kind“ erfolgen kann, werden die aus den Interviews generierten Themen bezogen auf verschiedene Anforderungssituationen familialer Entwicklung dargestellt. Auch hier haben sich die Schwerpunkte vor allem durch den Einsatz der Lebenskurve entwickelt, indem die Elternteile mit Hilfe dieses methodischen Elements zu Beginn des Interviews für sie bedeutungsvolle Inhalte entfalten konnten. Drei zentrale Themenbereiche kennzeichnen diese Kategorie:

1. Familiengründung
2. Familienerweiterung
3. Alltag mit Kind(ern)

In Ergänzung zu dieser Strukturierungshilfe zeigt die folgende Abbildung in welchem Stadium der Familienentwicklung sich die Interviewpartnerinnen bzw. -partner zum Zeitpunkt der Befragung befanden. Die Einteilung orientiert sich bei Familien mit mehreren Kindern am Alter des jüngsten Kindes der Familie.

Abbildung 15: Stand der Familienentwicklung

Familien mit Babys/Kleinkindern (jüngstes Kind nicht älter als 12 Monate)	2 Elternteile (Frau K. und Frau F.)
Familien mit Vorschulkindern (jüngstes Kind nicht älter als 6 Jahre)	2 Elternteile (Frau H. und Herr U.)
Familien mit Schulkinder (jüngstes Kind nicht älter als 12 Jahre)	5 Elternteile (Frau D., Frau A., Herr W., Herr Z. und Herr V.)
Familien mit Jugendlichen (jüngstes Kind nicht älter als 18 Jahre)	5 Elternteile (Frau E., Frau L., Frau J., Herr Y. und Frau G.)
Familien mit Kindern im (frühen) Erwachsenenalter	5 Elternteile (Frau M., Herr X., Frau N., Frau C. und Frau B.)

Für die Analyse werden sowohl die Erfahrungen jener Elternteile herangezogen, die sich aktuell in dem jeweiligen Stadium der Familienentwicklung befinden als auch von den Elternpersonen, die einen retrospektiven Blick auf die entsprechende Familienphase einnehmen können.

4.2.1 Familiengründung

Ein Teil der weiblichen Befragten berichtet, dass sich die Familienplanung eher zufällig ergeben habe. Diese Mütter erklären, dass ihre Schwangerschaften nicht wirklich geplant waren und beschreiben die Familiengründung eher als Ergebnis einer „indifferenten-Nicht-Entscheidung“ (vgl. Kap. 2.1):

„Das Kind kam, ohne dass es wirklich geplant war, das erste Kind. Wir hatten beim Verhüten nicht so aufgepasst wie man es vielleicht machen müsste und ich wurde schwanger. Ich war dann auch erst mal etwas überrascht muss ich sagen und auch nicht so sicher wie mein Partner darauf reagiert. Aber der fand das eigentlich ganz o.k. und ich konnte es mir eigentlich schon immer vorstellen, Mutter zu werden, aber hatte nicht wirklich den Plan“. (Frau H., Mutter von zwei Kindern)

„Also (unser Kind ist Mitte der 80iger Jahre) geboren, also, da war ich 28/29 Jahre alt. Ja, da haben wir so nach dem Motto gemacht `aber wenn ich denn jetzt schwanger werde, dann ist es uns auch recht`, also so. Es war jetzt nicht so ein geplantes Kind, aber es war dann einfach so, dass es jetzt ... also auch kein Problem wurde. Wir haben das so ... wir sind das locker angegangen“. (Frau B., Mutter eines Kindes)

Für Frau H. stellt sich die Frage wie eine Schwangerschaft in der Partnerschaft aufgenommen wird. Für viele Wissenschaftlerinnen ist es wichtig, dass ihr Partner eine positive und unterstützende Haltung gegenüber einem Leben mit Kind einnimmt (vgl. MACHA 2000: 216), damit der eingeschlagene Lebenslauf im Wissenschaftsbetrieb auch fortbestehen kann. *„Ich war ... auch nicht so sicher wie mein Partner darauf reagiert“* impliziert eine gewisse auf die Partnerschaft bezogene Unsicherheit, ob der Partner das Lebensprojekt Kind auch mitträgt. Das Gefühl, nicht einschätzen zu können, welche Veränderungen sich mit der Geburt eines Kindes einstellen, löst bei einem Teil der befragten Frauen Unsicherheiten aus, die sowohl die Paarbeziehung als auch den beruflichen Werdegang betreffen. Gerade die Geburt des ersten Kindes stellt den Beginn eines zunächst unbekanntem Lebensabschnitts dar und durchbricht die bisherige Lebenserfahrung. Eine positive Haltung des Partners wird als Unterstützung erlebt, um sich auch als Mutter im Wissenschaftsbetrieb bewähren zu können.

Insgesamt vermitteln die Aussagen von Frau H. und Frau B. eine eher zögerliche Haltung gegenüber der Familienplanung, indem vermieden wird, den Wunsch nach einem Leben mit Kind(ern) der eigenen Lebensplanung ausdrücklich hinzuzufügen – *„wir hatten beim Verhüten nicht so aufgepasst“*, *„es war jetzt nicht so ein geplantes Kind“*. Die indifferente Haltung bringt einerseits zum Ausdruck, dass der eingeschlagene Lebenslauf nur wenig Raum bietet, sich konkret mit der Realisierung eines Kinderwunsches auseinanderzusetzen. Die Tätigkeit im Hochschulbereich stellt für den überwiegenden Teil der Befragten einen erfüllenden und sinnstiftenden Lebensbereich dar. Das Eingebundensein in den beruflichen Kontext, das ein zielgerichtetes und engagiertes Vorgehen impliziert, erschwert zumindest zeitweise die Konzentration auf andere Lebensbereiche. Andererseits kann durch die Unentschiedenheit das Gefühl vermieden werden, aktiv eine „Störung“ der beruflichen

Entwicklung herbeizuführen und das zielgerichtete Arbeiten im wissenschaftlichen Bereich durch die Geburt eines Kindes bewusst in Frage zu stellen. Die Befunde der in Kapitel 2.1 vorgestellten Studien verweisen auf eben diese Dynamik, da die Realisierung des Kinderwunsches vor dem Erlangen der Karrierestufe Professur häufig vermieden wird. In diesem Fall geht die Familiengründung mit Unsicherheiten auf Seiten der Frauen einher, ob der eingeschlagene Lebensweg durch die Geburt eines Kindes aufrechterhalten werden kann.

Demgegenüber gestaltet ein weiterer Teil der Frauen die Familienplanung sehr bewusst und planvoll. Die Entscheidung für ein Leben mit Kind(ern) wird vor allem in Abwägung mit der beruflichen Situation getroffen. Die Übernahme einer Professur gibt diesen Frauen einen verlässlichen Rahmen, der notwendig erscheint, um die Familiengründung zu realisieren.

„Dann habe ich 10 Jahre Ausbildung hinter mir, die schmeiße ich nicht mehr weg. Das heißt mit 30 war für mich klar, dass ich eigentlich Kinder möchte, dieses aber nicht gehen wird. Ich muss mich entscheiden. Ich habe mich entschieden für den Beruf, für die Karriere. Eindeutig. ... Ich komme aus einem großen Unternehmen, das ich bis heute sehr liebe, aber es ist hier nur möglich bei einem 12 Stunden Arbeitstag und mehr zumindest als Führungskraft zu überstehen. ... Das muss man so klar sehen. Ich hätte es nicht gewagt, Kinder zu bekommen. Dabei kannte ich meinen Mann schon. ... Außerdem ist natürlich die Fahrerei zwischen Süddeutschland (Sitz des Unternehmens) und Norddeutschland (Arbeitsort des Partners) auch ganz schön extrem und das geht auch schon gar nicht mit Kind. Dann müsste ich ja den Job wirklich für mehrere Jahre aufgeben und das heißt, dass ich die ganze Zeit natürlich schon gedacht habe `na ja, so eine Professur wäre nicht das Schlechteste'. Ich habe über einen Lehrauftrag einen leichten Einstieg gemacht, um mal zu sehen wie das an einer Hochschule ist und habe dann einen Ruf (an einer Hochschule in Süddeutschland) bekommen. Auch das war von der Entfernung ein Unding um eine Familie zu gründen. Deswegen habe ich gesagt, `dann schaue ich eben nach der nächsten Professur' und die habe ich 1 ½ Jahre später hier in (NRW) bekommen. ... Ja und direkt im Januar habe ich die Beamtenurkunde bekommen und meinem Mann dann mitgeteilt, dass ich jetzt die Pille absetze“ (Frau F., mehrfache Mutter).

Die Schilderung von Frau F. illustriert das Ausmaß von Entscheidungen und Veränderungen, die eingeleitet werden, damit sich der Wunsch einer Familiengründung verwirklichen kann. Neben der Sicherheit, die eine Professur vermittelt, wird von Frau F. kritisch geprüft, ob es die Gegebenheiten erlauben, dass der Partner Teil des Familienlebens werden kann. Gerade in Partnerschaften, in denen beide Elternteile bewusst einen Karriereweg verfolgen, ist es nicht selbstverständlich, dass sich zumindest für einige Tage in der Woche ein gemeinsam geteilter Familienalltag entwickeln kann. Die in dem Interviewausschnitt dargestellte Vorgehensweise verweist auf eine planvolle, zielgerichtete und auch umsichtige Vorgehensweise der Professorin, um den von ihr favorisierten Lebensentwurf umsetzen zu können. Hierbei gelingt es ihr - über mehrere Etappen - Bedingungen herzustellen, die ihr ermöglichen, einen gemeinsamen Raum für ihren Kinderwunsch, ihre berufliche Karriere und ihre Partnerschaft herzustellen. Dieser Beitrag vermittelt einen Eindruck darüber, welches Maß an Veränderungsbereitschaft und Anpassungsfähigkeit vor allem auf Seiten der Frauen aufgewendet wird, damit gute „Startbedingungen“ für die Familiengründung eingerichtet werden können. Welche Bedingungen als günstig und notwendig erlebt werden, variieren je nach persönlicher Vorstellung von einem zufriedenstellenden Lebensentwurf.

4.2.2 Familienerweiterung

Die Auseinandersetzung mit der möglichen Geburt eines zweiten oder weiteren Kindes führt bei einem Teil der Gesprächspartnerinnen zu ähnlichen Überlegungen wie sie bereits bei der Familiengründung geleistet worden sind. Wiederum zeigt sich ein Abwägen der Bewältigungsmöglichkeiten vor dem Hintergrund der eigenen Ressourcen und den Erfahrungen, die in dem bestehenden Familiensystem gesammelt werden konnten:

„Mir war klar, dass ich mit dem zweiten Kind meinen Beruf nicht aufrechterhalten könnte. Das war mir ... also mir war vollkommen klar, das geht nicht. Du kannst dieses Leben nicht noch einmal leben. Also diese ersten Jahre, vor allem eben auch weil die Unterstützung meiner Mutter nicht mehr da gewesen wäre. Das hätte ich nicht geschafft. Also das wäre nicht möglich gewesen und mir war vollkommen klar, weil die Rollensituation nicht gesichert war und vielleicht auch zu dem damaligen Zeitpunkt ... unsere Partnerschaft viel

zu brüchig war, als das ich hätte sagen können, dann möchte ich gerne noch ein zweites Kind haben“. (Frau N., Mutter eines Kindes)

„Aber das ist, glaube ich, alles gar keine, so eine Kopfentscheidung gewesen. Es kam noch dazu, dass ... als (unser Kind) drei Jahre war, mein Mann ein Jahr in Süddeutschland war und ich auch nicht zwei Kinder alleine irgendwie ... Es war auch unklar, ob (mein Mann) überhaupt je wieder kommt, also [das ist ja bei den Firmen] immer unklar. Und dann irgendwann, also auch schon mit 3 Jahren oder 4 Jahren, also da müsste man noch mal von vorne anfangen. Möchten wir vielleicht nicht. Und im Nachhinein ... oder ich habe mich immer mal wieder gefragt, ob ich mich um zwei Kinder wirklich so gleich hätte kümmern können“. (Frau B. Mutter eines Kindes)

Beide Mütter formulieren Zweifel, die letztendlich dazu geführt haben, dass auf eine Familienerweiterung verzichtet worden ist. Das Hinterfragen der Partnerschaftsqualität – *„unsere Partnerschaft war viel zu brüchig“* –, das Einschätzen der eigenen Kraftreserven – *„Du kannst dieses Leben nicht nochmal leben“*, *„... und ich auch nicht zwei Kinder alleine irgendwie ...“* und die Anerkennung eigener Ansprüche an die berufliche Karriere – *„Mir war klar, dass ich mit einem zweiten Kind meinen Beruf nicht aufrecht erhalten könnte“* vermitteln das Spektrum von Themen, die diesen Entscheidungsprozess begleiten. Die Auseinandersetzung mit dem Thema Familienerweiterung führt bei einem Teil der befragten Mütter zu einer eher sorgenvollen Einschätzung, ob sie dieser Veränderung im Lebensalltag gewachsen sind. Gleichzeitig stellt sich die Frage, ob eine durch die Geburt eines weiteren Kindes eingeleitete Veränderung generell gewünscht ist. Die Qualität des bisher Erreichten wird wahrgenommen und soll gesichert werden – *„... also da müsste man noch mal von vorne anfangen. Möchten wir vielleicht nicht“*. Die Interviewausschnitte verweisen wiederum auf eine umsichtige Vorgehensweise auf Seiten der Mütter, die durch ein bewusstes Wahrnehmen und Abwägen der aus dem aktuellen Leben resultierenden Bedingungen gekennzeichnet ist. Der eigene Anspruch an eine gewissenhafte Erziehung und Versorgung eines Kindes, der auch durch die bisherigen Erfahrungen mit dem Familienleben gewachsen ist, entwickelt sich zu einer richtungsweisenden Größe in diesem Entscheidungsprozess. Indem die Mütter hinterfragen, in welchem Maß sie einem weiteren Kind emotionales und zeitliches Engagement geben können – *„... ich habe mich immer mal*

wieder gefragt, ob ich mich um zwei Kinder wirklich so gleich kümmern könnte“ – werden Zweifel deutlich, ob sie dem eigenen Anspruch an Kinderversorgung gerecht werden können.

Die Interviewpassagen verdeutlichen, dass im Unterschied zu der Familiengründung die Familienerweiterung von den Müttern sehr bewusst und planvoll umgesetzt wird. In keinem Interview der Untersuchung werden hier Schwangerschaften beschrieben, die „eher zufällig“ entstanden sind. Die gewonnenen Erfahrungen durch das Leben mit einem Kind werden berücksichtigt und beeinflussen den Zeitpunkt einer möglichen nächsten Schwangerschaft:

„Ich glaube allerdings mit zwei kleinen Kindern, trotz der Privilegien im wissenschaftlichen Umfeld ist das alles nicht mehr möglich. Und deshalb habe ich immer gezögert ein zweites Kind zu bekommen. Und als ich dann (Ende dreißig) war und mein Mann (...) meinte 'also zwei wäre ja nun doch ganz schön', habe ich gedacht, das kann man jetzt tatsächlich nochmal stemmen. Und das war auch so“. (Frau E., Mutter von zwei Kindern)

Die zögerliche Haltung oder eben auch Zweifel hinsichtlich einer möglichen Familienerweiterung drücken gleichzeitig den Wunsch aus, jedem Kind günstige Entwicklungschancen bereitzustellen zu können. In dieser Haltung finden sich die veränderten Einstellungen gegenüber Kindheit wieder, die sich in vielen gesellschaftlichen Schichten durchgesetzt haben (vgl. Kap. 2.3). Die Anspruchshaltung an Kindererziehung wie sie sich seit den 70er Jahren in der westdeutschen Gesellschaft abbildet, führt weg von einer Einstellung, die Kinder als „nebenbei“ zu bewerkstellendes Unterfangen begreift. NOLTE spricht in diesem Zusammenhang von der „Anspruchsspirale an die Kindererziehung“, die sich in den letzten 40 Jahren entwickelt hat: „Das gilt nicht nur in materieller, sondern auch in emotionaler Hinsicht: Man wusste jetzt, dass Kinder nicht einfach so >mitlaufen< können, sondern einer erheblichen Investition an Extra-Zeit bedurften, vom Vorlesen bis zur Hausaufgabenbetreuung, von der Schmusestunde bis zum regelmäßigen Fahrdienst für sportliche oder musikalische Aktivitäten“ (ebd.: 53). Der überwiegende Teil der befragten Mütter hat durch das Leben mit einem Kind erfahren, dass die Betreuung eines Kindes mit viel Zeitaufwand und Energie verbunden ist und dass letztendlich ihr Leben stärker als das des Partners durch die Familiengründung bzw. -erweiterung betroffen wird. Natürlich gilt es

gleichermaßen für Mütter wie für Väter, dass mit der Geburt eines Kindes beide Elternteile über weniger freie Zeit verfügen und eine neue Art des Verzichts in das Leben einkehrt. Dennoch vermitteln die Interviewpassagen eindrücklich eine höhere Bereitschaft auf Seiten der Frauen, die Zuständigkeit für eine verantwortliche Entscheidung für ein Leben mit Kind(ern) zu übernehmen. Es ist anzunehmen, dass dieser Bereitschaft tief verwurzelte Rollenzuschreibungen zu Grunde liegen. Diese hiermit verbundenen Zuschreibungsprozesse bilden sich auch in den Gesprächsverläufen der befragten Elternteile ab, indem diese Themen von den Geschlechtern sehr unterschiedlich verhandelt werden. Insgesamt zeigt die Auseinandersetzung mit den Themen Familiengründung und -erweiterung, dass dieser Bereich durch eine größere Beteiligung und eine weitaus ausführlichere Stellungnahme durch die Frauen gekennzeichnet ist.

Die folgenden Interviewpassagen, denen die Frage *„Wann haben Sie sich entschieden Vater zu werden?“* vorausgeht, vermitteln einen Eindruck wie die Entscheidung für die Familiengründung bzw. -erweiterung aus Sicht der befragten Väter erlebt wurde:

„Vater zu werden? Im Grunde genommen während der Partnerschaft, schon, nur das hing ..., man hat natürlich geguckt wie die berufliche Situation aussieht und dann entschieden und nach der Hochzeit ... ab dem Zeitpunkt war dann alles klar. Die Hochzeit war (Mitte der 90er) und ab da konnten die Kinder kommen. Sind sie dann auch.“ (Herr U., mehrfacher Vater)

„Also ich wollte immer Kinder haben und dann ist mir einfach die ... meine Frau über den Weg gelaufen und da war (ihr Kind aus einer früheren Beziehung bereits fast 2 Jahre alt) und wir haben uns ineinander verliebt ... Insofern habe ich da wenig geplant und ich wollte immer Kinder haben. ... Das war ja auch so, dass meine Frau (ein Kind hatte) und sie damals noch studierte ... das heißt, die Rollenverteilung war klar, das war ihre Aufgabe und für mich ist es dann nur darum gegangen, die berühmten Zeitfenster zu schaffen, da zu sein, einzuspringen.“ (Herr W., mehrfacher Vater)

Die Beiträge vermitteln, dass aus Sicht der Väter vor allem eine zufriedenstellende Partnerschaft sowie eine stabile berufliche Position die vorrangigen Themen sind, die den

Prozess der Entscheidungsfindung für eine Familiengründung bzw. -erweiterung begleiten. Im Unterschied zu den Darstellungen der Mütter lässt sich bei keinem der Väter dieser Untersuchung eine Perspektive finden, die einen vorausschauenden Blick auf das Gesamtgefüge von beruflicher und familialer Entwicklung nachvollziehen lässt. Für die Väter scheinen die Veränderungen, die mit einer Familiengründung einhergehen, weniger mit Sorgen und Überlegungen begleitet zu sein, die ihre eigene Lebensführung grundsätzlich in Frage stellen. Durch Aussagen wie „*ab dem Zeitpunkt war dann alles klar*“ oder auch „*die Rollenverteilung war klar, das war ihre Aufgabe*“ wird von den Vätern dokumentiert, dass sie die Hauptzuständigkeit für die Familienarbeit eher auf Seiten der Partnerin wahrnehmen. Unsicherheiten, die sich auf die Bewältigung des Lebensereignisses Familiengründung beziehen, werden in keinem Interview benannt. Dieser Befund korrespondiert mit den Ergebnissen der in Kap. 2.1 vorgestellten Untersuchungen, die im Zusammenhang mit der Familiengründung bei den Eltern auf die Übernahme von traditionellen Geschlechtsrollen hinweisen. Auch wenn den in dieser Untersuchung interviewten Professoren sicher eine hohe Familienorientierung zugeschrieben werden kann, da sie durch ihrer freiwillige Teilnahme an der Untersuchung ihr grundsätzliches Interesse an dem Thema Familie bekunden, zeigen sich deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern wie das Thema Familiengründung bzw. -erweiterung in den eigenen Lebensentwurf einbezogen wird. Von keinem Vater werden entsprechende Situationen geschildert, die auf längere Entscheidungsprozesse bei dieser Lebensentscheidung hinweisen. Ebenfalls nimmt die Wahl des familialen Arrangements keinen Einfluss auf geschlechtsspezifische Zuschreibungsprozesse, da der überwiegende Teil der interviewten Mütter und Väter in Familienmodellen lebt, die die Hauptverantwortung für das Gesamtgefüge in den Verantwortungsbereich der Frauen platzieren⁴³.

4.2.3 Alltag mit Kindern

Mütter und Väter in der Wissenschaft stehen vor der Aufgabe, trotz knapp bemessener Zeitressourcen ein unterstützendes Familienklima herzustellen, damit sie zuverlässige

⁴³ Auch Behnke / Meuser verweisen in ihrer Studie über Doppelkarrierepaare auf unterschiedliche Anforderungen in der Lebensführung. Während die Frauen einen vorausschauenden Blick auf das Gesamtgefüge von Familie und die Karriereverläufe beider Partner einnehmen, konzentrieren sich Männer in viel stärkerem Maße auf die eigene berufliche Entwicklung (vgl. ebd.: 2005: 130 ff.).

Beziehungspartner für ihre Kinder werden können. Die Familie gilt trotz aller Veränderungsprozesse, deren Folgen unter dem Stichwort „Individualisierung“ diskutiert werden, als der bedeutende Sozialisationsraum für Kinder (vgl. Kap. 2.3). Das Leben in einer Familie stellt Kindern eine „überdauernde Umwelt“ (LIEGLE 2010: 2) zur Verfügung, in der grundlegende Erziehungs-, Beziehungs- und Bildungserfahrungen gesammelt werden. Der nachfolgende Abschnitt stellt Entwürfe von Müttern und Vätern in der Wissenschaft vor, die aus deren Sicht dazu beitragen, dass sich ein alltagstaugliches Familienleben entwickeln kann.

Je nach Alter und Entwicklungsstand des Kindes variieren die Anforderungen, die den Alltag mit Kind(ern) prägen. Die Gesprächsbeiträge bestätigen die in Kap. 2.1 dargestellten Ergebnisse, indem – wie zu erwarten war - die Geburt eines Kindes von den interviewten Müttern und Vätern als herausragendes Lebensereignis empfunden wird und somit eine umfassende Neuorientierung der eigenen Lebenswelt zur Folge hat. Die Befunde, die sich aus der Analyse über Einstellungsmuster hinsichtlich der Familiengründung bzw. -erweiterung ergeben, verweisen bei dem überwiegenden Teil der Interviewten auf eine traditionelle Rollenverteilung hinsichtlich der Bereitstellung eines funktionierenden kindlichen Alltags. Trotz der hohen Bedeutung, die der eigenen beruflichen Entwicklung beigemessen wird, leben viele Frauen Arrangements, die dadurch funktionieren, dass die Mütter die Hauptzuständigkeit für die Versorgung des Kindes übernehmen.

Hier zeigt die Analyse, dass gerade die ersten Lebensmonate mit dem neugeborenen Kind für viele Frauen eine extreme Zeit der Umgestaltung und Herausforderung darstellt. Zum einen beinhaltet diese Phase des Umbruchs für den überwiegenden Teil der interviewten Mütter die bekannten Umstellungen, die in der Regel immer zu einem Leben mit Baby dazu gehören, wie die Erfahrung, mit weniger Schlaf auszukommen, weniger Verfügung über die eigene Zeit zu haben oder sich den Veränderungen in der Partnerschaft anzupassen. Diese „Begleiterscheinungen“ treffen selbstverständlich ebenfalls für das Erleben von Vätern zu. Zum anderen sind auch Fähigkeiten gefordert, trotz Verantwortung für das Kind gleichzeitig den Aufgaben gerecht zu werden, die sich aus dem Anspruch an die eigene wissenschaftliche Karriere ergeben. Hierbei scheinen gerade die ersten Lebensjahre mit dem Kind für viele Mütter von hoher Bedeutung zu sein, da der überwiegende Teil sehr ausführlich über die

ersten Lebensmonate mit Kind berichtet und detailliert Auskunft gibt, wie diese Zeit gemeistert werden konnte. Der Fokus richtet sich vor allen Dingen auf Erfahrungen im Umgang mit unterschiedlichen Arrangements, die ein Nebeneinander von wissenschaftlicher Karriere und Elternschaft ermöglichen. Das Bemühen, auch als Mutter die Berufslaufbahn weiterverfolgen zu können, führt bei einem großen Teil der interviewten Frauen zu einem Gefühl vorher nicht gekannter Verletzlichkeit. Diese gründet sich zum einen in den durch das private oder berufliche Umfeld nicht gesehenen Bemühungen und Anstrengungen, die es bedeutet, trotz kleinem Kind die wissenschaftliche Karriere verantwortungsvoll weiterzuführen. Zum anderen bewirkt auch der Verzicht, den viele Mütter in Form von nicht gelebter Zeit mit ihrem kleinen Kind erbringen, eine tiefgreifende Verunsicherung in ihrem Lebensgefühl. Hierbei spielen wahrscheinlich geschlechtsspezifische Zuschreibungen eine Rolle, die der Mutter-Kind Beziehung eine besondere Bedeutung zuweisen. Indem die Mütter weiter viel Zeit und Konzentration in ihre berufliche Entwicklung investieren, widersprechen sie einem traditionellen Mutterbild, das die Mutter gerade in den ersten Lebensjahren ganz bei ihrem Kind verortet. Gleichwohl hat sich die Mehrzahl der Mütter sehr bewusst für ein Leben mit Kind(ern) entschieden und möchte intensiv an dem Leben des neuen Familienmitgliedes teilhaben. Dem vor allem durch die Mütter beschriebenen Wunsch, sich gerade in den ersten Lebensmonaten intensiv mit dem Kind zu beschäftigen, kann nicht immer nachgekommen werden. Dabei erlebt ein überwiegender Teil der Mütter gerade in den ersten Lebensmonaten einen Zustand von innerer Zerrissenheit, wenn es um das Bemühen geht, beiden Lebensbereichen angemessen zu begegnen.

Demgegenüber stehen die Erfahrungen von einem kleineren Teil der Mütter, die gerade auch die ersten Lebensmonate mit ihrem Kind sehr entspannt erleben. Hierbei handelt es sich mit einer Ausnahme um Frauen, die bei der Geburt des ersten Kindes noch nicht fest im Hochschulleben eingebunden sind. Einer beruflichen Entwicklung in Richtung Professur zeigen sich diese Mütter nicht abgeneigt, bewerten diesen beruflichen Schritt aber als eine Option unter anderen in ihrem Leben. Nichtsdestotrotz haben auch diese Mütter während der Baby- und Kleinkindzeit nicht aufgehört, an ihrem wissenschaftlichen Profil zu arbeiten. Dennoch sind sie in ihrer Zeiteinteilung weitaus freier als die Mütter, die durch ihren beruflichen Werdegang bereits fest im Hochschulbetrieb eingebunden sind.

Der Blick auf die Situation der Professoren bei der Familienbildung zeigt ebenso wie bei den Frauen, dass nicht alle Väter bei der Geburt des ersten Kindes bereits fest an einer Hochschule tätig waren. Die Belastungen der Väter, die sich ebenfalls mehrheitlich bewusst für ein Leben mit Kind(ern) entschieden haben, können allerdings eher im beruflichen Kontext angesiedelt werden. Gerade die Befragten, die bereits Vater eines Kindes sind, aber noch keine sichere Stellung als Professor eingenommen haben, scheinen einen erhöhten Druck zu empfinden, diese Position wirklich zu erreichen. Auch hier spielen wiederum geschlechtsspezifische Zuschreibungen eine Rolle, indem die Väter die Hauptverantwortung für die ökonomische Sicherheit der Familie übernehmen. Im Gegensatz zu den weiblichen Befragten erleben die Väter aber weniger ein Gefühl von Verletzlichkeit, das sich auf die Fürsorge ihres kleinen Kindes bezieht, da alle in Familienmodellen leben, die der Partnerin die tragende Rolle für die Versorgung des Kindes zuweisen. Diese Aufteilung wird von keinem der befragten Väter in Frage gestellt, indem beispielsweise explizit der Wunsch nach mehr Nähe zu oder Verantwortung für das Kind geäußert wird.

Auf Grundlage dieser Ergebnisse werden im nächsten Abschnitt unterschiedliche Bewältigungsstrategien dargestellt, mit deren Hilfe die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Blick auf ihre Elternschaft Veränderungen in ihrem Lebensalltag vollziehen. Gleichzeitig kann so auch ein Eindruck von dem Verständnis der Elternrolle vermittelt werden, das sich in den verschiedenen Beiträgen abbildet. Darauf aufbauend erfolgt eine Analyse des fortgeschrittenen familialen Alltags, die eine andere Flexibilität und Organisation auf Seiten der Eltern einfordert, damit sie den sich verändernden Entwicklungsaufgaben ihres Kindes bzw. ihrer Kinder gerecht werden können.

4.2.4 Familienbildung im Kontext der beruflichen Karriere

Die Geburt des ersten Kindes erfolgt bei 11 der befragten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler noch vor der Übernahme einer Professur. Die Herausforderung Familienbildung muss demnach mit der arbeitsintensiven Phase koordiniert werden, die in Form von Diplom-, Promotions- oder Habilitationsvorhaben den Karriereweg für eine Professur kennzeichnen. Einige der Interviewten bewältigen diese Lebenssituation, indem sie sich zunächst auf den wissenschaftlichen Berufsweg konzentrieren. Diese

Schwerpunktsetzung geht mit einem zum Teil als sehr schmerzhaft erlebten Verzicht einher, die frühe Entwicklung des Kindes nicht immer mit verfolgen zu können.

„Ja, als Tochter Nr. 1 geboren war, war ich ja noch in XXX und (meine Familie) wohnte in YYY. Das heißt, da war es wirklich nur ein Wochenende in der Woche, meine Frau kam auch schon mal nach XXX, so ist es nicht. Bei ... so richtig erlebt habe ich sie dann erst wie ich in XXX fertig war, nach der Promotion. Da war mein Töchterchen schon 3 Jahre oder wurde 3 Jahre.“ (Herr X., Vater von zwei Kindern)

„Dann wurde unser Kind geboren, dann war ich also (Mitte 20), die älteste Tochter und dann ... Ich habe dann meine Veranstaltungen eigentlich alle schon fertig gehabt. Ja, schwanger die letzten Seminare und Prüfung gemacht und musste noch meine Diplomarbeit schreiben. Dann habe ich das gemacht und hatte schon enorme Unterstützung durch meine Schwiegermutter, die hier in XXX lebte und meine Tochter dann für einige Monate auch zu sich nahm. Im Nachhinein frage ich mich auch „oh wie konntest du denn dein Kind weggeben?“. Ich erinnere mich noch an eine Situation, die mir sehr zu schaffen gemacht hat als meine Tochter ein Jahr alt wurde ... An ihrem ersten Geburtstag hatten wir eine große Veranstaltung, in die ich auch rein gegangen bin mit meinem Mann zusammen ... und war also nicht bei meinem Kind, das den ersten Geburtstag hatte. Das war für mich schlimm und als ich sie ... einmal habe ich sie 6 Wochen lang nicht gesehen und als ich sie wiedersah, vorher war sie im Strampelhöschen und da hatte sie dann eine Cordhose und ein Pulloverchen an und stand schon im Laufstall. Das war für mich irgendwie schockierend. Das habe ich nicht vergessen. Das war so eine Situation ...“ (Frau C., Mutter von zwei Kindern)

Beide Interviewbeiträge beschreiben Lebenssituationen, in denen zunächst die berufliche Weiterentwicklung vorangetrieben wird. Das Erreichen der persönlichen beruflichen Entwicklungsziele erfordert eine zeitlich begrenzte Trennung von dem Kind, die als Verlust erlebt wird – „das war für mich schlimm“, „da war mein Töchterchen schon 3 Jahre“. Das familiäre Engagement wird zugunsten der wissenschaftlichen Arbeit zurückgestellt, was wiederum zu emotionalen Belastungen führt. Das Gefühl, etwas am Aufwachsen des Kindes „zu versäumen“, wird besonders durch den Beitrag von Frau C. deutlich. Trotz positiv

bewerteter Unterstützung durch die Schwiegermutter ist es für Frau C. nur schwer auszuhalten, dass die Entwicklung ihres Kindes so schnell voranschreitet. Die erlebte Belastung erfolgt in dieser Situation nicht durch ein „zu viel“ an alltäglicher Anforderung durch das Kind, sondern durch ein „zu wenig“ in Form der nicht gelebten Teilhabe an der kindlichen Welt. Als besonders belastend erlebt die Mutter im Nachhinein ihre Entscheidung, nicht mit ihrem Kind zusammen den ersten Geburtstag gefeiert zu haben – *„das war für mich schlimm“*. Ihre Abwesenheit bei diesem kulturell hochbesetzten Ereignis erscheint als Synonym für Zweifel, dem eigenen Bild einer fürsorgenden Mutter entsprechen zu können, indem sie ihr Fernbleiben als besonders schlimm für sich bewertet. Im Rückblick tauchen grundsätzlich Fragen auf, ob die gewählte Lösung, nämlich nach der Geburt des Kindes ein zeitlich begrenztes Arrangement einzurichten, das es Frau C. erlaubt, ihren beruflichen Weg fortführen zu können, ohne die Hauptverantwortung für die Betreuung des Babys zu übernehmen, auch wirklich eine gute Entscheidung darstellt - *„oh wie konntest du denn dein Kind weggeben?“*. Obwohl die Wissenschaftlerin wusste, dass ihre kleine Tochter in der Oma eine liebevolle Betreuungsperson gefunden hatte, leidet sie unter der nichtgelebten Zeit mit ihrem Kind. Ihre eigenen Ansprüche und Wünsche an ihre Rolle als Mutter mussten zurückstehen, damit der berufliche Werdegang nicht gefährdet wird.

Das Erleben von innerer Unsicherheit und Unzufriedenheit, ausgelöst durch den Wunsch, viel Zeit mit dem neugeborenen Kind zu verbringen und gleichzeitig den beruflichen Gegebenheiten zu genügen, trifft auf einen großen Teil der befragten Wissenschaftlerinnen zu. Viele Professorinnen schildern Situationen, mit denen die Anstrengungen nachvollzogen werden können, die die Familienbildung mit wissenschaftlicher Karriere begleiten. Das folgende Beispiel illustriert die Erfahrungen von Frau J., die bei der Geburt des Kindes bereits als Professorin tätig war und sich entschieden hatte, für einige Monate unbezahlten Erziehungsurlaub zu nehmen:

„Aber ... man ist ja dann als Mutter recht ausgeliefert, man kann ja nun auch nicht weglaufen. Ja, das heißt, ich hatte zu viele Leute, die ständig irgendetwas von mir wollten und die mich furchtbar geärgert haben. Kein Pfennig Geld, aber Maloche ... Also Kind stillen, dann schläft das Kind, in der Zeit kann ich arbeiten, dann wird es wieder wach. Ja,

keine Sekunde, die ich mal für mich gehabt hätte. Also ich bin selten so wütend auf meinen Beruf gewesen wie da. Ich hätte die alle würgen können, weil ... ich wollte natürlich nur mein Baby“ (Frau J., Mutter eines Kindes)

Obwohl Frau J. für sich entschieden hatte, sich durch eine unbezahlte Freistellung von der Arbeit zeitliche Freiräume für die ersten Lebensmonate mit ihrem Kind zu schaffen, kann sie dies nur schwer einlösen. Das Gefühl von „Ausgeliefertsein“ gegenüber den vielfältigen Anliegen, die trotz des Erziehungsurlaubes von Hochschulangehörigen an sie herangetragen werden, führt zu erheblicher Unzufriedenheit mit ihrem Arrangement – *„ich hätte die alle würgen können, weil ... ich wollte natürlich nur mein Baby“*. Das Bedürfnis, sich auf die Lebenswelt des neugeborenen Kindes einzulassen, wird aus Sicht der Professorin durch die Hochschulrealität verstört, indem sie nicht die Ruhe und Muße findet, die sie sich wünscht, um ihr Baby genießen zu können. In ihrem Gesprächsbeitrag bezieht sich Frau J. mit ihrer Aussage - *„man ist ja dann als Mutter recht ausgeliefert“* – auf Arbeitsaufgaben, die trotz Erziehungsurlaub durch ihrer berufliche Tätigkeit an sie herangetragen werden. Gleichwohl legt diese Aussage auch einen Bezug auf Erfahrungen des Elternseins nahe. Es ist das Ausgeliefertsein gegenüber den Bedürfnissen des neugeborenen Kindes, die Umstellung des eigenen Lebens, in dem die beruflichen Anforderungen bisher eine wichtige Rolle gespielt haben. Mit dieser Sicht erhält das Gefühl des Ausgeliefertseins eine doppelte Bedeutung, die sich zum einen durch die Geburt des Kindes auf die radikal veränderte Lebenswelt bezieht, zum anderen auf die Ansprüche, die sich trotz Abgrenzungsbemühungen aus dem Hochschulleben ergeben.

Die drei Beiträge zeigen auf, dass es bei dem Einrichten eines neuen Alltags, der mit der Geburt eines Kindes beginnt, um mehr geht als um das Bereitstellen eines brauchbaren organisatorischen Rahmens. In den Darstellungen der Mütter werden unterschiedliche Lösungen für die Gestaltung des Lebensalltags mit einem Baby vorgestellt, die von dem Wunsch geleitet werden, möglichst günstige Bedingungen sowohl für das Kind als auch für das eigene berufliche Fortkommen zu sichern. Frau C., die sich bei der Geburt des Kindes mitten in der Qualifizierungsphase zu ihrem Hochschulabschluss befand, hatte sich für eine zeitlich begrenzte Trennung von ihrem Baby entschieden, da die Betreuungsperson für ihr Kind nicht an dem Studienort der Mutter lebte. Frau J. hatte bereits eine bedeutende Position

an der Hochschule inne, wobei die gewünschte Abgrenzung vom Hochschulleben nicht gänzlich umgesetzt werden konnte. Für beide Mütter waren die ersten Lebensmonate mit ihrem Kind neben Gefühlen der Freude und dem Glück auch von Gefühlen der Schuld, der Wut oder der Hilflosigkeit verbunden. Trotz vieler Bemühungen scheint der Anspruch an die eigene mütterliche Fürsorge für das Kind nicht immer einlösbar zu sein. Gerade in Zeiten, in denen diese Zuwendung nicht zu leisten ist, wird das Alltagserleben der Mütter von ungunstigen Gefühlen eingerahmt.

Bisher wurden Strategien der Familienbildung vorgestellt, die mit der Geburt des Kindes eine Trennung der Lebenswelten favorisieren. Die folgenden Interviewpassagen beschreiben die Erfahrungen von Frauen, die versucht haben die Lebenswelten zu verbinden, um als Mutter eines Babys ihre Arbeit als Professorin fortführen zu können. Da keiner der interviewten Väter über Erfahrungen verfügt, mit Kind am Hochschulleben teilzunehmen, werden ausschließlich die Sichtweisen von Müttern dargestellt. Der folgende Beitrag beschreibt die Erfahrungen von Frau L., die mit der Übernahme ihrer Professur erneut Mutter wurde:

„Also erstens mal, als ich ... ich hatte ein schlechtes Gewissen als ich schwanger wurde, als ich Professorin geworden bin. Ich habe, mir war das peinlich, ... dass man sich so etwas überhaupt denken kann, dass einem das ... aber es war so. Es gab hier kein warmes Wasser, ich habe meinem Sohn also schon gleich früh angewöhnt, dass er irgendwo unter einem kalten Wasserhahn gewaschen wird. Und er hat dann auch gar nicht mehr gequiekt, wenn der irgendwo voll gekackt war und dann mal schnell unter den Wasserhahn. Also ich meine früher war das auch nicht anders, aber ... es gab halt keinen Kindergarten. Ich hatte ein Kinderbett in meinem Arbeitszimmer stehen, das halb so groß war wie das (Zimmer). Und ich bin gemäßregelt worden, weil ich Windeln in den Mülleimer getan habe.“ (Frau L., Mutter von zwei Kindern)

Frau L. erlebt bereits während der Schwangerschaft Gefühle von Schuld – *„ich hatte ein schlechtes Gewissen“*. Da sie die Position als Professorin gerade erst eingenommen hat, bewertet sie den Zeitpunkt ihrer zweiten Schwangerschaft als unpassend – *„..., mir war das peinlich..., dass man sich so etwas überhaupt denken kann, dass einem das ...“*. In dieser

Haltung wird eine innere Not sichtbar, die aus dem Wunsch resultiert, als Professorin mit Kind in der Realität von Hochschule bestehen zu können und zu wollen. Die Aufgabe, beide Herausforderungen bewältigen zu müssen, versucht Frau L. zu lösen, indem sie ihr Kind mit an die Hochschule nimmt. Hier wird sie mit einer Kultur konfrontiert, die nur wenig Verständnis für die Lebenswelt einer Mutter mit Säugling aufbringt – *„ich bin gemäßregelt worden, weil ich Windeln in den Mülleimer getan habe“*. Dabei erlebt sich die Mutter in einer Situation, in der sie ihrem Kind Unannehmlichkeiten zumutet, indem sie versucht mit spärlichen Mitteln grundlegende Versorgungsleistungen zu erfüllen – *„... , dass er irgendwo unter einem kalten Wasserhahn gewaschen wird“*. Hier können auch eigene Zweifel vermutet werden, ob sie ihrem Kind in diesem Rahmen genügend Fürsorge bereitstellen kann – *„also ich meine früher war das auch nicht anders, aber ... es gab halt keinen Kindergarten“*. Das Wahrnehmen der ungünstigen Rahmenbedingungen für ihr Kind muss Frau L. in ihrer Rolle als Mutter mit- und ertragen. Ebenso muss sie es aushalten, sich mit ihrem Kind in einem Umfeld zu bewegen, das in ihrem Erleben durch mangelnde Akzeptanz für ihre Bemühungen als Mutter mit Baby durchdrungen ist und diesem Teil ihrer Person eher mit Ablehnung begegnet.

Auch in dem nächsten Beitrag werden Schwierigkeiten beschrieben, mit einem neugeborenen Kind den Hochschulalltag zu bewältigen:

„Ich habe gedacht, das probiere ich einfach mal aus, ich schaue einfach mal wie weit ich komme. Und ja, ganz am Anfang war der Kleine tatsächlich mit dem Kinderwagen hier (an der Hochschule) und ich musste erst mal lernen, dass die ersten 3 Monate ganz toll gingen. Und dann musste ich auch lernen, dass eigentlich fast gar nichts mehr geht und das die Akzeptanz auch ganz schwierig wird, wenn ich ... ich habe das natürlich auch wirklich ausprobiert ... Ich bin, da war er vier oder fünf Monate und fing schon mal öfters an zu schreien usw. oder war nicht mehr ganz so ruhig nur den ganzen Tag und hat geschlafen. Da war Sitzung mit dem Rektor hier im Fachbereich und da bin ich rein mit dem Kinderwagen, bis er geschrien hat und mir dann irgendjemand mal gesagt hat - so ungefähr 'Sie nerven'. Wo mir klar war 'mh, ja' und dann habe ich so langsam das Gefühl gekriegt, das ist nicht so einfach“. (Frau F., mehrfache Mutter)

Frau F. hat sich ebenfalls für eine Strategie entschieden, ihr neugeborenes Kind mit in den Hochschulalltag zu integrieren. Nachdem die ersten Wochen mit diesem Arrangement eher positiv beschrieben werden, erfolgt auch in diesem Beispiel durch die Realität des Hochschulalltags eine klare Ablehnung gegenüber dieser Lösung – „... und mir dann irgendjemand mal gesagt hat – so ungefähr `Sie nerven`“. Die Wissenschaftlerin bewertet diese Entwicklung auch als Lernprozess – „... und dann musste ich auch lernen, dass fast gar nichts mehr geht ...“ – und muss sich mit ihrem Wunsch neu orientieren, ein Arrangement zu finden, in dem beide Lebensbereiche gemeinsam bestehen können.

Die Interviewbeiträge vermitteln erhebliche Schwierigkeiten bei dem Bemühen, als Mutter eines Babys auch den „Benimmregeln“ der Hochschulrealität zu entsprechen. Beide Professorinnen schildern ablehnende Reaktionen gegenüber ihren Entwürfen und müssen erkennen, dass es eben nicht selbstverständlich ist als Mutter – zumindest als Mutter eines kleinen Kindes – in ihrem Arbeitsumfeld akzeptiert zu werden. Bei dem Versuch die ersten Lebensmonate möglichst nah mit dem Kind zu verbringen, um so auch ihrem Bedürfnis nachkommen zu können, dem Kind ein ausreichendes Maß an mütterlicher Fürsorge bereitzustellen, erfahren die Mütter nur wenig Unterstützung. Vielmehr werden Situationen beschrieben, die aus Sicht der Frauen durch wenig Verständnis für das Alltagsleben einer Mutter mit Säugling gekennzeichnet sind.

Weniger Probleme werden von Müttern beschrieben, die sich Bedingungen einrichten können, die ihren Vorstellungen von gelebter Elternschaft mit einem Baby bzw. Kleinkind möglichst nahe kommen. Frau B., die sich bei der Geburt des ersten Kindes in der Habilitationsphase befindet, beschreibt ihre Erfahrungen folgendermaßen:

„Also in den ersten zwei Jahren, da hat auch mein Chef hier irgendwie zwar nicht freudestrahlend, aber dann doch mitgespielt, dass ich nur halbe Tage hier vor Ort in der Uni war und die anderen halben Tage war ich zu Hause. Ich habe das dann eigentlich so gehabt, dass ich halbe Tage eine Kinderfrau hatte, die sich bis zum Mittagessen irgendwie um das Kind gekümmert hat, dann habe ich mich den Nachmittag um das Kind gekümmert und habe mich abends an den Schreibtisch gesetzt und weiter gearbeitet, wenn das Kind geschlafen hat“.

Auch diese Wissenschaftlerin hat zunächst eine eher zögerliche Haltung durch ihren Vorgesetzten erfahren, wenngleich sie ihre Strategie durchsetzt, nur halbe Tage an der Hochschule anwesend zu sein, was für alle Beteiligte eine durchaus brauchbare Lösung darstellt – „... *da hat auch mein Chef hier irgendwie zwar nicht freudestrahlend, aber dann doch mitgespielt ...*“. Die Akzeptanz durch den Vorgesetzten wird sicherlich auch dadurch gefördert, dass Frau B. zu Hause weiter ihren beruflichen Aufgaben nachgegangen ist und so keine Einbußen ihrer Produktivität für die Hochschule aufgetreten sind.

Frau D., die bei der Geburt ihres Kindes in Form von Lehraufträgen erste Erfahrungen im Hochschulbereich gesammelt hat, bewertet die Bedingungen als äußerst günstig, die ihr bei der Familienbildung zur Verfügung standen.

„Das war unkritisch für uns, weil ich einen Lehrauftrag hatte. Ich hatte also maximal 6 Stunden. Nun war noch der glückliche Umstand ... meine Mutter, meine Eltern wohnten nah, meine Schwiegereltern wohnten auch relativ nah. Und die vier oder sechs Stunden, die ich dann weg war, die kamen dann meine Eltern und haben auf das Kind aufgepasst. Ansonsten war das ja nicht ..., ging es gut, weil sie noch klein war. Ein Baby ... nun hatte ich auch Glück, sie schlief vier Stunden, dann hat sie wieder gegessen und ich konnte also hier an meinem Rechner sitzen, zu Hause in der Küche. Wir haben auch heute noch den Arbeitsplatz in der Küche. Sie lag auf dem Boden, spielte so ein bisschen und sie war relativ ruhig, so dass ich meine Sachen vorbereiten konnte“. (Frau D., Mutter eines Kindes)

Da Frau D. bei der Geburt ihres Kindes noch nicht so sehr in die Zeitvorgaben des Hochschullebens eingebunden ist, kann sie ihr Leben mit Baby relativ frei gestalten. Auch für sie ist es selbstverständlich, neben der Fürsorge für ihr Kind weiter an ihrem wissenschaftlichen Werdegang zu arbeiten. Insgesamt wird die erste Zeit mit dem neugeborenen Kind als wenig belastend bewertet – „*das war unkritisch für uns, weil ich einen Lehrauftrag hatte*“. Gleichwohl verweist die Mutter auf mehrere glückliche Umstände, die neben einem guten Betreuungsnetzwerk und einem zufriedenen Kind auch in ihrer Verortung an der Hochschule zu sehen sind. Ihre damalige Position als Lehrbeauftragte lässt

ihr genügend Freiraum, den Alltag mit ihrem Kind so einzurichten, dass sich die Lebensbereiche Mutterschaft und Wissenschaft nicht in die Quere kommen.

Trotz der Unterschiede in ihren Karrierewegen vermitteln die Darstellungen von Frau B. und Frau D. eine Zufriedenheit mit dem gewählten Arrangement. Diese scheint sich vor allem aus dem Gefühl zu entwickeln, sowohl den beruflichen als auch den kindlichen Ansprüchen gleichermaßen gerecht werden zu können. Die Erfahrung, sich Räume geschaffen zu haben, die es ermöglichen, sowohl die eigenen Ansprüche an die Rolle als Mutter als auch die Wünsche an eine berufliche Weiterentwicklung als Wissenschaftlerin zu erfüllen, fördert eine positive Bewertung des Lebens mit Kind als Wissenschaftlerin.

In den bisherigen Gesprächspassagen werden von den Wissenschaftlerinnen unterschiedliche Lebenssituationen bei der Geburt des ersten Kindes beschrieben, die in engem Zusammenhang mit dem jeweiligen Stand des Karriereweges stehen. Alle Interviewbeiträge verweisen auf eine Dynamik der Familienbildung, die eine Bereitschaft auf Seiten der Mütter vermuten lässt, die Hauptverantwortung für das Wohlergehen des Kindes zu übernehmen. Bevor Unterschiede im Erleben der Familienbildung zwischen Müttern und Vätern in der Wissenschaft diskutiert werden, sollen zwei weitere Interviewbeiträge einen Einblick in Bewältigungsstrukturen von Vätern vermitteln:

„Die ersten Jahre waren natürlich stressig. Als er Baby war und man dann nachts immer raus musste und so was. Also das habe ich schon als Stress empfunden. (I: Haben Sie sich das mit ihrer Frau geteilt? Oder haben Sie ...?) Ja, also es kommt immer ein bisschen darauf an wie meine berufliche Situation da war. Ich war gerade Professor geworden und zu Anfang habe ich schon nächteweise gearbeitet und dann ja, soweit das ging, habe ich mir das geteilt, aber sicher nicht so halbe halbe. Ich denke, sie hat sicher so dreiviertel der Arbeit gemacht“. (Herr V., Vater eines Kindes)

„Das war einfach extrem viel, also ich war ja hier an der Hochschule tätig und im Büro. Im Büro war auch richtig viel los und ich habe am Wochenende lange gearbeitet, habe in der Woche bis 22.00 Uhr gearbeitet. Mit einer berufstätigen Frau, glaube ich, und Kind wäre das schon schwer gewesen. Also deshalb war das einfach großes Glück, dass meine Frau

nicht berufstätig war und ... ja gut, ist ja auch eine gemeinsame Entscheidung. (I: Wie haben Sie so in der Zeit ihr Kind erlebt?) Also ich weiß ... als Baby noch einigermaßen viel, weil ich ihn auch sehr geliebt habe. Also, wenn der geschrien hat, der Koliken hatte oder so etwas, dann bin ich mit (dem Kind) auch nachts herumgelaufen“. (Herr Y., Vater eines Kindes)

Beide Väter beschreiben, dass sie sich während der Phase der Familienbildung in einer extrem arbeitsintensiven Zeit befinden – *„Ich war gerade Professor geworden und zu Anfang habe ich schon nächteweise gearbeitet ...“, „... und ich habe am Wochenende lange gearbeitet, habe in der Woche bis 22.00 Uhr gearbeitet“*. Die Väter zeigen ihre Bereitschaft, die anstrengende Zeit der Betreuung eines Neugeborenen mitzutragen, indem sie sich aktiv an der Versorgung des Kindes beteiligen – *„... Als er Baby war und man dann nachts immer raus musste und sowas“, „Also, wenn der geschrien hat, der Koliken hatte oder so etwas, dann bin ich mit (dem Kind) auch nachts herumgelaufen“*. Gleichzeitig wird deutlich, dass sich das Engagement in hohem Maße an den Vorgaben orientiert, die sich aus den beruflichen Verpflichtungen ergeben – *„Ich war gerade Professor geworden und zu Anfang habe ich schon nächteweise gearbeitet...“*. Konflikte zwischen beiden Lebensbereichen – wie sie von einem Teil der Mütter geschildert werden - treten in dieser Form nicht auf, weil alle Väter in Arrangements leben, in denen die Hauptverantwortung für das Einrichten der kindlichen Lebenswelt von der jeweiligen Partnerin übernommen wird.

Und hierin unterscheiden sich die Beiträge erheblich. Der überwiegende Teil der Mütter beschreibt das Hineinfinden in die Elternrolle vor allem mit Blick auf die berufliche Situation. Indem der Bezug auf die Unterstützung des Partners nicht im Vordergrund steht, wird von diesen Müttern recht klar dokumentiert, dass sie entweder die Zuständigkeit für das „Alltagsgeschäft mit Baby“ nicht bei dem jeweiligen Partner suchen oder aber bei ihnen die Bereitschaft, diese Familienaufgabe zu übernehmen, nicht finden. Das Ausfüllen der Mutterrolle steht somit in engem Zusammenhang mit den Bedingungen, die sich die Frauen individuell in ihrem jeweiligen beruflichen Kontext mit Kind einrichten können. Demgegenüber stehen die Schilderungen der Väter, die bei der Herstellung der Rahmenbedingungen für ein Leben mit Kind auf das Engagement der jeweiligen Partnerin verweisen. Die Möglichkeit, sich aktiv an der Versorgung des Babys beteiligen zu können,

wird aus Sicht der Väter vor allem durch die beruflichen Aufgaben bestimmt. Gerade arbeitsintensive Phasen wie das Schreiben einer Doktorarbeit oder die Übernahme einer Professur werden als Hinderungsgründe genannt, sich in größerem Umfang um das Alltagsleben des Kindes kümmern zu können. Konfliktsituationen wie sie von einem Teil der Wissenschaftlerinnen beschrieben werden und sich aus dem Wunsch ergeben, möglichst viel Zeit mit dem Kind zu verbringen ohne den wissenschaftlichen Werdegang zu vernachlässigen, werden von den Vätern in dieser Weise nicht erlebt .

Dementsprechend werden von den männlichen Elternteilen weniger Spannungsmomente genannt, die Schwierigkeiten aufzeigen, mit Kind die wissenschaftliche Karriere einzurichten. Wie in den Gesprächsbeiträgen der Väter deutlich wird, erleben auch diese ein Bedauern über nicht gelebte Zeit mit dem Kind. Gleichwohl gibt es in den Darstellungen der Väter keine Anhaltspunkte, die vermuten lassen, dass die Väter aufgrund ihres wissenschaftlichen Engagements von Gefühlen der Schuld oder Hilflosigkeit bei dem Einrichten eines familialen Alltags mit einem Baby konfrontiert werden. Das Thema der Väter liegt eher in dem Einrichten der sogenannten Zeitfenster, die von den männlichen Elternteilen eingeräumt werden wollen, damit die Teilhabe an dem Familienleben realisiert werden kann.

Ein anderer Aspekt, der in den Darstellungen der Väter und bei der Mehrzahl der Mütter nicht auftaucht, liegt in der Erfahrung, dass die Übernahme der Elternrolle auch mit unguuten Gefühlen begleitet werden kann. Frau K. berichtet über erhebliche emotionale Belastungen, die sich bei der Geburt ihres Kindes eingestellt haben:

„(Unser Kind) war halt ein nettes Schreikind, vier Monate lang. Es war die Hölle ... Hölle bis unten hin. Das fand ich ganz furchtbar und nix mit glücklicher Mutter und alles ist wunderbar und man freut sich nur. Dazu eine nette Wochenbettdepression wie ich im Nachhinein sagen würde, weil es mir da so schlecht ging. ... Da war ich froh nach acht Wochen wieder arbeiten zu können“.

Diese Mutter erlebt zunächst kein Gefühl des Glücks oder der Zufriedenheit, sondern beschreibt die ersten Lebenswochen mit ihrem Kind als außerordentlich belastend. Da Frau

K. in einem Familienmodell lebt, in dem der Partner die überwiegende Versorgung des Kindes übernimmt, kann sie einen großen Teil der Betreuungsarbeit des Babys abgeben. Die Arbeit an der Hochschule wird als Entlastung gegenüber der als „furchtbar“ empfundenen Lebenswelt als junge Mutter wahrgenommen. Aufgrund des Wissens, dass das Kind durch den Vater eine liebevolle Betreuung erfährt, ist die Situation für die Mutter ein wenig entschärft. Dennoch ist zu vermuten, dass die fehlende Erfahrung mit Geburt des Kindes eine - wie üblicherweise angenommen und selbstverständlich vorausgesetzt - positive Mutter-Kind Beziehung herzustellen, sich für die Mutter als zusätzliche Belastung abbildet. Aber auch das Erleben, trotz aller Anstrengungen nicht allen Anforderungen gerecht werden zu können, fördert ein Gefühl von Insuffizienz gegenüber der eigenen Rolle als Mutter:

„So, also damals hatte ich das Gefühl 'Ich bin eine schlechte Mutter' und fühlte mich zerrissen. Von daher [Unterbrechung durch Telefon] ... als meine Tochter klein war, um das nochmal zu sagen, da hatte ich extrem hohe Leistungsansprüche an mich und versucht, das alles unter einen Hut zu bringen. Das hat mich selber krank gemacht“. (Frau L., Mutter von zwei Kindern)

Frau L. beschreibt eine Entwicklung, die nachvollziehen lässt, wie eine als lang anhaltend empfundene Überforderungssituation die Bewältigungsmöglichkeiten sprengt - „Das hat mich krank gemacht“. Das Bemühen, sowohl den eigenen Ansprüchen an die Rolle als Mutter als auch an die Rolle als Wissenschaftlerin gerecht zu werden, führt zu einer persönlichen Grenze, die sich neben einer massiven Verschlechterung der gesundheitlichen Befindlichkeit auch in Zweifeln – „... und fühlte mich zerrissen“ - abbildet.

Der Hauptteil der Mütter beschreibt allerdings keine Situationen, die auf Einbußen in der Zufriedenheit bei der Gestaltung der Mutter-Kind Beziehung schließen lassen. Dieses Ausbleiben einer Schilderung von unguuten Gefühlen gegenüber einem Leben mit Kind(ern) kann sicherlich damit erklärt werden, dass die Frauen gerne ihre Mutterrolle übernehmen und das vielbeschworene Mutterglück spüren. Möglicherweise schützen sich die Mütter aber auch vor einer weiteren Labilisierung ihrer Lebenswelt, die durch die Geburt eines Kindes erfolgt. Viele Mütter befinden sich bei der Familienbildung in extrem arbeitsintensiven Phasen ihrer beruflichen Entwicklung und wenden ein Höchstmaß an Energie,

Organisationstalent sowie Ausdauer auf, um neben den beruflichen Ansprüchen ein alltagstaugliches Leben mit Kind und in den überwiegenden Fällen auch mit Partner einzurichten. Eine als problematisch oder konflikthaft eingeschätzte Sicht auf die Beziehung zum Kind würde den Druck auf die Frauen noch erhöhen, sie im schlimmsten Fall mit dem Bild einer „schlechten Mutter“ konfrontieren und die Umsetzung der eingeschlagenen Lebensplanung in Frage stellen.

4.2.5 Die Etablierung eines familientauglichen Alltages

In dem vorherigen Abschnitt wurden zum einen Bedingungen aufgezeigt, die Mütter und Väter bei der Geburt ihres Kindes auf ihrem wissenschaftlichen Weg vorfinden und die dementsprechend die ersten Schritte ihrer Familienbildung umrahmen. Zum anderen konnten Strategien vorgestellt werden, die Eltern mit kleinen Kindern in der Wissenschaft anwenden, um ihren Vorstellungen von gelebter Elternschaft möglichst nahe zu kommen. Im folgenden Abschnitt interessieren vor allem Fragen, die sich auf die Gestaltung der weiteren Familienkarriere und den Umgang mit begleitenden Problemfeldern beziehen.

RERRICH (1994) charakterisiert die Anforderungen, die sich auf das Einrichten eines familialen Alltags beziehen, folgendermaßen: „Eine gemeinsame Lebensführung als Familie – so die These – ergibt sich immer weniger >von allein<. Vielmehr ist es heute eine komplexe und voraussetzungsvolle Gestaltungsaufgabe, eine familiäre Lebensführung zu etablieren und aufrechtzuerhalten. Dies gilt erst recht in Familien, in denen beide Eltern berufstätig sind, wie dies in den letzten Jahrzehnten zunehmend der Fall ist. Gefordert ist dabei nicht nur, Gemeinsamkeit in zeitlicher Hinsicht herzustellen in einer Gesellschaft, deren Zeitstrukturen immer weniger synchronisiert sind. Gefordert sind auch sachliche, soziale und sinnhafte Integrationsleistungen“ (RERRICH 1994: 203). Dieses Zitat umspannt den Bogen von elterlichen Aufgaben, die die familiäre Lebensführung begleiten. Von den befragten Müttern und Vätern werden unterschiedliche Handlungsweisen und Einstellungsmuster beschrieben, damit sich der Alltag mit Kind(ern) weiter entwickeln und etablieren kann. Die bisherige Analyse zeigt ein recht einheitliches Bild bei der Verteilung von Zuständigkeiten zwischen den Geschlechtern, welches auch den fortschreitenden

Familienalltag bestimmt. Der folgende Gesprächsbeitrag illustriert dieses Geschlechterarrangement aus Sicht eines Vaters:

„Also meine Frau sagt immer sie ist für alles Alltägliche zuständig und für alles andere bin ich zuständig. Das heißt, wenn es um die alltäglichen Bedürfnisse geht wie Essen usw. dann ist (unser Kind) irgendwie mehr bei meiner Frau. Das ist sozusagen diejenige ..., wenn er irgendein kleines Problemchen hat, das muss meine Frau lösen. Aber wenn es um irgendetwas Grundsätzliches geht, dann kommt (unser Kind) zu mir. Also das ist eine Teilung, die wir nicht forciert haben, die hat sich so ergeben. ... Meine Frau ist manchmal ein bisschen neidisch, weil sie sozusagen vereinnahmt wird für so Sachen, die so, die so den üblichen Fluss des Lebens ausmachen und so“. (Herr V., Vater eines Kindes)

Mit der Umschreibung, dass sich seine Frau für den „*Fluss des Lebens*“ verantwortlich zeigt, gibt Herr V. ein treffendes Bild über familiäre Lebensführung. Auch wenn es sich bei diesem Professor um einen Vater handelt, der sich in vielfältiger Weise in das Familienleben einbringt, wird der Partnerin bei der Gestaltung des Familienlebens die Hauptverantwortung für das Alltagsgeschäft zugewiesen. Die Etablierung eines familientauglichen Alltages stellt eine Grundvoraussetzung dar, damit sich ein im Sinne von RERRICH beschriebenes sachliches, soziales und sinnhaftes Gefüge in der Lebensführung als Familie entwickeln kann.

Die unterschiedlichen Lebenswelten der einzelnen Familienmitglieder werden überwiegend von den Müttern bzw. den Partnerinnen der Väter koordiniert. Ausnahmen bilden hier die zwei Familienarrangements, in denen die Väter den Hauptanteil der Familien- und Hausarbeit bewältigen. Die Hintergründe der weiblichen „Übermacht“ bei der Frage von Zuständigkeit für das familiäre Gesamtgefüge ist vielfach erörtert worden (vgl. u.a. LUDWIG, SCHLEVOGT, KLAMMER, GERHARD 2002 oder BEHNKE, MEUSER 2005) und spiegelt sich auch in der Alltagsrealität der befragten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wider.

Das Einrichten des familialen Alltages beginnt zunächst mit dem Herstellen eines möglichst reibungslosen Tagesablaufes, der sowohl die Bedürfnisse des Kindes bzw. der Kinder als

auch die Anliegen der Eltern, die hauptsächlich der beruflichen Welt zugeordnet werden, berücksichtigt:

„Also Kindergarten konnten wir irgendwo vergessen. Und im Übrigen habe ich eben auch die ganze Schulzeit immer mit Haushaltshilfen, Kinderfrau, Hauswirtschafterin wie man das nennen will, immer jemanden da gehabt, weil man sich auf Schule ja auch nicht verlassen kann. Das war mit doppeltem Boden genäht“. (Frau B., Mutter eines Kindes)

„Jeder hat einen Stundenplan, die Tagesmutter und Au-Pair und alles gegeneinander abgeglichen und selbst unsere Putzhilfe hat einen Plan, was sie wann machen muss, sonst geht das überhaupt nicht. Das organisiere ich alles. Ja. Das, was ich im Wesentlichen mache, ist mehr Organisation als sonst etwas, bis hin zum Kühlschrank“. (Frau F., mehrfache Mutter)

Die Gesprächsbeiträge geben einen Eindruck über Organisationsleistungen, die das Gelingen alltäglicher Abläufe sichern. Beide Wissenschaftlerinnen leben in mobilen Partnerschaften, in denen die Väter aufgrund ihrer Berufstätigkeit den überwiegenden Teil der Woche nicht am Familienleben teilhaben können und über einen weiteren Wohnsitz an ihrem Arbeitsort verfügen. Mit Hilfe von z.T. recht ausgeklügelten Betreuungsplänen sorgen die Mütter für eine verlässliche Betreuung ihres Kindes bzw. ihrer Kinder während ihrer Abwesenheit. Gleichzeitig schaffen sie sich die notwendigen zeitlichen Freiräume, um den beruflichen Alltag meistern zu können. Die vorausschauende Planung, die auch kleinere Pannen „mitdenkt“ – „das war mit doppelten Boden genäht“, kann als Strategie verstanden werden, die sich als grundlegend für das Gelingen des Gesamtarrangements erweist.

Die Übernahme von Verantwortung für die familiäre respektive kindliche Alltagswelt ist zunächst als Voraussetzung zu sehen, damit der Familienalltag funktionieren kann. Für Väter steht die Absicherung der beruflichen Welt im Vordergrund, so dass sich Frauen - gewollt oder ungewollt - als federführende Instanz in das Familienleben einbringen. Gleichzeitig beinhaltet diese Lösung einen weiteren Aspekt, der sich auf die Ausgestaltung der Mutterrolle beziehen lässt. Indem die Mütter bei der Auswahl der Betreuungsarrangements Einfluss nehmen können, prägen sie gleichzeitig in hohem Maße die kindliche Lebenswelt.

Dabei verlässt sich nur ein geringer Teil der Gesprächspartnerinnen auf öffentliche Angebote der Kinderbetreuung. So erklären neun Professorinnen, dass sie den überwiegenden Teil der Kinderbetreuung über private Lösungen wie Verwandtschafts- und Nachbarschaftshilfe abdecken und/oder verschiedene Bereiche der Haus- und Familienarbeit an bezahlte Kräfte delegieren. Demgegenüber stehen Ergebnisse anderer Studien, die gerade die Inanspruchnahme öffentlich geförderter Angebote der Kinderbetreuung als zentrale Strategie der Alltagsbewältigung erwerbstätiger Mütter ermittelt (vgl. LUDWIG et.al, a.a.O., DIERKS). Für diese Diskrepanz können mehrere Ursachen verantwortlich sein:

- Die bisherige Belegungspraxis von Kindertageseinrichtungen verweist gutverdienende, verheiratete Mütter auf die hinteren Ränge der Wartelisten. Mit dem Kinderförderungsgesetz (KiföG), das 2008 in Kraft getreten ist, sollen nun auch Familien, in denen beide Elternteile erwerbstätig sind, bei der Frage nach einer geeigneten Kinderbetreuung besser unterstützt werden. Im Jahr 2013 soll jedes Kind einen Rechtsanspruch auf die Betreuung in einer Tageseinrichtung haben (vgl. www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Kinder-und-Jugend/Kinderbetreuung, 17.11.2010).
- Nicht ausreichende Öffnungszeiten der Einrichtungen, die mit mangelnder Flexibilität gegenüber speziellen Bedürfnissen der Familie gepaart sind, werden oftmals als Belastung empfunden. Über dieses Problem erwerbstätiger Eltern wurde vielfach diskutiert (z.B. LUDWIG et.al, a.a.O., DIERKS) und deckt sich mit den Erfahrungen der Untersuchungsgruppe.
- Indem Mütter verstärkt private Lösungen suchen, behalten sie gleichzeitig einen größeren Einfluss auf die Lebenswelt ihres Kindes bzw. ihrer Kinder. Sie ermöglichen dem Kind, dass es einen Teil seines Alltages zu Hause verbringen kann und können auf Abläufe des kindlichen Alltages wie der Planung von Freizeitaktivitäten direkt einwirken. Neben Erleichterungen, die sich in flexiblen Alltagsentscheidungen bemerkbar machen, nehmen die Frauen für dieses Arrangement einen hohen Organisationsaufwand in Kauf.

Im Unterschied zu den bisher dargestellten Betreuungslösungen zeigen Mütter des Modells der Ein-Elternteil-Familie bei der Wahl der Betreuungsarrangements ein anderes Verhalten, indem sie Angebote der öffentlichen Kindereinrichtungen durchaus wahrnehmen. Zum einen

gehören sie als Alleinerziehende zu der Gruppe, die auch vor dem in Kraft treten des KiföG zu den Adressatinnen dieser Betreuungsform gezählt werden können, zum anderen haben diese Mütter nun mal „nur“ ihr eigenes Gehalt zur Verfügung, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können. Auch wenn diese Frauen sicherlich den sogenannten „Besserverdienenden“ zugeordnet werden können, macht es einen erheblichen Unterschied, ob Dienstleistungen für die Sicherstellung des alltäglichen Familienlebens von einem oder zwei Gehältern bezahlt werden müssen. Das Wissen um den Mangel an öffentlich geförderten Betreuungsplätzen beschreibt ein Problemfeld von Professorinnen, die ohne Partner das Alltagsleben managen.

„Ich bin alleinerziehend. Als ich schwanger war, habe ich als allererstes an das Jugendamt geschrieben und dann als ich hier her gezogen war, bin ich jeden Tag beim Jugendamt gewesen. Ich habe oft heulend auf der Mauer gesessen und gesagt `mein Baby hat aber keinen Platz`. Ich habe heulend auf der Mauer gesessen und gedacht `Oh Gott, wie mache ich das nur`. Dann habe ich ja aber einen gekriegt ... und einen sehr guten, wirklich, also ganz toll. Also für kleine Kinder war der toll“. (Frau J.)

Für diese Mutter bedeutet der Erhalt eines Betreuungsplatzes eine Erlösung aus einer Zwangslage. Indem sie ihr Kind in einem Alter von knapp einem Jahr in eine öffentliche Kinderbetreuungsstelle unterbringen kann, ist eine verlässliche Versorgung sichergestellt, die es ihr ermöglicht, ihre Berufstätigkeit als Professorin fortzusetzen.

Die Anstrengungen, die Professorinnen auf sich nehmen, um während ihrer Abwesenheit eine geeignete Betreuung für ihr(e) Kind(er) einzurichten, verweisen auf die hohe Bedeutung, die eine verlässliche Versorgung des Kindes für den familialen Alltag darstellt. LUDWIG et. al sprechen in diesem Zusammenhang von einer „Grundkonstante im Alltag erwerbstätiger Familien“ (vgl. ebd., a.a.O.: 108). Etwas spitz formuliert werden die Eltern erst durch den reibungslos funktionierenden Alltag in die Lage versetzt, sich sowohl auf die Lebenswelt des Kindes einzulassen als auch auf den beruflichen Kontext zu konzentrieren. Die Organisation eines Familienalltages, der weit möglichst Gefühle von Unbehagen und Missbalancen ausspart, indem beispielsweise die Verlässlichkeit oder Kompetenz der Betreuungsperson in Frage gestellt wird, beeinflusst die familiäre Beziehungsqualität. Das

stete Gefühl unter Zeitdruck zu stehen, „aufgeladene“ Beziehungen zwischen den Elternteilen oder durch Niedergeschlagenheit geprägte Interaktionen zwischen den Familienmitgliedern (vgl. 7. Familienbericht 2006: 130) können als Risikofaktoren gesehen werden, die einem entspannten Familienklima im Wege stehen. Das Herstellen eines verlässlichen Betreuungsarrangements, welches auch den Überzeugungen der Elternpersonen entspricht, zählt zu einer der größten Herausforderungen im Familienleben von Professorinnen und Professoren.

Die interviewten Elternteile der vorliegenden Untersuchung wählen unterschiedliche Betreuungsmodelle, die sich auch aus den persönlichen Lebenssituationen ergeben (z.B. Familienstand oder -modell, Anzahl/Alter der Kinder, Entwicklungsstufe im beruflichen Kontext). Der überwiegende Teil der Mütter favorisiert für die Kinderbetreuung die Verwandten- und Nachbarschaftshilfe. Steht diese nicht zur Verfügung, werden Betreuungsarrangements mit Kinderfrau, Haushaltshilfe und/oder Au-pair Mädchen gewählt. Das Bestreben, den Alltag mit Kind erst einmal mit bekannten Personen zu organisieren, findet sich als ein Ergebnis auch in anderen Studien wieder. So weisen MACHA et.al ebenfalls darauf hin, dass den Wissenschaftlerinnen ihres Samples die Delegation von Aufgaben im Haushalt an bezahlte Kräfte leichter fällt als die Delegation der Kinderbetreuung (vgl. ebd. 2000: 220). Neben finanziellen Erwägungen scheint bei einem Teil der Mütter der vorliegenden Untersuchung das Wissen, dass die Kinderbetreuung durch vertraute Personen erfolgt, eher das Gefühl von Wohlergehen bei dem Kind bzw. den Kindern zu befördern.

Viele der befragten Elternteile achten bei der Gestaltung des Familienalltages darauf, dass sie sich aktiv in die Organisation des kindlichen Alltages einbringen können. Hierzu zählen bspw. die Mitwirkung an Fahrgemeinschaften oder auch privat gegründete Kindereinrichtungen, die auf eine verlässliche Mithilfe der Eltern angewiesen sind.

„(Unser Kind) hatte immer jemanden von den Nachbarn mit im Kindergarten. Also das zog sich durch den ganzen Kindergarten durch. ... Da haben wir uns sehr entlastet. Ich musste nie – sagen wir mal – die zehn Fahrten in der Woche alleine durchführen. Also das waren vielleicht zwei – drei Fahrten in der Woche, weil man sich das schön teilen konnte. Da muss

ich sagen, da hatten wir eine sehr große Entlastung, weil wir dann zu drei bzw. vier Müttern waren. Natürlich mussten wir das Ganze koordinieren. Ich habe dann so ein Excel-Sheet aufgestellt, wer wann fährt. Ja, das muss festgelegt sein, das muss klar sein. Und dann gibt man sein Kind da ab und dann lief das. Während der Grundschulzeit war das genauso. Die Kinder waren gut befreundet und auf der gleichen Schule wie (unsere Tochter). Dadurch hatten wir auch die Fahrgemeinschaft. Also, das war optimal“. (Frau D., Mutter eines Kindes)

„Bei unserem (ersten Kind) hatten wir Unterstützung durch die Großeltern und eine Großmutter, die so einen Tag in der Woche sich mit kümmerten. Dann hatten wir sehr früh mit anderen Eltern zusammen eine Kinderbetreuung organisiert. Also von 9.00 Uhr bis 14.00 Uhr. Das war in Deutschland so damals nicht erlaubt. Weil wir in XXX lebten, sind wir dann über die Grenze nach YYY gegangen, haben da einen Raum gemietet und eine Erzieherin eingestellt. Wir haben die Kinder, es waren so sechs bis sieben Kinder, gemeinsam betreuen lassen von der Erzieherin und immer ein Elternteil dabei. Das Elternteil war zuständig für die Ernährung und das hat bis zum Kindergarten geklappt“. (Frau E., Mutter von zwei Kindern)

Mit der Übernahme von Kinderversorgungsaufgaben zeigen die Eltern, dass sie trotz ihres Eingebundenseins im Hochschullalltag, Verantwortung für ihr Kind bzw. ihre Kinder und deren Lebenswelt übernehmen wollen. Sie suchen sich ihre Nischen, um sich am kindlichen Alltag mit seinen spezifischen Abläufen beteiligen zu können. Kein Gesprächsbeitrag lässt vermuten, dass – zur eigenen Entlastung oder auch wegen mangelndem Interesse an der kindlichen Lebenswelt - ein eher „höfisch“ anmutendes Eltern-Kind Arrangement hergestellt wird, indem das Kind in einer von den Eltern separierten Lebenswelt aufwächst. Die aktive Teilnahme an bestimmten Alltagsabläufen des Kindes gewährt den Eltern Einblicke in den sozialen Bezugsrahmen des Kindes und fördert ein positives Gefühl für die eigene Rolle als Mutter bzw. Vater:

„Ich persönlich muss sagen, ich fand das sehr angenehm mehr Freizeit zu haben und auch gewisse Aktivitäten, wenn die Kinder irgendwo nachmittags zum Sport ... oder sonst etwas

war, das so mitzuerleben. Hinbringen oder Abholen oder auch dabei zu sein, wenn sie irgendwo spielen oder sonst was. Ja, das fand ich prima“. (Herr X., Vater von zwei Kindern)

Einige Mütter und Väter beschreiben darüber hinaus, dass sie aktiv Gelegenheiten herstellen, die eine exklusive Beziehung zu ihrem Kind bzw. ihren Kindern betonen. Dieses Herstellen eines besonderen Raumes, der nur dem Kind vorbehalten ist, kennzeichnet das Beziehungsbemühen zwischen den befragten Elternteilen und ihrem Kind:

„Ja, wo ich ihn begleiten kann. Also er macht einerseits viel Sport, dann geht er zu den Pfadfindern, da gehe ich natürlich nicht mit. Bei beiden Sachen nicht. Was ich aber schon mache, was heißt ... eigentlich mache ich das nur mit ihm ... ist Musik. Also er spielt E-Gitarre und dann übe ich mit ihm zusammen“. (Herr V., Vater von einem Kind)

„Wir haben ein Abendritual, das ist natürlich jetzt mit (mehreren Kindern) schon heftig. Zuerst mal (der Kleine), der kriegt etwas vorgelesen, eine kurze kleine Geschichte und eigentlich würde ich gerne mit dem noch Knuddeln und Schmusen. ... Aber immerhin eine halbe Stunde bleibt. Dann kommen die anderen zwei, dann lese ich da eine Geschichte vor. (Der Größere) will dann aber schon selber etwas vorlesen und das zieht sich dann immer alles. Das braucht dann noch mal eine Stunde“. (Frau F., mehrfache Mutter)

Trotz der knapp bemessenen Zeit, die den Elternteilen zur Verfügung steht, schaffen sie Räume im Zusammenleben mit ihrem Kind bzw. ihren Kindern, die Interaktionsprozesse zwischen den Familienmitgliedern befördern. Das besondere Kennzeichen dieser gemeinsamen Zeit ist nach SCHIER und JURCZYK dadurch gegeben, dass Gelegenheiten bereitgestellt werden, die „qualitativ gefüllt“ sind „mit Kapazitäten für Aufmerksamkeit und Gefühlen“ (ebd. 2007: 11). Diese emotionale Bezogenheit wird zum einen durch aufmerksames Zuhören erreicht, indem das Kind die Möglichkeit hat über seine Belange zu berichten, zum anderen zählen hierzu aber auch körperbezogene Handlungen wie Schmusen oder Toben.

4.2.6 Zusammenfassung

Bei ca. einem Drittel der weiblichen Interviewten kann eine eher zögerliche Einstellung bei der Realisierung der Familiengründung festgestellt werden, die durch eine indifferente Haltung gegenüber dieser Veränderung im Leben gekennzeichnet ist. Neben diesen weniger geplanten Entscheidungen Mutter zu werden, zeigt ein weiterer Teil der Befragten ein sehr planvolles Verhalten, um den Kinderwunsch realisieren zu können. Demgegenüber verweisen die Beiträge bei der Familienerweiterung durchgängig auf ein vorausschauendes Handeln, indem genau geprüft wird, ob das eingerichtete Lebensarrangement einer weiteren Umstellung gewachsen ist. Die Gesprächsbeiträge der Väter geben keine Hinweise darauf, dass sich tiefgreifende Unsicherheiten bei der Realisierung des Kinderwunsches einstellen. Das Hauptaugenmerk liegt bei den männlichen Befragten auf dem Einrichten der wirtschaftlichen Absicherung der Familie. Mit Geburt des ersten Kindes erhöht sich der Druck für Väter, die Statuspassagen möglichst zügig zu durchlaufen.

Etwas mehr als die Hälfte der Interviewten befindet sich bei der Familiengründung in der arbeitsintensiven Qualifikationsphase. In dieser Gruppe werden von einem Teil der Befragten wiederholt Situationen beschrieben, in denen das Vorantreiben des Karriereweges einen zeitintensiven Kontakt mit dem Kind erheblich erschwert. Aber auch Mütter, die sich bereits eine Professur erarbeitet haben, berichten über erhebliche Schwierigkeiten, einen Lebensraum für sich und das Kind einzurichten, der ihren Wünschen entspricht.

Mit Ausnahme der beiden Mütter, die in Partnerschaften mit Rollentausch leben, liegt die Alltagsorganisation überwiegend in Frauenhand. Ein eher traditionelles Verständnis von Zuständigkeiten im Familienleben kann auch für die Elternteile der vorliegenden Studie festgestellt werden.

Die Sicherstellung eines möglichst reibungslosen Alltags ist ein grundlegendes Anliegen der Interviewten. Hierbei bevorzugen fast alle Elternteile, die in festen Partnerschaften leben, private Lösungen, um eine verlässliche Betreuung des Kindes bzw. der Kinder einzurichten.

4.3 Eltern als Bildungsträger

In dem vorherigen Abschnitt wurden Angebote aufgezeigt, die von den befragten Elternteilen bereitgestellt werden, um Einfluss auf und Einsicht in die kindliche Lebenswelt

nehmen zu können. Die Analyse der Interviewbeiträge dokumentiert, dass aus Sicht der Eltern das Herstellen von günstigen Entwicklungsarrangements neben

- dem Einrichten eines zuverlässigen Alltages,
- der Einsichtnahme in Abläufe der kindlichen Lebenswelt,
- der Bereitschaft, dem Kind emotionale Zuwendung zu geben, auch
- die Vermittlung von sozial- und leistungsbezogenen Kompetenzen

beinhaltet. Aufgrund ihres Berufes können die Interviewten der vorliegenden Studie den Elternteilen zugeordnet werden, die über bildungsfördernde Ressourcen (vgl. Kap. 2.4) verfügen. Bildungsfördernde Ressourcen beinhalten neben dem konkreten Einwirken auf die schulischen Leistungen, die unter dem Begriff schulbezogene Aktivitäten zusammengefasst werden können, das Herstellen eines anregenden Umfeldes, indem das Kind bzw. die Kinder in der Entwicklung sozialer und kognitiver Kompetenzen die elterliche Unterstützung erfahren. Weitere Bedingungen, die auf den Erwerb von sozial- und leistungsbezogenen Kompetenzen Einfluss nehmen, werden durch das elterliche Erziehungsverhalten und familienstrukturellen Merkmalen vorgegeben (vgl. WILD / HOFER 2002: 225). Bezogen auf die Entwicklung sozialer und kognitiver Fähigkeiten wird in wissenschaftlichen Diskursen dem autoritativen Erziehungsstil (vgl. Kap. 2.3)) übereinstimmend eine herausragende Position zugewiesen. Darüber hinaus prägen Merkmale der Familienstruktur wie der Bildungsstand der Eltern, die Art des Familienmodells und die Anzahl der Kinder die Bedingungen, in denen sich lern- und leistungsrelevante Entwicklungsprozesse vollziehen (vgl. ebd.: 225).

In dem folgendem Abschnitt werden zunächst Einstellungen und Handlungsweisen vorgestellt, die die befragten Mütter und Väter nutzen, um ihren Kindern ein anregungsreiches Umfeld bereitzustellen. In einem nächsten Schritt erfolgt die Analyse von schulbezogenen Aktivitäten, die sich sowohl auf konkrete Hilfestellungen im Familienalltag beziehen (Hausaufgabenkontrolle, Abfragen von Vokabeln etc.) als auch auf das Einwirken und Beteiligtsein an dem schulischen Leben des Kindes.

4.3.1 Merkmale der familialen Entwicklungs- und Lernumwelt

Der Wunsch oder auch das Bestreben, den Kindern eine entwicklungsfördernde Umwelt zu schaffen, scheint ein selbstverständliches Anliegen der befragten Elternteile zu sein. Hierbei geht es zunächst darum, Fähigkeiten und Interessen des Kindes zu erfassen wie dies von der zweifachen Mutter Frau H. beschrieben wird:

„Ja, ich denke mal dann ..., ja, was brauchen sie zur Entwicklung. Ja, irgendwie Anreize, was man machen kann. Herausfinden, was sind ihre Interessen. Möchten sie was Musikalisches machen, möchten sie was Sportliches machen? Wann, wo möchten sie was machen? Lesen sie gerne oder kriegen sie gerne was vorgelesen und so? Dass man einfach versucht, da irgendwo dann die Dinge, die kommen, aufzugreifen und dann eben die Entwicklungsmöglichkeiten zu geben. Ansprechbar zu sein. Ich denke, das ist so wichtig für die Kinder“.

Dieser Blick auf kindliche Entwicklungsmöglichkeiten richtet sich auf das Wahrnehmen von Vorlieben und Interessen des Kindes bzw. der Kinder, die im Alltagsleben der Familie möglichst aufgegriffen werden. Das Eingehen auf und die Wertschätzung von kindlichen Fähigkeiten und Interessen, die nicht unmittelbar auf eine schulische Förderung bezogen sind, tragen dazu bei, dass Eigenständigkeit und Selbstvertrauen entwickelt werden können. Gleichwohl zählen diese Eigenschaften zu den Kompetenzen, die bei der Bewältigung von schulischen Anforderungen eine hilfreiche Rolle spielen. Dem jeweiligen Entwicklungsalter des Kindes entsprechend, nehmen die Eltern in ihrer Funktion als „Arrangeure von Entwicklungsgelegenheiten“ Einfluss auf die Genese von lern- und leistungsrelevante Ressourcen. In allen Interviewbeiträgen finden sich Beispiele, die auf einen hohen Anregungsgehalt im Familienleben hinweisen. Immer wieder werden Situationen gesucht und hergestellt, die sich positiv auf die kindliche Lern- und Entwicklungsumgebung auswirken:

„Dann prägt es natürlich mal mit dem Papa nach XXX zu fahren. Ja und da gibt es einen Roboter, also Roboter über Sprachsteuerung, die einschenken und dann durfte (unser sechsjähriges Kind) selber mal mit einer Mitarbeiterin etwas programmieren und dann

Roboter bewegen usw. ... (Bw8) Dann gibt es bei uns (zu Hause) ..., mein Mann hat mit (unserem Kind) einen Miniroboter gelötet. Das heißt, ja, ich denke es ist schon ein Unterschied von Anfang an. Er wechselt Batterien, Lampen, usw.“ (Frau F., mehrfache Mutter)

„Ich versuche, viel mit ihm zu unternehmen, ohne dass wir am Wochenende nur noch institutionelle Freizeit machen. Wir waren jetzt mal in einem Familienkonzert oder gehen in den Park, in den Zoo oder irgendwo sonst so hin.“ (Frau A., Mutter eines Kindes)

Beide Beiträge vermitteln ein elterliches Bestreben, dem Kind bzw. den Kindern ein familiales Umfeld bereitzustellen, indem die Kinder zu Aktivitäten ermuntert werden und durch die Elternteile Anregung und Unterstützung erfahren. Der Wunsch, dass das Kind eine anregungsreiche Umwelt vorfindet, die den jeweiligen individuellen Entwicklungsmöglichkeiten entspricht, stellt für den überwiegenden Teil der interviewten Mütter und Väter ein zentrales Thema dar. Um diese Entwicklungsmöglichkeiten herzustellen, vertrauen die Elternteile vornehmlich auf eigene Fähigkeiten, insbesondere dann, wenn es um die Förderung von kognitiven Kompetenzen geht. Im vorherigen Abschnitt konnten bei einem Teil der Gesprächspartnerinnen und -partner bereits Zweifel gegenüber öffentlich geleiteten Betreuungsangeboten festgestellt werden. Diese setzen sich bei der Frage nach der geeigneten Förderung für das Kind fort wie die Aussage von Frau H. veranschaulicht:

„Also wir waren ganz normal von 3 Jahren bis zur Einschulung im Kindergarten, aber eben auch nur dann von 9.00 Uhr bis 14.00 Uhr, eben nicht ganztags. Es war uns schon eigentlich wichtig, weil wir dachten, irgendwie können wir da schon etwas mehr vermitteln. Also ich denke schon, dass das nicht verkehrt ist. Was nicht heißt, dass ich jetzt die Kinderbetreuung auswärts total schlecht einschätze oder so. Also ich denke, das ist schon auch eine wichtige Sache und ich würde mir da auch viel mehr Unterstützung, Entwicklung, Professionalisierung und Verbesserung und ich weiß nicht was wünschen. Aber es muss erst noch wachsen. Ich denke, noch ist es nicht in jedem Kindergarten so von der Förderung her, dass es einem Kind gut geht“.

Die generell hohe Bedeutung, die Frau H. den elterlichen Fähigkeiten bezogen auf die Förderung von sozialen und kognitiven Kompetenzen zuschreibt, konkurriert mit der Bewertung von Angeboten, die das Kind außerhalb des elterlichen Umfeldes sammeln kann. Grundsätzlich werden auch der nichtelterlichen Betreuung Kompetenzen zugesprochen, die der Förderung eines Kindes zuträglich sind – *„Was nicht heißt, dass ich jetzt die Kinderbetreuung auswärts total schlecht einschätze oder so“*. Dennoch wird ein Umgang priorisiert, der den Eltern bei dem Einrichten eines anregungsreichen Lernumfeldes qualitativ bessere Verhaltensweisen zuschreibt. Entsprechend kritisch werden die Möglichkeiten eingeschätzt, die dem Kind außerhalb des elterlichen Umfeldes zur Verfügung gestellt werden – *„weil wir dachten, irgendwie können wir da schon etwas mehr vermitteln“*. Der überwiegende Teil der befragten Elternteile misst der eigenen Mitwirkung beim Herstellen von leistungsfördernden Situationen einen hohen Stellenwert zu und ist hier von den eigenen Kompetenzen überzeugt. Ebenfalls wird der Einfluss des eigenen Verhaltens richtungsweisend für die Förderung von lern- und leistungsrelevanten Fähigkeiten angesehen:

„Sie sieht eben das Verhalten von uns, dass ich eben auch da sitze, viel lerne und das übernimmt sie sich dann auch für sich. Also sie hat das ... es ist auch so, wir haben keinen Fernseher zu Hause, also es ist jetzt nicht so, dass wir jeden Abend irgendwie da immer da vor dem Fernseher sitzen. Das sieht sie ja auch, dass wir das nicht machen und das hat natürlich auch einen Einfluss ... Gut, sie hat den Computer, sie spielt ihre Spielfilme dann da ab und wir versuchen das dann auch einzuschränken. Sie lernt auch mit dem Computer Englisch Vokabeln und solche Dinge. Es bleibt ja nicht aus, aber wir versuchen – so weit wie es geht – zu beschränken“. (Frau D., Mutter eines Kindes)

„Aber es kommt auch die Komponente meines Berufes rein, wenn ich z.B. lieber Bücher lese als Fern zu sehen. Das heißt, die Kinder sehen so gut wie gar nichts außer der Sendung mit der Maus“. (Frau F., mehrfache Mutter)

Die Aussagen verweisen auf ein familiales Lernklima, das eng mit der eigenen Arbeitshaltung verbunden ist – *„Sie sieht eben das Verhalten von uns, dass ich eben auch da sitze, viel lerne ...“*, *„Aber es kommt auch die Komponente meines Berufes rein, wenn ich*

z.B. *lieber Bücher lese ...*“. Die eigene Bereitschaft auch im häuslichen Milieu für das berufliche Fortkommen „zu lernen“, wird von beiden Wissenschaftlerinnen als prägend für die kindliche Einstellung gegenüber dem Erwerb von lern- und leistungsrelevanten Kompetenzen angesehen. Damit einhergehend findet ein aufmerksamer Umgang mit Medien wie Fernsehen, Computer, Game-Boy etc. statt, indem die Nutzung dieser Medien von den Müttern geleitet und begrenzt wird.

Das Wissen um die Gefahren eines zu großen Medienkonsums ist bei allen Elternteilen der vorliegenden Studie gegeben und stellt gerade für Eltern mit Schulkindern einen „Dauerbrenner“ unter den Diskussionsthemen dar. Herr V. gibt einen Einblick über alltägliche Auseinandersetzungen, die den regulierenden Umgang mit diesen Medien begleiten können:

„Ja, eine Stunde, das sage ich ihm immer. Aber dann geht das los. Dann geht es dann einen Tag mal nicht eine Stunde aus irgendwelchen einsichtigen Gründen. Dann wird schon rumgehandelt: 'Kann ich denn am nächsten Tag nicht eineinhalb Stunden?' Oh ne! Es ist sowas Schlimmes, ich kann es nicht mehr hören, wirklich. Da bin ich wirklich ... an der Stelle bin ich so ... ist mein Nervenkostüm so knapp an der Grenze“.

Auch wenn das Durchsetzen von Regeln, die den Umgang mit neuen Medien strukturieren, oftmals als ausgesprochen mühevoll erlebt wird, übernimmt der überwiegende Teil der befragten Eltern die Verantwortung für diesen Ausschnitt der kindlichen Lebenswelt und setzt die eigenen Vorstellungen im familialen Alltag durch:

„Ich bin der Hüter des Medienkonsums. ... Wann immer ich zu Hause bin, schau ich schon relativ genau hin, dass die Fernsehzeiten eingehalten werden, dass die Nintendo Zeiten eingehalten werden“. (Herr W., mehrfacher Vater)

Der maßvolle Umgang des Kindes mit technisierten Medien steht aus Sicht der befragten Elternteile in engem Zusammenhang mit einer lern- und kompetenzfördernden Familienumwelt. Der Einfluss von Medien auf kindliche Entwicklungsprozesse ist vielfach nachgewiesen und misst der elterlichen Führung und Einstellung bezogen auf den Umgang

mit der Medienvielfalt eine bedeutsame Rolle zu. So verweist der Wissenschaftliche Beirat für Familienfragen hierbei auf ressourcenabhängige Zusammenhänge, die sich in unterschiedlichem Mediennutzungsverhalten in Familien abbilden (Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2005: 94f.). Im Rückbezug auf Befunde der Shell-Studie 2000 wird dargestellt, dass Heranwachsende ressourcenarmer Familien über ein wenig ausgeprägt selektives und eher orientierungsloses (vgl. PEUCKERT 2008: 150) Auswahlverhalten bei der Wahl von Sendungen bzw. deren Inhalten verfügen. Der im Vergleich hohe Fernsehkonsum geht oftmals mit einem anregungsarmen Familienleben einher, indem Medieninhalte selten einer kritischen Reflektion unterzogen werden. Demgegenüber steht das Medienverhalten ressourcenreicher Familien. Eltern aus diesem Milieu nutzen ihren Einfluss, indem sie gezielt Zugänge zu und Inhalte von Medien auswählen. Neben dem Unterhaltungswert, der durch die Nutzung der Medien gegeben ist, kann der Zugang zu diesen Medien so auch eine bildungsförderliche Funktion übernehmen⁴⁴. Dieses letztgenannte Mediennutzungsverhalten trifft auf den überwiegenden Teil der in der vorliegenden Studie befragten Elternteile zu. Charakteristisch ist, dass sie großen Wert darauf legen, ihren Kindern bei der Auswahl von Medieninhalten und dem zeitlichen Umfang der Mediennutzung eine Orientierung zu geben.

Ein weiterer Aspekt, der als Einflussfaktor für die Entwicklung schulischer Kompetenzen gilt, liegt in dem Gebrauch der Sprache im Familienalltag. Aufgrund ihres Berufes verfügt die Untersuchungsgruppe hier über ein hohes Kompetenzniveau, da der berufliche Alltag über das Halten von Lehrveranstaltungen, Vorträgen, etc. oder dem Verfassen von wissenschaftlichen Arbeiten in hohem Maße von einem mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauch geprägt ist. Die Wertschätzung, die einem sicheren Umgang mit Sprache entgegengebracht wird, ist Bestandteil des familialen Alltages, worauf die nachfolgenden Interviewpassagen hinweisen:

⁴⁴ Die Autorengruppe des wissenschaftlichen Beirats zitieren hierzu Anderson, Huston, Schmitt, Linebarger und Wright (2001), die in ihrer Langzeitstudie nachweisen konnten, dass sich der Bildungsinhalt - der im Verlauf von Kindheit zum Jugendalter gesehenen Fernsehsendungen - als prädikativ für die Schulnoten erweist (vgl. ebd.: 95). Dieser Einfluss besteht unabhängig vom elterlichen Bildungsniveau und dem vorhandenen Einkommen.

„Beide Kinder sind sehr sprachmächtig. Bei uns wird viel geredet, gesprochen und also, dass sie die Sprache haben als Mittel zu fasst allem wie ich glaube. Es ist ein Mittel zum Verstehen, zum Lernen, auch zur Macht“. (Frau E., Mutter von zwei Kindern)

„Das heißt also, wenn es um Gespräche beim Frühstück geht, sofern da jemand in der Lage ist zu reden oder ganz deutlich bei den gemeinsamen Essen, da bin ich halt immer Sprachpolizei: `Wie hast Du denn das jetzt gemeint und versuch, das noch einmal zu sagen`. Also da versuche ich die Kinder zu fordern und da wird also auch viel, viel reflektiert“. (Herr W., mehrfacher Vater)

Sowohl Frau E. als auch Herr W. nutzen ihre Kompetenz, um ihren Kindern einen möglichst sicheren und auch anspruchsvollen Umgang mit Sprache zu vermitteln - „... und da wird also auch viel, viel reflektiert“, „Es ist ein Mittel zum Verstehen, zum Lernen, auch zur Macht“. Die benutzten Begrifflichkeiten von `Macht` und `Reflektion` verweisen auf einen Rückbezug der Elternteile auf eigene Erfahrungen, die der beruflichen Welt zuzuordnen sind. Die Bedeutung und Wertigkeit von Sprache, die durch den beruflichen Alltag geprägt wird, ist Bestandteil der familialen Alltagsgestaltung und fließt als eine wichtige Ressource in die schulische Kompetenzentwicklung der Kinder ein.

4.3.2 Merkmale der schulbezogenen Aktivitäten

Alle Elternteile fühlen sich für die schulische Entwicklung des bzw. der Kinder verantwortlich. Im Gegensatz zur Hausarbeit wird „das Kümmern um Bildung“ nicht delegiert. Die Bereitschaft auf Seiten der Eltern, in diesem Entwicklungsbereich wirksam zu werden, ist offensichtlich und führt dazu, dass schulbezogene Aktivitäten selbstverständlich in den familialen Alltag eingefügt werden. Fast alle Interviewten berichten über Gelegenheiten, die sie einräumen, um dem Kind bei dem Erwerb schulbezogenen Wissens Hilfestellung zu geben.

„(Mein Mann) hat... während der Schulzeit hat man sich das Vokabelabfragen irgendwie hin und her geschoben. Oder diese Abfragerei mit den Lateinvokabeln, wenn wir am Wochenende mal unterwegs waren, nach XXX, die Familie besuchen oder sonst wie, da

haben wir immer im Auto irgendwie mit Lateinvokabeln rumgemacht.“ (Frau B., Mutter eines Kindes)

„Es ist eben auch..., ich weiß auch viel, ich kann ein bisschen Französisch, ich kann ihr Grammatik erklären und weiß auch sonst eine ganze Menge, außer neulich Wirtschaftskrise. ... Also Papa ist für Mathe, Naturwissenschaften und Englisch zuständig. Und ich für Französisch, Latein und geistige Geschichte, solche Sachen. Da interessiert sie sich auch sehr. Also das ist schon [prima].“ (Frau G., Mutter eines Kindes)

Bei der schulischen Unterstützung des Kindes profitieren die Eltern zum einen von dem Wissen, das sie sich auf dem eigenen Bildungsweg angeeignet haben. Zum anderen bewegen sie sich durch ihren beruflichen Alltag in einem Kontext, der durch die Vermittlung und dem Generieren von Wissen geprägt ist. Bildung stellt für die Eltern ein zentrales Thema in ihrem Lebensalltag dar, das auch als Bestandteil im alltäglichen Zusammenleben mit dem Kind wirksam wird. Einen Schwerpunkt bezogen auf schulförderliche Aktivitäten legen die Eltern hierbei auf die Kontrolle von bzw. Hilfe bei Hausaufgaben und dem Abfragen von Vokabeln. Eigene Vorstellungen über das kindliche Arbeits- und Lernverhalten werden im Alltag möglichst umgesetzt und stehen in engem Zusammenhang mit elterlichen Bildungs- und Leistungserwartungen. Eine kritische Überprüfung der schulischen Unterstützungsleistungen durch andere Personen gehört mit zu den elterlichen Aufgaben wie Herr V. darlegt:

„Ja, wir haben immer noch dieselbe Kinderfrau, leider kann die die Hausaufgabenbetreuung nicht übernehmen, weil sie das nicht richtig hinkriegt. Auch nicht streng genug ist, die ist einfach zu lieb ...“.

Für Herrn V. erscheint die Kontrolle durch die Kinderfrau nicht ausreichend, um aus Elternsicht eine angemessene Arbeitshaltung beim Kind zu befördern – „..., weil sie das nicht richtig hinkriegt“. Die Aussage verweist auf klare Vorstellungen bezogen auf die Qualität der häuslichen Hausaufgabenbetreuung als auch auf Ansprüche an die kindliche Arbeitshaltung wie Hausaufgaben erledigt werden sollen.

Die schulische Entwicklung der Heranwachsenden wird von den befragten Elternteilen aufmerksam verfolgt. Hierzu gehört auch ein wacher Blick auf Schwierigkeiten, die sich im Verlauf des Schulbesuchs einstellen können. Als Beispiele hierzu werden in der vorliegenden Untersuchung Lese-Rechtschreibschwächen, Mängel bei Fremdsprachenkenntnissen oder Probleme genannt, die sich auf das soziale Wohlbefinden des Kindes im Schulalltag beziehen.

Bisher wurden schulbezogene Aktivitäten im Elternhaus beschrieben, die sich auf die elterliche Einflussnahme im häuslichen Umfeld beziehen. Darüberhinaus legt der überwiegende Teil der befragten Eltern auch Wert darauf, den Kontakt zu Schule und Lehrpersonen herzustellen. Das „Sichtbarwerden“ in diesem Kontext stellt ein weiteres Merkmal von schulbezogenen Aktivitäten dar. Der folgende Interviewausschnitt gibt ein Beispiel für elterliches Engagement im schulischen Bereich:

„Elternabende haben wir versucht immer gemeinsam wahrzunehmen, das ist ja abends. Um das Stricken, Schwimmgehen und dergleichen mehr, habe ich versucht, mich zu drücken. Da bin ich ganz selten einmal hingegangen, um da mal aufzuschlagen. Nach dem Motto, sie hat nicht nur eine Rabenmutter. Aber ich habe dann schon als es in der Grundschule darum ging ein bisschen was Naturwissenschaftliches im Sachunterricht zu machen und die Lehrerin sich das bekanntermaßen nicht zutraute, schon gar nicht, wo sie wusste, dass sie so eine Mutter in ihrer Klasse hatte, da habe ich dann mal zwei Stunden den Unterricht da gemacht. Oder ich habe auch bei Sommerfesten oder so am Wochenende dann versucht, das irgendwie mit Kuchen backen gerade zu ziehen. Aber in der Woche bin ich selten bis nie zum Stricken gegangen. Also in der Grundschule wird man ja gern eingespannt“. (Frau B., Mutter eines Kindes)

Frau B. gelingt es, einen Kontakt zwischen Elternhaus und Schule herzustellen, der das elterliche Interesse an dem schulischen Leben dokumentiert. Gleichzeitig werden Felder für das elterliche Schulengagement gesucht, die sich relativ störungsfrei in den alltäglichen Tagesablauf einfügen (Elternabende, Wochenendaktivitäten). Zudem können Professorinnen und Professoren wiederum auf berufsbezogene Kompetenzen zurückgreifen und übernehmen

sporadisch kleinere Unterrichtseinheiten, was in der vorliegenden Untersuchung auf drei Befragte zutrifft.

4.3.3 Zusammenfassung

Die Analyse verweist eindrücklich auf eine hohe Übereinstimmung der in Kapitel 2.4 vorgestellten Befunde. In ihrem Bemühen das Kind an gewünschten und durchaus auch zu erwartenden Bildungsprozessen teilhaben zu lassen, werden von den interviewten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bildungsfördernde Arrangements im Zusammenleben mit ihren Kindern hergestellt, indem sie

- für ein anregendes Umfeld sorgen, das - soweit möglich - die Interessen des Kindes (Sport, Musik, Lesen, Technik etc.) aufgreift und fördert,
- sie sich ihrer Vorbildfunktion bewusst sind, wenn sie vermitteln, dass auch sie noch „lernen“,
- das Kind aktiv auf seinem Bildungsweg begleiten (Hausaufgabenkontrolle, Bildungsangebote)
- und im schulischen Milieu sichtbar werden (Kontakt zur Schule/Lehrern: Übernahme von Unterrichtseinheiten, Teilnahme an Elternabenden, etc.).

Die zentrale Stellung, die Bildung in der Lebenswelt von Professorinnen und Professoren einnimmt, zeigt sich im familialen Alltag gegenüber Erwartungen bezogen auf Leistungsbereitschaft und Arbeitsverhalten des Kindes bzw. der Kinder und Wünschen bezogen auf einen aussichtsreichen Bildungsweg der Heranwachsenden. Die Herstellung von entwicklungsfördernden Gelegenheiten und die konkrete Einflussnahme auf schulische Lernprozesse kennzeichnen diesen Bereich des elterlichen Verhaltens. Aus Elternsicht gesehen berührt die schulische Entwicklung des Kindes besonders zwei Aspekte der eigenen Lebenswelt. Zum einen verfügen die Elternteile über die Erfahrung, dass Bildung zu einem als erfolgreich wahrgenommenen und sinnstiftenden Berufsleben verhelfen kann. Zum anderen finden Eltern über eine als gelungen bewertete Schullaufbahn des Kindes auch eine Bestätigung ihrer Bemühungen, dem Kind möglichst günstige Entwicklungsbedingungen bereitgestellt zu haben. Hinweise hierzu finden sich vor allem in Interviews von Eltern mit

erwachsenen Kindern. Alle Eltern, deren Kinder einen akademischen Werdegang einschlagen, berichten erfreut und auch mit Stolz über diese Entwicklung. Der Bildungsabschluss der erwachsenen Kinder scheint eine Bestätigung darzustellen, dass sie „trotz“ ihres Engagements als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler auch ihre Rolle als Eltern erfolgreich bewältigt haben. An dieser Stelle könnten weiterführende Untersuchungen dazu beitragen, mehr über Zusammenhänge zwischen kindlichen Bildungsverläufen und erlebter Elternkompetenz zu erfahren. Damit geht die Frage einher, ob Eltern mit akademischer Ausbildung in ihrer Funktion als Bereitsteller von Entwicklungsgelegenheiten Gefühle von Insuffizienz erleben, wenn die Bildungskarriere nicht den gewünschten Verlauf nimmt und der Schulabschluss des Kindes zunächst einmal einen akademischen Werdegang ausschließt.

4.4 Karriere und Elternschaft

Der vierte Merkmalsraum zeigt Sichtweisen der Eltern auf, die das Zusammenspiel von wissenschaftlicher Karriere und das Erleben ihrer Rolle als Mutter bzw. Vater beschreiben. Die Analyse zeigt, dass aus Elternsicht drei Schwerpunkte diesen Themenkomplex rahmen, so dass sich die Ergebnisdarstellung an diesen Bereichen orientiert. Zunächst wird aus Elternsicht der Einfluss dargestellt, den ein Leben mit Kind(ern) auf die berufliche Karriere nimmt. Danach erfolgt ein Perspektivwechsel, indem der Frage nachgegangen wird, wie die Eltern den Einfluss der wissenschaftlichen Karriere auf ihre Rolle als Elternteil und auf die Entwicklung des Kindes bzw. der Kinder bewerten. Abschließend erfolgt eine Einschätzung der befragten Elternteile, die sich auf die Auswirkung von gelebter Elternschaft im Hochschulbereich und hierbei auch auf Unterschiede im Erleben der Geschlechter bezieht.

4.4.1 Der Einfluss des Lebens als Mutter bzw. Vater auf die wissenschaftliche Karriere

Zunächst wird der Einfluss, dem ein Leben mit Kind(ern) auf die wissenschaftliche Karriere zugewiesen wird von der Untersuchungsgruppe als wenig bedeutsam beschrieben. Alle Befragten haben ihr Karriereziel Professur erreicht und beschreiben das Erreichen dieses Karriereziels als stetes Vorwärtkommen im beruflichen Verlauf. Diese Einschätzung

entspricht den in Kap. 2.1 dargestellten Befunden, die dem Leben mit Kind(ern) bezogen auf den Verlauf der wissenschaftlichen Karriere einen eher geringen Einfluss zuschreiben. Gerade die zu Beginn mit Hilfe der „Lebenskurve“ erhobenen Daten verweisen aus Elternsicht auf eine höchst zufriedenstellende Entwicklung ihres Karrierewegs, der durch die Geburt eines Kindes keine gravierenden Nachteile erfahren hat.

Im weiteren Verlauf der Interviews erhielten die Interviewten durch die Frage „Haben Sie das Gefühl, dass Ihre Entscheidung für ein Kind Ihren Karriereweg beeinflusst hat?“ die Gelegenheit, diese Einschätzung genauer zu hinterfragen. Die Auswertung zeigt, dass bei „genauerem Hinsehen“ und intensiver Auseinandersetzung mit der Fragestellung zumindest ein Drittel der Befragten die zunächst als wenig einflussreich beschriebenen Auswirkungen einschränken und relativieren:

„Also tendenziell ... aus heutiger Sicht würde ich sagen eigentlich wohl nicht. Das lag aber an der Zeit. Also die Entscheidung für das Kind hat meine Habilitationszeit verlängert und meine internationale Sichtbarkeit verhindert, weil ich das nicht gemacht habe. Aber es gab in Deutschland in den ersten zehn Jahren, die ich (in meinem Fachgebiet) gemacht habe, sowieso nahezu keine Stellen. Das ist aber eine Situation, die zufällig zusammen gekommen ist. Im Nachhinein glaube ich, hätte es mir auch nichts genutzt, wenn ich damals noch mehr gemacht hätte, weil, es hätte mich nicht weiter gebracht. Es hätte an meiner Situation nichts geändert. Wenn das jetzt heute so wäre, würde ich sagen 'Ja, es dauert dann länger', weil ich das Kind schon ein wenig nach vorne geschoben habe. Ich bin nicht international unterwegs gewesen, über Wochen“. (Frau B., Mutter eines Kindes)

„Ich glaube, erstaunlicher Weise nein. Es gibt ... eben die Sorge davor hatte ich. Und deshalb hätte ich auch gedacht, wir warten noch oder wir lassen es und jetzt nicht noch eins, so spät... Aber das Leben mit den Kindern hat eigentlich dem Beruf und meiner Karriere keinen...also keine negativen Konsequenzen beschert“. (Frau E., Mutter von zwei Kindern)

Beide Mütter erleben den Einfluss von Elternschaft eher gering bzw. nicht negativ für die eigene berufliche Entwicklung - „... aus heutiger Sicht würde ich sagen eigentlich wohl nicht.“, „Aber das Leben mit den Kindern hat eigentlich dem Beruf und meiner Karriere

keinen...also keine negativen Konsequenzen beschert“. Dabei impliziert die Wortwahl ‘eigentlich’ eine gewisse Unsicherheit auf Seiten von Frau E., die eine andere Einschätzung zumindest theoretisch offen lässt, was sie im weiteren Verlauf ihrer Aussage durch - „*Ich glaube, erstaunlicher Weise nein*“ - nochmals besonders betont. Für beide Mütter scheint demnach ein anderer Verlauf des Karriereweges, der durch ein Leben mit Kind(ern) „störanfällig“ werden kann, durchaus denkbar, auch wenn der eigene berufliche Verlauf als erfolgreich eingeschätzt und erlebt wird. Eine insgesamt positive Bewertung der beruflichen Entwicklung schließt Störungen, die den Karriereweg betreffen, nicht aus. Dieser Zusammenhang wird von einem weiteren Teil der Interviewten geschildert, die der zunächst sehr positiv formulierten Einschätzung widersprechen bzw. aufzeigen, an welchen Stellen aus ihrer Sicht das Leben als Mutter bzw. Vater den eigenen Karriereweg beeinflussen kann. Die folgenden Interviewpassagen markieren Erlebensräume, die aus Perspektive der Elternteile einen störenden bzw. wenig förderlichen Einfluss auf den beruflichen Weg nahe legen:

„Ja, natürlich verläuft es anders, klar. ... Ich war vorher vier Monate des Jahres auf Reisen. Dadurch war ich international auch sehr bekannt. Ich habe dann all die Jahre eine Dienstreise im Jahr gehabt, zu der wichtigsten Tagung. Dadurch bin ich natürlich in Vergessenheit geraten, dadurch werde ich nicht zitiert, dadurch geht mein Index runter. Dadurch kriege ich ... also alles hängt dann hinten dran“. (Frau J., Mutter eines Kindes)

„Das ist schon sehr frustrierend finde ich und da spielen meine Kinder eine Rolle, weil ich in dieser Phase ziemlich viel schwanger war. Und natürlich bin ich nicht mit so vielen kleinen Kindern oder hochschwanger zu irgendwelchen Tagungen gefahren oder habe mich da exponiert ohne Ende. Oder habe Vertretungsprofessuren in ‘jwd’ angenommen, weil ich halt gesagt habe ‘nein, kleine Kinder zu Hause, geht nicht, will ich nicht’. ... Also das war schon...also das ist wirklich so ein Punkt, wo ich sage, da hat meine Mutterschaft deutlich meine Karriere beeinflusst.“(Frau K., mehrfache Mutter)

Die Interviewbeiträge geben Auskunft über den Einfluss, den ein Leben mit Kind(ern) auf den beruflichen Werdegang nehmen kann. Dieser wird von den Professorinnen an unterschiedlichen Stellen der beruflichen Karriere wahrgenommen. Frau J. erlebt eine

Verschlechterung ihres Status, den sie auf mangelnde Sichtbarkeit ihrer Person auf nationaler und internationaler Ebene zurückführt. Die Begrenzung der Dienstreisen, die durch die Geburt des Kindes erforderlich wird, führt aus Sicht der Professorin zu erheblichen Nachteilen im Karriereverlauf – *„Dadurch bin ich natürlich in Vergessenheit geraten, dadurch werde ich nicht zitiert, dadurch geht mein Index runter. Dadurch kriege ich ... also alles hängt dann hinten dran“*. Auch Frau K. verweist in dem zweiten Beitrag auf Erfahrungen, die Gefühle von „Zurücksetzung“ nahe legen – *„Das ist schon sehr frustrierend finde ich und da spielen meine Kinder eine Rolle, ...“*. Der Wunsch, viel Zeit mit den altersmäßig noch kleinen Kindern zu verbringen, hat für Frau K. zur Folge, dass sie auf einen Teil ihrer Sichtbarkeit im wissenschaftlichen Kontext verzichten muss. Diese Einschränkung der beruflichen Beweglichkeit durch die Mutterschaft wird von der Professorin als einflussreicher Faktor auf ihre wissenschaftliche Karriere erlebt – *„...also das ist wirklich so ein Punkt, wo ich sage, da hat meine Mutterschaft deutlich meine Karriere beeinflusst“*. In beiden Beiträgen werden Konsequenzen durch das Leben mit Kind(ern) aufgezeigt. Dieser Einfluss auf den wissenschaftlichen Karriereweg wird bezogen auf die Ausgestaltung der Position als Professorin von den Wissenschaftlerinnen als wenig förderlich wahrgenommen.

Auch die Erfahrungen von Herrn V., Vater eines Kindes, verweisen auf richtungsweisende Entscheidungen, die vor dem Hintergrund des Elternseins und dem damit einhergehenden Wunsch, genügend Zeit mit dem Kind verbringen zu können, getroffen werden:

„Ich habe einen Teil meines Jobs ... den konnte ich ablehnen. Ich habe den internationalen Teil von diesem (Aufgabengebiet) abgelehnt. Da habe ich gesagt, ich mache das. Aber nur, wenn ich den internationalen Teil nicht machen muss, weil ich dann unseren Sohn überhaupt nicht mehr sehe. Dann wäre ich in Afrika und ich wäre in Asien und ich wäre in Amerika, das ist schön, ich würde viel sehen, aber für meinen Sohn ... das könnte man dann stecken“.

Die Möglichkeit, den internationalen Teil des Aufgabengebietes abgeben zu können, wird von Herrn V. als Entlastung erlebt. *„... ich würde viel sehen, aber für meinen Sohn ... das könnte man dann stecken“*. Auch wenn der Verzicht auf interessante und anregende Reisen gegeben ist, wirkt der Vater erleichtert, weil er somit seinen Ansprüchen an dem Zusammenleben mit seinem Kind eher gerecht werden kann. Demgegenüber stehen die

Beiträge der Mütter, die vermuten lassen, dass eigene Ansprüche und Wünsche an die berufliche Entwicklung nicht immer erfüllt werden können und sie trotz der erfolgreichen Position zumindest passager eine Zurücksetzung ihrer beruflichen Möglichkeiten erleben.

4.4.2 Die Umkehrung – wie sich der Beruf als Professorin bzw. Professor auf die Elternrolle auswirkt

Der folgende Perspektivwechsel nimmt nun den Einfluss des Berufes auf die Ausgestaltung der Elternrolle in den Blick. Die Ergebnisdarstellung stützt sich auf die Elternsicht, so dass keine Aussagen getroffen werden können, an welchen Stellen im Familienleben die Kinder Auswirkungen im Alltag durch den Beruf der Eltern erleben. Weiterführende Untersuchungen, die sich auf das Erleben der Kinder konzentrieren, können zu diesem Themenfeld sicherlich wichtige Informationen beitragen. Gleichwohl zeigt die bisherige Analyse, dass das Spektrum von Faktoren, die auf die kindliche Lebenswelt einwirken, weit gefächert ist. Das berufliche Engagement der Elternteile stellt sich als eine Einflussgröße neben anderen Wirkfaktoren dar - wie der Qualität der Partnerschaft, dem Familienmodell, dem Erziehungsverhalten etc. Eine Herausforderung für weiterführende Studien liegt somit in einer genauen Exploration der Lebenslagen, in denen kindliches Erleben stattfindet. Hierzu gehört auch die Berücksichtigung von altersspezifischen Entwicklungsthemen. Beispielsweise kann die negative Rückmeldung eines Adoleszenten auf den Lebensentwurf der Eltern auch ein Ausdruck von entwicklungsgeleiteten Autonomiestrebungen darstellen.

Die Interviewbeiträge der vorliegenden Untersuchung verweisen auf unterschiedliche Aspekte, an denen sich Auswirkungen des beruflichen Lebens auf die Elternrolle nachvollziehen lassen. Im Mittelpunkt der Aussagen steht immer wieder der Faktor „Zeit“, der sich aus Elternsicht vor allem auf die nicht gelebte Zeit mit dem Kind bzw. den Kindern bezieht und auf einen Bereich des Elterndaseins verweist, der oftmals mit Gefühlen des Bedauerns oder der Traurigkeit verbunden ist. Hierunter zählen Zeiten, in denen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Verlauf ihres Karriereweges Arrangements einrichten (müssen), in denen sie im Alltag für mehrere Monate nicht mit ihrer Familie zusammenleben, was in der vorliegenden Untersuchung auf knapp die Hälfte der Gesprächspartnerinnen und -partner zutrifft:

„Ich war ja zwischendurch auch ein Jahr in XXX Professorin. Ich bin also gependelt. Da war ich halt Wochenendmutter und Semesterferienmutter und die restliche Zeit hatte mein Mann dann vollständig gemacht. Ich höchstens so ein bisschen über Telefon“. (Frau H., Mutter von zwei Kindern)

„Also ich war ja auch alleine ein Jahr in XXX, ohne Familie. Und da habe ich mich sehr einsam gefühlt. Aber ich denke, die Karriere hätte sonst ... das wär's gewesen“. (Frau E., Mutter von zwei Kindern)

Die Gesprächsbeiträge zeigen, dass der Wunsch, den Karriereweg als Wissenschaftlerin verwirklichen zu können, auch bedeuten kann, über längere Zeiträume nicht aktiv am familialen Alltag teilnehmen zu können. Arrangements, die auf eine längere Abwesenheit des Elternteils ausgerichtet sind, erfordern eine Neuorientierung bezogen auf das Selbstverständnis als Elternteil wie sie in dem Beitrag von Frau H. dargestellt wird – *„Da war ich halt Wochenendmutter und Semesterferienmutter ...“*. Die Bereitschaft, sich als Mutter bzw. Vater immer wieder den Bedingungen der beruflichen Karriere anzupassen, ist Bestandteil des elterlichen Identitätserlebens bei Professorinnen und Professoren mit Kind(ern). Zudem verweist die Schilderung von Frau E. auf ein Erleben, das mit belastenden Gefühlen einhergehen kann – *„Und da habe ich mich sehr einsam gefühlt“*. Die beschriebene Einsamkeit kann als eine Erfahrung in diesem Arrangement verstanden werden, die sich auf nicht gelebte Zeit mit der Familie bezieht und durch belastende Gefühle zum Ausdruck kommt. Die Elternteile stehen in dieser Situation vor der Aufgabe ein kongruentes Selbstbild in ihrer Rolle als Elternperson zu bewahren, auch wenn gemeinsame Familienzeiten nur schwer oder auch gar nicht eingerichtet werden können.

Nicht nur die Abwesenheit, die sich durch das Leben an einem anderen Ort ergibt, nimmt Einfluss auf die Gestaltung und das Erleben der Elternrolle. Hinzu kommen Auswirkungen, die sich aus dem straff organisierten Lebensalltag ergeben. Immer wieder werden die zeitlichen Vorgaben des Hochschullebens als mitbestimmend für die Ausgestaltung der Elternrolle angesehen. Auch Professorinnen und Professoren stehen wie andere erwerbstätige Eltern vor der Aufgabe, das Familienleben den Zeitstrukturen anzupassen, die

sich aus dem Erwerbsleben ergeben. Das stete Gefühl der Zeitknappheit begleitet viele Eltern sowohl im beruflichen als auch im familialen Bereich. Die Erfahrungen von Herrn V. vermitteln hierzu einen Eindruck:

„Ja also, sagen wir mal so, dieser Beruf ist ja eigentlich mit dem Vatersein gar nicht vereinbar. Insofern nicht, weil ich meine ... z.B. kann ich ja nicht Urlaub nehmen, ich kann das nicht tun. Ich habe meine Vorlesungen, die sind von dann bis dann. Und ich bin darauf festgelegt, in den Semesterferien, also in der vorlesungsfreien Zeit meinen Urlaub zu nehmen. ... Da liegt jetzt eine Tagung, zu der ich aber unbedingt hin muss, weil ich irgendwie ... ja, was weiß ich den Vorsitz da von so einem Verein habe, da muss ich zu dieser Tagung, d.h. man ist immer auf so einem Drahtseilakt und versucht Termine zu koordinieren. Das ist das einzigst Schwierige an der ganzen Sache“.

Aus Sicht des Vaters ist der Beruf des Professors *„... eigentlich mit dem Vatersein gar nicht vereinbar“*. Herr V. begründet diese Einschätzung mit Verpflichtungen, die sich aus dem Hochschulalltag ergeben und die oftmals nur durch viel Organisationsgeschick mit familialen Belangen in Übereinstimmung gebracht werden können. Der Beitrag verweist auf empfundene Einschränkungen, indem das Elternsein immer wieder den Anforderungen des Berufslebens angepasst werden muss. Demgegenüber stehen Erfahrungen, die eher die Freiheiten betonen, die der Beruf als Professorin bzw. Professor auch bereit hält:

„In so fern bin ich in einer sehr luxuriösen Situation. Ich sage immer die ganzen Professoren, die hier sind, die können ihre Zeit entsprechend einteilen. Also da kann man sich dann auch um ein Kind kümmern. Man muss dann halt das andere runterfahren. Aber das kann man ja selbst bestimmen“. (Frau D., Mutter eines Kindes)

Diese Wissenschaftlerin erlebt die Auswirkungen der beruflichen Vorgaben eher positiv. Die Möglichkeit, Einfluss auf zeitliche Abläufe des beruflichen Alltages nehmen zu können, wird als entscheidender Vorteil für ein Leben mit Kind bewertet – *„In so fern bin ich in einer sehr luxuriösen Situation“*. Auch wenn in diesem Beitrag die Selbstbestimmung über die Gestaltung des Lebensalltags hervorgehoben wird – *„Aber das kann man ja selbst bestimmen“*, zeigt die Analyse, dass genau hier für den überwiegenden Teil der befragten

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der „Drahtseilakt“ beginnt. Neben den organisatorischen Anstrengungen, die das Miteinander von Familienleben und Berufswelt erst ermöglichen, geht es hierbei auch um die Frage, welches Maß an Anerkennung in der wissenschaftlichen Community angestrebt wird und in welchem Umfang die zur Verfügung stehende Zeit in die Tätigkeit als Professorin bzw. Professor investiert wird. Letztendlich wird nach einem persönlichen Standort gesucht, der den eigenen Ansprüchen und Wünschen entspricht und dementsprechend ausgestaltet wird. Sowohl die berufsbezogenen Entscheidungen als auch die Vorgaben des Arbeitslebens leiten Entscheidungsprozesse ein, die sich im Alltag auf die Elternrolle auswirken. In welchem Umfang es den Elternteilen gelingt, zeitliche aber auch geistige und emotionale Ressourcen im Zusammenleben mit Kind(ern) bereitzustellen, variiert je nach empfundener Anforderung durch den Beruf als Professorin bzw. als Professor. In dem Bemühen eine „Zufriedenheit“ zwischen beiden Lebenswelten herzustellen, werden gleichermaßen Ansprüche zum einen an die berufliche Entwicklung und zum anderen an die Elternrolle gestellt. Die zweifache Mutter Frau H. gibt einen Einblick über das Zusammenspiel beider Lebensbereiche, indem von der Wissenschaftlerin vor dem Hintergrund ihres beruflichen Engagements Wünsche an ihre Elternrolle benannt werden:

„Na ja, ich bin sicherlich manchmal auch so ein bisschen Schein und Sein. Ja, meine Rolle als Mutter ... ich möchte schon gerne irgendwie eine Person sein, die ... ja verschiedene Bedürfnisse der Kinder auch befriedigt. Auch nach Nähe und nach Zärtlichkeit und nach Verlässlichkeit. Und je nach Alter einfach dann Ansprechpartnerin zu sein für Fragen, die die haben“.

Mit den Schlagworten „Nähe“, „Zärtlichkeit“ und „Verlässlichkeit“ benennt die Professorin ihre Vorstellungen von mütterlicher Zuwendung, die sie im Zusammenleben mit ihren Kindern vermitteln möchte. Mit dem Anliegen, eine enge emotionale Beziehung aufzubauen und Entwicklungsmöglichkeiten der Kinder zu stärken, wird ein Kennzeichen des mütterlichen Elternkonzeptes benannt, das darüberhinaus eine hohe Leistungserwartung an ihre Rolle als Mutter vermuten lässt – „... ich möchte schon gerne irgendwie eine Person sein, die ... ja verschiedene Bedürfnisse der Kinder auch befriedigt“. Gleichzeitig kann der Wunsch, als Mutter in der kindlichen Lebenswelt sichtbar und wirksam zu sein, nicht immer

eingelöst werden - „*Na ja, ich bin sicherlich manchmal auch so ein bisschen Schein und Sein*“. Die zur Verfügung stehenden zeitlichen, geistigen und emotionalen Ressourcen, die eben auf mehrere Lebensbereiche verteilt werden müssen, werden bezogen auf die eigenen Ansprüchen an die Rolle als Mutter nur bedingt als ausreichend erlebt.

Hierbei steht die Sorge, den kindlichen Bedürfnissen nicht immer gerecht werden zu können, im Mittelpunkt der Überlegungen. Es sind vor allem die Mütter, die sich die Frage stellen, ob ihr berufliches Engagement nicht auch zu Lasten der kindlichen Entwicklung geht:

„Es ist ... mich begleitet ein ständiges schlechtes Gewissen von dem ich weiß, dass ich es nicht haben müsste. Ich weiß es nicht nur als Mutter, sondern weiß es auch als (Fachperson), dass es völliger Quatsch ist. Dennoch denke ich immer..., also meine Handlungsmaxime ist immer 'kommt mein Kind nicht zu kurz'.“ (Frau A., Mutter eines Kindes)

„Aber die Schulzeit war eine fürchterliche Zeit, es war also ganz fürchterlich, weil es überhaupt nicht zu regeln war und weil ich eines eigentlich immer nicht wollte, dass ich meinen beruflichen Weg auf dem Rücken meiner Tochter ausübe.“ (Frau N., Mutter eines Kindes)

In diesen Aussagen wird deutlich, dass der Einfluss, dem das Leben als Professorin auf die Ausgestaltung der Elternrolle zugeschrieben wird, auch weniger förderliche Aspekte mit sich bringt – „... mich begleitet ein ständiges schlechtes Gewissen ...“, die an dieser Stelle einer Zufriedenheit im Wege stehen. Die belastenden Gefühle, die in dem Entwickeln des „schlechten Gewissens“ zum Ausdruck kommen, können vor allem auf geschlechtsrollentypische Zuweisungen und Internalisierungsprozessen zurückgeführt werden und wurden in Kap. 2.1 ausführlich beschrieben. Damit einher gehen Vorstellungen, die sich auf eigene Erwartungen von „Muttersein“ beziehen und denen ein eigenes „Mutterideal“ zugrunde liegen. Der Lebensentwurf „Professorin mit Kind(ern)“ beinhaltet aus dieser Perspektive eine beständige Ambivalenz in dem, was von den Müttern gelebt wird. Auch PAETZOLD weist diesen Zusammenhang in ihrer Untersuchung über Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit nach, indem sie formuliert: „Die Frauen

wissen 'vom Kopf her', daß sie keine Schuldgefühle haben müssen, aber es bleibt doch etwas hängen vom 'Rabenmuttergefühl'“ (vgl. ebd. 1998: 210). Zum einen widersprechen die Wissenschaftlerinnen einem traditionell orientierten Mutterbild, da sie einen Hauptteil ihrer Kraft und Energie in das berufliche Fortkommen investieren. Zum anderen fühlen sie sich in hohem Maße für ihre Kinder verantwortlich und setzen ihr berufliches Engagement mit dem Wohlbefinden des Kindes in engem Zusammenhang - „..., weil ich eines eigentlich immer nicht wollte, dass ich meinen beruflichen Weg auf dem Rücken meiner Tochter ausübe“. Das Pendeln zwischen „Wissen“ und „Fühlen“ kennzeichnet für viele Mütter einen durchaus bewusst wahrgenommenen Bereich ihres Mutterseins, der ein hohes Maß an Reflexionsbereitschaft auf Seiten der Frauen einfordert. Diese Reflexionskompetenz ist von Nöten, damit die Diskrepanz zwischen eigenem Mutterideal und der angepassten Version von Muttersein nicht zu einem Faktor generiert, der die Mütter in schwerwiegende Konfliktlagen bringt und somit auf Kosten ihrer Lebensfreude geht.

Der folgende Abschnitt stellt demgegenüber Erfahrungen vor, die aus Elternsicht auf positive Auswirkungen für die Kinder verweisen und daher eher eine Stärkung der Elternrolle implizieren:

„Und ich weiß, dass Zehnjährige, die zu uns kamen mit der Idee ... die wollten nur deshalb kommen weil (mein Kind) kochen durfte. Also durften die das zu Hause nicht. Und mein Eindruck ist, dass die Selbständigkeit gefördert wird mangels Zeitbudget einerseits, aber auch aus dem ... den Kindern das Zuzutrauen. Zu sagen 'Die machen das schon, die machen das irgendwie richtig' und so, weil sie die kleinbürgerlichen Perfektionsansprüche nicht haben“. (Frau L., Mutter von zwei Kindern)

„Und ich glaube (unser Sohn) hat sich auch immer geliebt gefühlt. Gelegentlich ... vielleicht tatsächlich, weil ich viel unterwegs war so ein kleines bisschen vernachlässigt. So im Englischen gibt es dafür so dieses 'benign neglect'. Das sieht er schon. Also er ist auch schon mal, ja ... er hat auch mal gesagt, 'Das hat auch den Vorteil, mich fragt keiner, ob ich mein Butterbrot in der Schule gegessen habe. Ich entscheide selbst'. Also so eine Beziehung ist das“. (Frau E., Mutter von zwei Kindern)

Die persönliche Freiheit des Kindes, im Alltag selbständig Entscheidungen treffen zu können, wird in beiden Interviewpassagen als ein Vorteil für die kindliche Entwicklung erlebt. Die Betonung der Eigenverantwortlichkeit auf Seiten des Kindes und dem damit entgegen gebrachtem Zutrauen auf Seiten der Eltern, bestimmte Anforderungen im Lebensalltag ohne elterliche Unterstützung bewältigen zu können - „*Zu sagen, die machen das schon, die machen das irgendwie richtig ...*“, werden als gewinnbringender Einfluss auf die Lebenswelt des Kindes gewertet. Es ist die Betonung eines entwicklungsfördernden Einflusses, der aus dieser Perspektive als günstige Erfahrung für die Kinder wahrgenommen wird und sich positiv auf das Elternerleben auswirkt.

Weitere Vorteile für die Kinder, die sich durch die Berufstätigkeit als Professorin bzw. Professor ergeben, werden vor allem für ältere Kinder gesehen, indem auf ein offenes und anregendes Elternhaus verwiesen wird. Wie sich diese Einflüsse im Familienleben präsentieren können, erörtert Herr W.:

„Was auch ein Vorteil ist, ist, dass ich natürlich berufsbedingt sehr ... jetzt auch durch die Tatsache, dass wir das Land gewechselt haben - in einem doch sehr kosmopolitischen Umfeld aufwachsen. Das heißt, es gibt regelmäßig Besucher aus XXX, die dann anders sprechen. Es ist ganz klar, wir haben natürlich Kollegen aus Holland, aus den USA, die regelmäßig zu Besuch kommen. Die Kinder wissen was Fremdsprache für eine Rolle spielt.“

Die hier dargestellten positiven Auswirkungen auf die kindliche Lebenswelt bestätigen die bekannten Zusammenhänge von sozialer Herkunft und Bildungschancen, die sich aus einem anregenden Umfeld für die kindliche Entwicklung durch bildungsnahe Elternhäuser ergeben. Alle Elternteile verfügen über Ressourcen, mit deren Hilfe sie ihren Kindern entwicklungsfördernde Umwelten anbieten können. Der scheinbar selbstverständliche Umgang mit dem Wissensfundus, den der Beruf als Professorin bzw. Professor bereit stellt und der in den Familienalltag einfließt, kann als weitere stärkende Komponente für das elterliche Selbstbild festgehalten werden. Diese Einschätzung bestätigt sich vor allem durch Aussagen, die Eltern mit erwachsenen Kindern treffen. Das Erlangen des Abiturs oder aber die Aufnahme eines Studiums stellen aus Elternsicht gelungene Entwicklungsprozesse der

Heranwachsenden dar und führen zu einer Bestätigung des Elternkonzeptes, in dem sie sich in ihrer Rolle als Mutter bzw. Vater erfolgreich erleben.

Es bleibt festzuhalten, dass von den Eltern sowohl positive als auch negative Einflüsse durch den Beruf als Professorin bzw. Professor auf ihre Elternrolle wahrgenommen werden. Die als günstig bewerteten Einflüsse können unter den Stichworten

- „Förderung von Selbstständigkeit des Kindes“,
- „Bereicherung der kindlichen Lebenswelt“ und
- „Wegbereiter für den Erwerb von lern- und leistungsbezogenen Kompetenzen“

zusammengefasst werden. Indem die Eltern günstige Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung feststellen, werden sie in einem positiven Elterngefühl bestärkt. Dem entsprechend gehören Erfahrungen wie

- das wiederholte Anpassen des Elterndaseins an berufliche Vorgaben, das sich in nicht gelebter Zeit mit dem Kind auswirkt und
- dem Aufkommen von defizitär geprägten Gefühlen bezogen auf eigene Ansprüche an die Mutter- bzw. Vaterrolle („schlechtes Gewissen“)

zu den Bereichen, die eher zu Belastungen im Erleben der Elternrolle führen.

4.4.3 Mutter- bzw. Vatersein im Hochschulalltag

Der dritte Schwerpunkt, der den Merkmalsraum „Karriere und Elternschaft“ kennzeichnet, nimmt Zusammenhänge in den Blick, die aus Sicht der Interviewten ihr Leben als Elternperson im Hochschulalltag beschreiben. Die Interviewbeiträge verweisen auf das Vorhandensein von verschiedenen Fachkulturen, in denen das Leben als Professorin bzw. Professor stattfindet und die Einfluss auf die jeweiligen Einschätzungen nehmen. Gemeint sind hier fachspezifische Eigenheiten und interne Gepflogenheiten in den einzelnen Fachdisziplinen, die sich sowohl in formellen als auch informellen „Verhaltensregeln“ abbilden (vgl. METZ-GÖCKEL, MÖLLER, AUFERKORTE-MICHAELIS 2009: 32, 33).

Fachkulturen übergreifend wird mit der Übernahme einer Professur, die Anerkennung und Wertschätzung der erbrachten Leistungen in der jeweiligen Disziplin verbunden. Hierbei zeichnen vor allem die in den Sozialwissenschaften veröffentlichten Beiträge zur Frauen- und Geschlechterforschung ein Bild von wissenschaftlicher Kultur, das unter dem Stichwort „Wissenschaft als Lebensform“ ein größeres Engagement in Bereichen, die keinen nachvollziehbaren Gewinn für die wissenschaftliche Arbeit mit sich bringen, ausschließt (z.B. BEAUFAYS 2004, KRAIS/ BEAUFAYS 2005, METZ-GÖCKEL u.a., a.a.O). In Rückbezug auf den straff organisierten Tagesablauf des Philosophens und Geisteswissenschaftlers Adorno wird von BEAUFAYS die Lebenswelt von Wissenschaftlern folgendermaßen charakterisiert. „Der Wissenschaftler wird als eine Person dargestellt, deren Alltag von allem gereinigt ist, was nicht mit Wissenschaft zusammenhängt, und alles enthält, was zu ihrem Betreiben dienlich ist“ (ebd. 2004: 3). Im Sinne BEAUFAYS kann festgestellt werden, dass diese Art „Wissenschaftler zu Denken“ auch heute noch ihre Gültigkeit besitzt. Indem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als Personen wahrgenommen werden, die für ihre scientific community und ihre wissenschaftliche Arbeit eine Lebenswelt zur Verfügung stellen, in der Ablenkungen durch weitere Lebensziele fehlen, wird der Lebensbereich Elternschaft weitestgehend negiert. Der Einfluss, den ein eher traditionell orientierter Blick auf die Welt der Wissenschaft nimmt, findet sich auch bei dem überwiegenden Teil der interviewten Professorinnen und Professoren wieder:

„In der Position als Professorin ist das Privatleben völlig irrelevant. Das interessiert keinen, die Ebene ist eine völlig andere. Ich muss mich nicht rechtfertigen, ich muss mich ... es will auch keiner wissen“. (Frau L., Mutter von zwei Kindern)

„Ja, man darf auf keinen Fall zu sehr raushängen lassen, dass man Mutter ist. Und das würde eine Erleichterung sein, wenn es da irgendwie so ein Forum gäbe, wo es wirklich normal ist und auch Blicke verständnisvoll sind, wenn man um zehn vor vier ...“ (Frau A., Mutter eines Kindes).

Das Ausblenden privater Lebenswelten kennzeichnet einen Bereich des Elterndaseins für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an Hochschulen. Mit Formulierungen wie „das Privatleben ist völlig irrelevant“ oder „das interessiert keinen“ wird eine Welt bestätigt, die

das Vorhandensein von weiteren Bezugspunkten im Leben neben der Wissenschaft ignoriert. Zusätzlich wird mit der Formulierung „*man darf auf keinen Fall zu sehr raushängen lassen, dass man Mutter ist*“ die Sorge ausgedrückt, dass ein zu offensichtliches Sichtbarwerden dieses Lebensbereiches für das Ansehen als Wissenschaftlerin negative Folgen haben kann. Genau diese Erfahrung wird von Frau F. geschildert, die sich wegen einer Erkrankung ihrer Kinder für mehrere Tage beurlauben ließ. Obwohl sie einen Vertretungsplan für die ausfallenden Vorlesungen und Seminare ausgearbeitet hatte, wurde sie bei ihrer Rückkehr mit dem Vorwurf konfrontiert, nicht genügend für die Qualität der Lehre zu sorgen. Es folgten mehrere Gespräche mit Vorgesetzten und im Kollegenkreis, in denen von der Professorin genauestens dargelegt wurde, wer zu ihrer Vertretung im Einsatz gewesen war und wann welche Stunden nachgeholt worden sind. Die aufwendige Dokumentationsarbeit war aus Sicht Frau F.'s notwendig geworden, um ihren „guten Ruf“ als leistungsstarke Mitarbeiterin wieder herzustellen. Indem die Wissenschaftlerin - für alle sichtbar - ihren Elternaufgaben zeitweise Vorrang gegeben hat, wurde von ihr das Prinzip „Wissenschaft als Lebensform“ unterbrochen und aufgezeigt, dass die wissenschaftliche Arbeit nicht immer den wichtigsten Bezugspunkt im Leben darstellen muss bzw. kann. Eine besondere Herausforderung für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Kind(ern) ist somit gegeben, wenn in der jeweiligen Fachkultur die Verfügbarkeit zeitlicher Ressourcen mit der persönlichen Leistungsfähigkeit in Verbindung gebracht wird. Die Selbstverständlichkeit, mit der manche Fachkulturen eine scheinbar unerschöpfliche Zeitressource auf Seiten der Hochschulangehörigen voraussetzen, führt im Umkehrschluss zu der Frage, wie viel von dem Elternsein gezeigt werden darf, ohne dass Nachteile für die Reputation befürchtet werden müssen. Auch wenn in der vorliegenden Untersuchung keine Hinweise vorliegen, dass Elternteile ihre Kinder im beruflichen Kontext verheimlichen (vgl. Nüsslein-Volhard, Kap.1), kann vermutet werden, dass Professorinnen und Professoren im Kontext Hochschule eher eine Haltung an den Tag legen, die das Ausmaß von Kraft und Zeit, welches ein Zusammenleben mit Kind(ern) einfordert, nicht wirklich widerspiegelt. Der traditionelle Sozialisationsprozess zur Wissenschaftlerin bzw. zum Wissenschaftler befördert bei den Beteiligten ein Bild von „sozialer Erwünschtheit“, das ein offenes Engagement für ein Kind bzw. Kinder nicht vorsieht. Dieser Teil des Selbstverständnisses von wissenschaftlicher Arbeitskultur wird sowohl von Müttern als auch Vätern sehr bewusst zur Kenntnis

genommen. Herr V. vermittelt einen Eindruck über die Reichweite informeller Vorgaben für die Ausgestaltung der Elternrolle:

„Ich weiß noch, meine Kollegen hatten ... wie die geguckt haben. Ich kam hier (Mitte der 1990iger Jahre) her und dann habe ich direkt geheiratet. Kurz danach, ein Jahr später kam (unser Kind) auf die Welt. Ja und da habe ich gesagt `So, jetzt gehe ich in den Erziehungsurlaub`, nur mal so aus Spaß und die haben solche Augen gehabt. Das war damals zumindest nicht ... das habe ich natürlich nicht gemacht. ... Aber damals wäre das völlig undenkbar gewesen und dass ein Professor in Erziehungsurlaub geht, ist, glaube ich, heute noch undenkbar. Das ist einfach nicht sozial erwünscht so, das will man nicht“.

Die in diesem Beitrag *„aus Spaß“* vorgetragene Idee, den Erziehungsurlaub in Anspruch zu nehmen, erscheint für Herrn V. *„undenkbar“*. Ein offen gezeigtes Engagement für die Lebenswelt Familie, die durch die Übernahme des Erziehungsurlaubes an Priorität gewinnen würde, wird als abwegig und nicht realisierbar erlebt – *„das habe ich natürlich nicht gemacht“*.

Sowohl Mütter als auch Väter richten sich Alltagsabläufe ein, die ein zu offensichtliches Hinwenden zur privaten Lebenswelt ausschließen. Gleichwohl nutzen die Elternteile der vorliegenden Studie die Freiheit, Einfluss auf zeitliche Abläufe des beruflichen Alltags zu nehmen. Als Beispiele werden *„home-office“* Zeiten genannt, die eben auch für ein Zusammensein mit den Kindern genutzt werden können, oder die Flexibilität, Lehrveranstaltungen so zu legen, dass Schul- bzw. Freizeittermine des Kindes möglichst Beachtung finden und Berührungspunkte zur Lebenswelt des Kindes bestehen bleiben.

4.4.4 Exkurs: Momente der Verletzlichkeit

Bei einem Teil der weiblichen Interviewten werden vor dem Hintergrund einer vertieften Auseinandersetzung mit den Lebensbereichen Elternschaft und Karriere Zustände beschrieben, die das Spannungsfeld der beiden Lebensthemen betonen, indem auf emotional belastende Erfahrungen für die eigene Person verwiesen wird. Momente der Verletzlichkeit können in diesem Zusammenhang als *„Kosten“* verstanden werden, die dieser

Lebensentwurf mit sich bringen kann und auch so von einem Teil der Befragten umschrieben wird. In der vorliegenden Untersuchung berichtet knapp die Hälfte der Frauen über Erfahrungen, die Hinweise auf ein Vulnerabilitätserleben für die eigene Person geben und in direkten Zusammenhang mit Auswirkungen des Lebensentwurfes von gelebter Elternchaft als Professorin gesehen werden können. Auf Seiten der männlichen Interviewten werden zu Momenten persönlicher Verletzlichkeit keine Angaben gemacht.

Frau E. gibt ein Beispiel für ein solches Vulnerabilitätserleben, das sich im Erleben der Professorin über eine erfahrene Fremdattribution entwickelt:

„Ich glaube, das ist eher vielleicht sogar, dass das manchmal weh tut, dass man dafür tatsächlich beneidet wird, aber man nimmt doch allen ... man nimmt ja wirklich niemandem was weg. Also das habe ich tatsächlich in letzter Zeit öfter gehört 'Sie haben ja alles'. Also fast als Vorwurf ausgesprochen ...“.

Aus Sicht Frau E.'s erfährt der eingeschlagene Lebensentwurf durch Außenstehende, die nicht näher benannt werden, eine negative Konnotation – „... 'Sie haben ja alles'. Also fast als Vorwurf ausgesprochen...“. Indem in diesem Beispiel durch die Außenwelt eine Nichtbeachtung der Mühe, der Disziplin und auch des Verzichts, die dieses Lebensmodell in der Regel begleiten, im Vordergrund steht, wird ein Moment der Verletzlichkeit ausgelöst – „..., dass das manchmal weh tut, dass man dafür tatsächlich beneidet wird, ...“. Es ist eine Form der Einsamkeit, die bei manchen Professorinnen spürbar wird, wenn die Gesamtsituation ihres Lebensarrangements in den Blick genommen wird. In dem Management des ganzen Trubels von Ansprüchen, die bewältigt werden müssen, bleiben die Frauen häufig auf sich verwiesen. Es bestehen Netzwerke, die den familialen und beruflichen Ablauf sichern. Persönliche Netzwerke in Form von Menschen, die das gesamte Lebenskunststück begreifen, stellen eher eine Ausnahme dar.

Weitere „Kosten“ des Arrangements zeigen sich in Form von körperlichen und seelischen Erschöpfungszuständen, die auf fehlende Regenerationszeiten im Alltag verweisen:

„Also ich finde, wenn man 200% an einem Tag gibt, müsste man auch 200% Nacht kriegen. Geht aber nicht ... also ich bin nämlich dann auch zusammengebrochen, also war zwei Monate krank“. (Frau J., Mutter eines Kindes)

„Das kling jetzt ein bisschen komisch, aber ich nehme immer extrem ab, weil ich versorge und mache und rödel und abends um acht falle ich schier um, richte mir noch ein Abendbrot her und dann ist es schon passiert, dass ich wieder aufwache im Sofa und da steht noch alles ungerührt und ... und dann nehme ich einfach zu viel ab und bin zu dünn und ... einmal ist auch passiert, dass ich einen Tag lang kaum was gegessen, kaum etwas getrunken habe und war dann vollständig dehydriert, dann war mir schwindelig und der Kreislauf ist gekippt“. (Frau F., mehrfache Mutter)

Die Interviewpassagen vermitteln eindrücklich das Ausmaß von Gesundheitsgefährdung, das sich im Leben der Mütter einstellen kann, wenn eine Anhäufung von Leistungsanforderung und eine damit einhergehende Verdichtung von Aufgabenbewältigung die individuellen Bewältigungsmöglichkeiten überfordern bzw. sprengen. Auf gesundheitliche Reaktionen, die sich aus den Belastungen des Lebensalltags für Professorinnen mit Kind(ern) ergeben, wird in einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten immer wieder hingewiesen (vgl. z.B. Onnen-Isemann/Oswald 1992, Macha et.al. 2000, STREHMEL 1999). Im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen hierbei vor allem körperliche Reaktionen, die sich aus (schweren) Erschöpfungszuständen herleiten lassen. Seltener wird das Vulnerabilitätserleben der Frauen thematisiert, das sich im Alltagsleben einstellen kann und als eine mit ihrer Person verortete „Störanfälligkeit des Alltags“ im Lebensentwurf zum Ausdruck kommt. Es ist anzunehmen, dass die Mütter im Hochschulkontext durch erfolgreich durchlaufene Statuspassagen geprägt wurden und sich eine progressive Grundhaltung entwickelt hat, die einer traditionellen wissenschaftlichen Sozialisation entspricht. Das stete Vorwärtskommen kennzeichnet wissenschaftliche Verläufe und wird auch als eine Grundhaltung im Lebensalltag verinnerlicht. Ein Abweichen von diesem auf Progression ausgerichteten Weg widerspricht eigenen Überzeugungen und lenkt den Blick auf die eigene Verwundbarkeit, die so gar nicht zu dem Bild einer erfolgreichen Professorin und engagierten Mutter zu passen scheint. Der Umgang mit diesen Momenten der Verletzlichkeit fällt den Frauen schwer. In der vorliegenden Untersuchung berichteten zwei Frauen im Anschluss der Interviews, dass sie

psychotherapeutische Hilfe angenommen haben, um den Lebensalltag bewältigen zu können. Gleichzeitig betonen sie, dass im beruflichen Kontext über persönliche Grenzen von Belastbarkeit nicht gesprochen wird und sie Nachteile für ihren wissenschaftlichen Ruf befürchten, wenn ihre zeitweise labile Verfassung bekannt würde.

4.4.5 Zusammenfassung

Insgesamt kann der Einfluss, den das Elterndasein auf den Karriereweg nimmt, eher gering eingeschätzt werden. Der überwiegende Teil der Befragten erlebt keine nennenswerten Auswirkungen durch die Elternschaft auf den beruflichen Werdegang. Von einem kleineren Teil der Interviewten werden Nachteile beschrieben, die sich in erster Linie auf die Sichtbarkeit ihrer Person innerhalb der scientific community beziehen.

Die Auswirkungen, die das Hochschulleben auf die Elternrolle zeigt, werden recht unterschiedlich wahrgenommen. Für den einen Teil der Eltern stehen die Freiheiten im Vordergrund, die sich aus der Position als Professorin bzw. Professor ergeben. Für den anderen Teil führen Vorgaben des Hochschullebens zu einem beständigen Anpassen der Elternrolle, die den Akteuren nur wenig Spielraum im alltäglichen Zusammenleben mit Kind(ern) lässt.

4.5 Handlungsstrategien

Nachdem anhand der Interviews die Relevanzsysteme herausgearbeitet wurden, die das Erleben und die Gestaltung der Elternrolle bei Professorinnen und Professoren kennzeichnen, soll nun eine auf diesen Ergebnissen aufbauende Typologie vorgestellt werden. Dieser Analyseschritt dient einer ersten Strukturierung und Generalisierung, indem unter Berücksichtigung der aus dem Datenmaterial gewonnenen Erkenntnisse übergeordnete Sinnzusammenhänge erfasst werden können. „Durch die Bildung von Typen und Typologien kann deshalb eine komplexe soziale Realität auf eine beschränkte Anzahl von Gruppen bzw. Begriffen reduziert werden, um sie greifbar, und damit begreifbar zu machen“ (KELLE / KLUGE 2010: 10/11). Da der Schwerpunkt der Untersuchung durch Handlungsweisen und Bewältigungsmöglichkeiten der Elternpersonen bestimmt wird, konzentriert sich die Darstellung auf Handlungsstrategien im alltäglichen Leben.

Die Auseinandersetzung mit „Möglichkeiten der Bewältigung“ im Lebensalltag führt zunächst zu der Frage, was genau unter Handlungsstrategien verstanden werden kann. „Als Strategie wird der Entwurf und die Durchführung eines Konzeptes begriffen, mit dem die Handelnden in der Auseinandersetzung mit anderen ein bestimmtes Ziel zu erreichen suchen“ (LUDWIG, SCHLEVOGT, KLAMMER, GERHARD 2002: 29). Diese Definition gibt bereits erste Hinweise auf den Prozesscharakter, der sich im Handeln der Akteure abbildet. Diese Handlungen werden bei den befragten Elternteilen zum einen durch Vorstellungen über Partnerschaft, Elternschaft und Berufssituation geleitet. Zum anderen erfordern sich wandelnde Lebenslagen wie die Geburt eines Kindes, der Ruf an eine ortsfremde Hochschule oder eine Trennung der Partner ein Repertoire an Handlungsmöglichkeiten, die ein Gelingen des Gesamtprojektes unterstützen bzw. erst möglich machen. Vor diesem Hintergrund erweist sich eine Typologie, die sich auf Merkmale von Personen im Sinne von „karriereorientiert“ oder „Kind bezogen“ stützt, als wenig hilfreich, da solche Charakteristika personenbezogene Festschreibungen nahelegen, die wenig über Handlungsweisen der Mütter und Väter aussagen. Professorinnen und Professoren stehen vielmehr vor der Aufgabe, ihr Handeln immer wieder sich verändernden Lebenslagen anzupassen, das sowohl berufliche als auch familiäre Entwicklungen berücksichtigt. In der vorliegenden Untersuchung werden drei Typen von zentralen Handlungsstrategien ermittelt, die die befragten Elternpersonen anwenden, um den Lebensentwurf Professur mit Kind(ern) gestalten zu können:

1. **Strategie des Fokussierens**, die sich an bedeutsam erachteten Aufgaben und Zielen im privaten und beruflichen Lebensalltag orientiert.
2. **Strategie des Verzichts**, die eine Option darstellt, miteinander konkurrierende Lebensthemen zu managen.
3. **Strategie der Gelassenheit**, die hilft, Belastungen im Alltagsarrangement zu reduzieren.

Die ermittelten Handlungsstrategien leiten sich aus den Ergebnissen ab, die in der Analyse der Relevanzsysteme dargestellt wurden und aus Sicht der Elternpersonen das Projekt „Wissenschaftliche Karriere und Elternschaft“ kennzeichnen. Der Anteil, den eine einzelne

Handlungsstrategie in der Gestaltung des Lebensentwurfes einnimmt, hängt hierbei in hohem Maße von individuellen Vorstellungen und Möglichkeiten der aktiven Einflussnahme auf private und berufliche Entwicklungen ab.

4.5.1 Strategie des Fokussierens

Die erste zentrale Handlungsstrategie ist durch eine aktive Einflussnahme auf die zu bewältigenden Aufgaben gekennzeichnet. Indem die Interviewten die Strategie des Fokussierens anwenden, können wichtige Ziele im Lebenslauf erreicht werden, auch wenn begleitende Umstände Ablenkungen und andere Orientierungspunkte anbieten. „Es geht um die Formen, die man seinem Leben selbst gibt, um dessen Gestaltung nicht dem Zugriff der Normen zu überlassen“ (SCHMID 2000: 231). Diese Aussage, die SCHMID im Zusammenhang seiner fundierten Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Stilen der Existenz getroffen hat, kennzeichnet das Wesen der ersten Handlungsstrategie. Mit Hilfe des Fokussierens ist es den Eltern möglich, aus der Vielfalt von Aufgabenstellungen, die sich aus dem Konglomerat der beruflichen und privaten Lebenswelt rekrutieren, diejenigen auszuwählen, die der Gesamtgestaltung dienlich sind. Hierbei bewegen sie sich in widerstreitenden Konzepten, die zum einen durch Normen, die der wissenschaftliche Betrieb vorgibt, und zum anderen durch Normen, die sich aus dem kulturellen Bild von gelungener Elternschaft ergeben, bestimmt werden. Um in der Flut von Anforderungen bestehen zu können, werden individuelle Ziele und Lösungen konstituiert, die dem Gesamtarrangement am ehesten gerecht werden. Indem von den Elternteilen bestimmte Ziele in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt werden, können die Befragten sowohl in ihrer Rolle als Professorin bzw. Professor als auch in ihrer Rolle als Mutter bzw. Vater aktiv Einfluss nehmen. Persönliche Präferenzen und Überzeugungen leiten dieses zielgerichtete Handeln, das in unterschiedlichen Feldern des Lebensalltages zum Ausdruck kommt. Gleichzeitig bestimmen diese individuellen Vorgaben die Prioritätenfolge, auf welche Lebensbezüge sich die Aufmerksamkeit zu bestimmten Zeitpunkten im Lebensverlauf richtet.

Die Handlungsstrategie des Fokussierens wird vor allem in den Merkmalsräumen „Anforderungssituation Kind“, „Bildung als zentrales Element“ und „Karriere und Kind“ sichtbar. Hierbei kann der Schwerpunkt „Bildung als zentrales Element“ bereits als Ergebnis

des Fokussierens verstanden werden. Die Auswertung der Interviews zeigt, dass alle Elternteile die Bildung ihres Kindes bzw. ihrer Kinder als wichtige Aufgabe des Elternseins wahrnehmen und ein bedeutender Teil der Aufmerksamkeit auf das Arrangieren von bildungsfördernden Entwicklungsmöglichkeiten gelegt wird. Indem beispielsweise eine Kontrolle der Hausaufgaben stattfindet, ein anregungsreiches Umfeld bereitgestellt wird oder eine Präsenz im schulischen Kontext gezeigt wird, nehmen die Eltern zielgerichtet Einfluss auf Entwicklungsmöglichkeiten des Kindes. Auch in Bezug auf den Merkmalsraum „Anforderungssituation Kind“ werden von den Professorinnen und Professoren wiederholt Situationen geschildert, die auf ein zielgerichtetes Handeln verweisen. Hierzu zählen

- die von einem Teil der befragten Elternteile sehr planvoll gestaltete Familiengründung,
- eine kritische Überprüfung des Wunsches Familienerweiterung, insbesondere ob sich die Geburt eines weiteren Kindes in das Gesamtkonzept des Lebensentwurfes integrieren lässt und
- das Einrichten eines verlässlichen Familienalltages, wobei sich das Engagement hier zum einen auf die Organisation einer zuverlässigen Betreuung für das Kind in Zeiten der Abwesenheit richtet und sich zum anderen auf die Teilhabe an bestimmten Ausschnitten der kindlichen Lebenswelt konzentriert (gemeinsame Unternehmungen am Wochenende, Fahrdienste, Vorlesen, Rituale, etc.).

Die Fähigkeit zu konzentriertem und zielgerichtetem Handeln lässt sich im Merkmalsraum „Karriere und Kind“ vor allem in der Gestaltung der beruflichen Karriere gut nachvollziehen. Ohne dem Vermögen, eigene Interessen auf relevante Ziele zu fokussieren, wäre den Interviewten der eingeschlagene berufliche Verlauf nicht gelungen. Die Lebenssituation als Professorin bzw. Professor mit Kind(ern) erfordert darüber hinaus, ein stetes Abwägen in welche Richtung sich die zur Verfügung stehende Konzentration und Aufmerksamkeit wenden soll. Hierzu zählen vor allem vorausschauende Planungen, die zukünftige Entwicklungen im Blick haben wie z.B. die Entscheidung von Herrn V., einen Teil seines Aufgabengebietes abzulehnen, um sich so die Möglichkeit einzuräumen, dem Aufwachsen seines Kindes genügend Aufmerksamkeit schenken zu können oder die

Entscheidung von Frau E., ein Auslandsjahr ohne Familie zu bewältigen, um ihre beruflichen Ziele weiterverfolgen zu können.

4.5.2 Strategie des Verzichts

Auch die Strategie des Verzichts ist von dem Prinzip geleitet, zwischen notwendigen und verzichtbaren Dingen zu unterscheiden. Verzichtsleistungen werden in der Regel durch kognitive Prozesse eingeleitet und können als „Vernunftentscheidungen“ verstanden werden. Was nichts anderes heißt, als dass eigene Interessen und Wünsche unter Abwägung der zur Verfügung stehenden Zeit und der zur Verfügung stehenden Kraft auf ihre Notwendigkeit hin überprüft werden. Die Bewertung, ob Verzichtsleistungen eher einer Verleugnung persönlicher Bedürfnissen gleichkommen oder im Sinne SCHMIDTS als Technik verstanden werden können, „das Leben führen zu lernen“ (vgl. ebd.: 252), steht im Zusammenhang mit individuellen Gestaltungsmöglichkeiten. Im Ergebnis erscheinen diese Verzichtsleistungen entweder als Begleiter eines als sinnvoll und erfüllt wahrgenommenen Lebens oder als Störfaktor, der eben dieses Erleben erschwert oder auch verhindert. Die Analyse zeigt, dass die Strategie des Verzichts in drei Merkmalsräumen aufzufinden ist – ausgenommen ist hier der Bereich „Bildung als zentrales Element“.

Im Bereich Partnerschaft und Familienmodell werden von den Interviewten wiederholt Situationen beschrieben, die den Einfluss von Verzichtsentscheidungen in diesem Merkmalsraum verdeutlichen. Für viele Beteiligte stellen knapp bemessene Zeiten, in denen sich Partnerschaften entwickeln müssen, eine Selbstverständlichkeit im Alltag dar. In der vorliegenden Untersuchung wurde von fast allen Beteiligten auf dieses „Erschwernis“, Partnerschaft zu leben, hingewiesen.

Der Merkmalsraum „Anforderungssituation Kind“ wird ebenfalls durch den Zeitaspekt durchdrungen. Die nichtgelebte gemeinsame Zeit mit dem Kind zählt für den überwiegenden Teil der Befragten zu den Verzichtsleistungen, die mit Gefühlen des Bedauerns in Verbindung gebracht werden. Diese eher bedrückenden Erfahrungen werden vor allem von Elternteilen geschildert, die aufgrund ihres Engagements für die wissenschaftliche Karriere über längere Zeiträume nicht mit ihrem Kind bzw. ihren Kindern zusammenleben können.

Verzichtsleistungen, die das Ausgestalten der Karriere betreffen, werden vorwiegend in Zeiten vorgenommen, in denen die Kinder aufgrund ihres Alters noch einen hohen

Betreuungsbedarf fordern. Hier zeigt die Analyse, dass drei Elternteile auf Bereiche ihrer wissenschaftlichen Sichtbarkeit verzichten, um ihren Wünschen an ein Leben mit Kind(ern) gerecht werden zu können.

Gerade die letztgenannten Beispiele verweisen auf ein enges Zusammenspiel der beiden dargestellten Handlungsstrategien. Oftmals geht mit einem zielorientierten Vorgehen die Bereitschaft einher, andere Wünsche und Interessen zu „disziplinieren“ und Verzichtleistungen zu erbringen. Ebenso wie die Strategie des Fokussierens ist diese zweite Handlungsstrategie unentbehrlich, um das Lebensprojekt „Elternschaft und wissenschaftliche Karriere“ nicht zu gefährden.

4.5.3 Strategie der Gelassenheit

Im Unterschied zu den bisher vorgestellten Strategien ist die Abgrenzung zwischen Handlungsweise und Merkmal einer Person bei der dritten Handlungsstrategie nicht eindeutig. Die Strategie der Gelassenheit kann als Hilfsmittel verstanden werden, das die Akteure unterstützt, unterschiedliche Anforderungen der verschiedenen Lebensbereiche zu bewältigen. Mit Hilfe dieser Handlungsstrategie werden Situationen vermieden, die im Allgemeinen mit „kopflosem Verhalten“ in Verbindung gebracht werden. Im positiven Fall erzeugt Gelassenheit eine gewisse Resistenz gegenüber Stress auslösenden Situationen, die sich im Alltag an vielen Stellen entwickeln können. Es sind die Momente, die ein „inneres Durcheinander“ befördern, in denen trotz vorausschauender Planung gravierende Störungen im Alltag auftreten. In den Gesprächsbeiträgen werden immer wieder Situationen geschildert, in denen sich trotz guter Organisation für die Betroffenen „brenzlige“ Alltagsbedingungen eingestellt haben. Die Auslöser für diese Krisenzeiten sind vielfältig und betreffen alle Bereiche des Lebens. Die Strategie der Gelassenheit ermöglicht den Beteiligten einen eher distanzierten Blick auf das Geschehen, der manchmal notwendig ist, um der Melange von Anforderungen begegnen zu können.

4.6 Elterliches Selbstverständnis und intervenierende Effekte

Mit Hilfe der Kategorie „elterliches Selbstverständnis und intervenierende Effekte im Lebensentwurf Professur mit Kind(ern)“ kann eine „Haupterzählung“ entwickelt werden, die die zentralen Ergebnisse und die wichtigsten theoriebildenden Überlegungen zusammenfasst. Auch dieser Analyseschritt dient der Generalisierung und Strukturierung der gewonnenen Erkenntnisse. Im fallübergreifenden Vergleich können zwei Ebenen identifiziert werden, die den Kontext von Elternschaft bei Professorinnen und Professoren erklären. Zunächst wird ein Bezug zu Einflüssen hergestellt, die auf einer strukturellen Ebene angesiedelt sind und das Erleben von Elternschaft bei Professorinnen und Professoren begleiten. In einem zweiten Schritt werden diese Inhalte auf die persönliche Situation der Elternteile bezogen, um bedeutsame Erfahrungen und deren Bewertungen nachvollziehen zu können.

4.6.1 Strukturelle Ebene

Auf der strukturellen Ebene konnten zwei zentrale Bezugsrahmen ermittelt werden, die Einfluss auf die Ausgestaltung der Elternrolle nehmen. Es ist zum einen das berufliche Milieu, in dem sich die Eltern bewegen, und zum anderen der Einfluss von traditionell geleiteten Orientierungen, die ein Zusammenleben mit Kind(ern) prägen.

Mütter und Väter in der Wissenschaft leben in einem beruflichen Kontext, der das Elternsein zunächst nicht vorsieht. Der Lebensentwurf „Professur mit Kind(ern)“ widerspricht einem traditionell orientierten Wissenschaftsbild, das Elternschaft ausschließt. Die Tatsache, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Kontext Hochschule nicht als Eltern „gedacht“ werden, zeigt bezogen auf die Ausgestaltung der Elternrolle sowohl positive als auch negative Auswirkungen. Zum einen müssen Elternteile trotz umsichtiger Planung damit rechnen, auf Kritik zu stoßen, wenn ihr Engagement für das Kind zu deutlich im Kontext Hochschule sichtbar wird. Dieser Zusammenhang wurde ausschließlich von Müttern thematisiert, indem mehrfach Situationen geschildert wurden, die negative Reaktionen auf das mütterliche Engagement zur Folge hatten (vgl. Kap. 4.2.4). Zum anderen nutzen Professorinnen und Professoren das „Nichtvorhandensein“ ihres Elternstatus, indem sie

eigene Regeln aufstellen, um für ihre Kinder neben der zeitintensiven und anspruchsvollen Tätigkeit in der Wissenschaft zur Verfügung stehen zu können. Für die Eltern ist es von Vorteil, dass niemand fragt, wann, wie und wo die wissenschaftlichen Ergebnisse erarbeitet werden. Es scheint, dass die Elternteile einer Personengruppe zugeordnet werden können, die durch ihre Position eine gewisse Immunität im Sinne eines Persönlichkeitsschutzes genießen, der ein grundsätzliches Hinterfragen der getroffenen Tagesorganisation ausschließt. Insgesamt verweisen die Ergebnisse auf außerordentlich differente Erfahrungen, die das Elternsein im Kontext Hochschule begleiten.

Auch der zweite Bezugsrahmen, der sich an die traditionelle Orientierung im Familienkontext richtet, beinhaltet zumindest aus Frauensicht Widersprüche in dem eingeschlagenen Lebensentwurf. Es konnte gezeigt werden, dass der überwiegende Teil der Untersuchungsgruppe in Arrangements lebt, in denen die Mütter die Hauptverantwortung für die Alltagsorganisation der Kinder übernehmen. Gleichzeitig gehen die Mütter einer zeitintensiven und anspruchsvollen Erwerbstätigkeit nach und widersprechen einem traditionellen Mutterbild, das den weiblichen Lebensmittelpunkt auf die Lebenswelt des Kindes ausrichtet (vgl. Kap. 2.1.6). Auf Seiten der Väter werden geschlechtsspezifische Orientierungen besonders bei der Familiengründung deutlich. So stehen Väter auf ihrem Karriereweg bei der Geburt eines Kindes unter erhöhtem Druck, möglichst schnell ihre wissenschaftlichen Statuspassagen zu erreichen, damit durch die Übernahme einer Professur die wirtschaftliche Sicherheit für die Familie hergestellt werden kann. Professorinnen und Professoren bewegen sich in einem vergleichbaren beruflichen Umfeld, dennoch werden bei der Gestaltung von Elternschaft Unterschiede zwischen den Geschlechtern deutlich, die auf ein Festhalten an traditionell orientierten Überzeugen verweisen.

4.6.2 Persönliche Ebene

Auf den ersten Blick vollzieht sich Elternschaft bei Professorinnen und Professoren ohne große Hindernisse und verläuft in der persönlichen Einschätzung gleichsam wie die berufliche Entwicklung stetig bergauf. Gerade die Inhalte, die sich aus der „Arbeit mit der Lebenskurve“ über Entwicklungsprozesse des Kindes bzw. der Kinder ergeben haben, stützen diesen Eindruck. Die detaillierte Analyse verweist neben den durchaus positiv

bewerteten Verläufen hierbei eindrücklich auf Belastungen, die diesen Lebensentwurf begleiten. Als besonders fragil erweisen sich in diesem Lebensarrangement vor allem die Partnerschaftsbeziehungen. Darüber hinaus werden von den Müttern wiederholt bedeutsame Erfahrungen geschildert, die die physische und psychische Belastbarkeit der Mütter auf eine harte Probe stellen.

Im Unterschied zu den insgesamt positiven Einschätzungen bezogen auf das Lebensmodell „Professur mit Kind(ern)“ werden die Partnerschaften von knapp der Hälfte der Befragten als störanfällig beschrieben (vgl. Kap. 4.1). Sowohl aus Frauen- als auch aus Männersicht scheint ein als unzureichend erlebtes Verständnis des Partners bzw. der Partnerin für die Lebenslage der Betroffenen ausschlaggebend für ungute Entwicklungen in der Partnerschaft zu sein und geht als „fehlende Unterstützung“ im Erleben der Elternteile ein. Darüber hinaus befördert die permanente Zeitknappheit, in der sich die Paarbeziehungen entwickeln müssen, das Gefühl von Unzufriedenheit mit diesem Teil des Familienlebens. Um als Wissenschaftlerin bzw. Wissenschaftler bestehen zu können, sind sowohl Mütter als auch Väter auf die Unterstützung der Partner bzw. Partnerinnen angewiesen, die im besten Fall über ein Wissen und Verständnis für besondere Abläufe und Anforderungen im wissenschaftlichen Berufsfeld verfügen. Neben einer stringent pragmatischen Sicht, die das „Hoffen auf bessere Zeiten“ für die Partnerbeziehung einschließt, befördert die Anerkennung und Wertschätzung für die geleistete Familienarbeit ein positives Beziehungserleben.

Ebenso wie das Partnerschaftserleben von subjektiv unterschiedlichen Einstellungen geprägt ist, zeigen sich auch in der Zufriedenheit mit dem Elterndasein individuelle Unterschiede. Es sind überwiegend die Mütter, die neben der Freude, die sie durch ein Leben mit Kind(ern) empfinden, auch Belastungen erleben, die das allgemeine Wohlbefinden zumindest zeitweise erheblich einschränken (vgl. Kap. 4.4.4). Hierbei rücken vor allem die betreuungsintensiven Zeiten des Baby- und Kleinkindalters in den Focus, die für die Mütter oftmals mit großen Problemen verbunden sind. Die Lebensentscheidung für ein Leben mit Kind(ern) wird hierbei nicht grundsätzlich in Frage gestellt, vielmehr erweisen sich

- das traditionelle Bild von Wissenschaft, das Elternsein nicht berücksichtigt,

- eine unzureichende Entlastung in der Familienarbeit,
- die mangelnde emotionale Unterstützung des Partners,
- ausbleibende Zeiten der Regeneration und
- die Übernahme der Hauptverantwortung sowohl für die Kinderversorgung als auch für die wirtschaftliche Sicherung der Familie

als maßgebliche Faktoren, die ein Erleben von Stress und Überforderung begünstigen. Auch für Väter gelten diese Auswirkungen auf das Wohlbefinden, allerdings nur mit Einschränkungen, da die bekannten Einflüsse von traditionellem Rollenverhalten eine andere Gewichtung familialer Verantwortung mit sich bringen.

Unabhängig von den Konstellationen in denen der Lebensentwurf „Professur mit Kind“ gelebt wird, fühlen sich die Elternteile für die Gestaltung der kindlichen Lebenswelt verantwortlich und zeigen ein hohes Engagement im Einrichten von entwicklungsfördernden Umwelten. Das Zusammenleben mit Kind(ern) wird ebenso wie die wissenschaftliche Karriere als Bereicherung der persönlichen Lebenswelt verstanden.

4.6.3 Zusammenfassung

Einflüsse auf die Ausgestaltung der Elternrolle können

- durch Normierungen, die den wissenschaftlichen Karriereweg und das Leben an Hochschulen betreffen,
- durch Wirkweisen, die sich aus traditionellen geschlechtsspezifischen Zuweisungen ergeben und
- durch individuelle Arrangements, die günstige oder auch weniger günstige Voraussetzungen für diesen Lebensentwurf bereit stellen

sowohl auf der strukturellen als auch auf der persönlichen Ebene angesiedelt werden. Die zur Verfügung stehenden Kräfte und Kompetenzen werden so verteilt, dass sowohl ein Leben in der Wissenschaft als auch ein Leben als Mutter bzw. Vater möglich wird und insgesamt zu einer positiven Einschätzung dieses Lebensmodells führt.

5. Fazit

Die Erfahrungen, die das Leben als Elternteil in dem Lebensentwurf „Professur mit Kind(ern)“ prägen, standen im Zentrum der Untersuchung. Das Interesse mehr Wissen und Transparenz über diesen Teil der Lebenswelt von Professorinnen und Professoren zu erhalten, kann als sehr hoch eingeschätzt werden. Dies zeigt sich nicht nur in der hohen Bereitschaft der an diesem Forschungsprojekt beteiligten Mütter und Väter, über ihre Erfahrungen Auskunft zu geben. Dass ein Bedürfnis besteht, Bedingungen des Elterndaseins von Professorinnen und Professoren zu diskutieren, wird auch an Veröffentlichungen (BILLER-ANDORNO/JAKOVLJEVIC/LANDEFESTER/LEE-KIRSCH 2005, REUTER/VEDDER/LIEBIG 2008, PIECHULLA 2011) in Form von Erfahrungsberichten deutlich, die Einblick in das Leben als Mutter und Vater im Hochschulwesen geben und den Analyseprozess dieser Arbeit befruchtet haben.

Im folgenden Abschnitt werden zentrale Ergebnisse der Studie zum Erleben von Elternschaft bei Professorinnen und Professoren diskutiert, um daran anknüpfend weiterführende Fragestellungen anzuregen, die sich auf Grundlage der neuen Befunde ergeben.

Ausgehend von den theoretischen Überlegungen wurden forschungsleitende Fragestellungen entwickelt (vgl. Kap. 2.), die als thematische Bezugspunkte die Ausgangslage für die empirische Untersuchung darstellten. Die empirische Untersuchung wurde mit qualitativen Erhebungs- und Auswertungsmethoden durchgeführt (vgl. Kap. 3). Die Analyse des Datenmaterials ermöglichte eine Darstellung von relevanten Bezugspunkten, die das Elternsein von Professorinnen und Professoren rahmen. Auf Grundlage dieser ermittelten Relevanzsysteme wurden die aus Elternsicht maßgeblichen Einflussgrößen auf die Elternrolle qualitativ analysiert und ausführlich geschildert (vgl. Kap. 4).

Der reibungslose Ablauf des Alltags, indem die Versorgung des Kindes bzw. der Kinder gesichert ist, kann als zentrale Grundvoraussetzung für das Gelingen von wissenschaftlicher Karriere mit Kind(ern) verstanden werden. Auch Hochschulen haben erkannt, dass ein umfangreiches Betreuungsangebot die Situation für Elternteile, die dem Wissenschaftsbetrieb angehören, erheblich entschärfen kann. Mit Unterstützungsangeboten

für Eltern, die unter dem Schlagwort „familiengerechte Hochschule“ zusammengefasst werden, versuchen Hochschulen mittlerweile auf die Bedürfnisse dieser Personengruppe einzugehen. Diese familienfreundlichen Maßnahmen können nur unterstützt werden, da sie ein Verständnis für missliche Situationen vermuten lassen, in die Eltern geraten können, wenn das Kind plötzlich ohne Betreuung da steht. Demgegenüber zeigen die Befunde der vorliegenden Studie, dass der überwiegende Teil der Interviewten bei der Betreuung der Kinder private Lösungen favorisieren, in denen der Partner bzw. die Partnerin oder andere vertrauenswürdige Personen die Versorgung in Abwesenheit der Elternteile übernehmen. Lediglich die Gruppe der Alleinerziehenden nutzt Angebote der öffentlichen Betreuung und zeigt sich mit diesem Arrangement durchaus zufrieden. Neben dem Gefühl das Kind nicht in „fremde Hände“ geben zu müssen, begünstigen Einstellungen der Interviewten, die dem elterlichen Handeln eine höhere Kompetenz beim Einrichten eines entwicklungsfördernden Umfeldes zusprechen, eine kritische Haltung gegenüber institutionellen Betreuungsarrangements. Dass Professorinnen und Professoren gerade der kindlichen Lern- und Entwicklungsumwelt eine hohe Bedeutung zuweisen, ist ein weiteres wichtiges Ergebnis der Studie.

Belastende Momente im Elterndasein werden weniger dem eigenen beruflichen Engagement zugeschrieben. Diese Sichtweise erklärt möglicherweise auch, dass Zumutungen, die der Lebensentwurf „Professur mit Kind(ern)“ für die Kinder beinhalten kann, kaum thematisiert wurden und somit nicht in die Analyse einfließen konnten. „Störungen“ werden vor allem in konfliktreichen Partnerschaftsbeziehungen und in betreuungsintensiven Zeiten des Kindes bzw. der Kinder wahrgenommen. Gerade die ersten betreuungsreichen Lebensjahre mit Kind(ern) stellen einen sensiblen Zeitraum dar, in denen vor allem die Mütter immer wieder an Grenzen ihrer Belastbarkeit geführt werden. Diese Schwierigkeiten stellen ein höchst alarmierendes Ergebnis dar, das weiterführende Untersuchungen erfordert. Bisher fehlen verlässliche Informationen, die Aufschluss über Bewältigungsmöglichkeiten und Auskunft über möglichst günstige Rahmenbedingungen geben, damit dieser Lebensabschnitt für Mütter in der Wissenschaft entschärft werden kann.

Auf Seiten der Väter können besondere Belastungen, die bestimmte Lebensalter des Kindes betreffen, nicht nachvollzogen werden. Für Väter scheint ein Leben mit Kind(ern) den wissenschaftlichen Karriereweg weniger zu berühren. Aber auch Professoren treffen

Entscheidungen, die als „Einbußen“ auf dem Karriereweg verstanden werden können, um ihre Vaterrolle zufriedener leben zu können.

Die Vielfalt der Familienformen, in denen familiales Leben von Professorinnen und Professoren statt findet, wurde bestätigt und stellt kein überraschendes Ergebnis der Untersuchung dar. Gleichwohl zeigte die Analyse, dass ein nicht unerheblicher Teil der Professorinnen – unabhängig von dem gewählten Familienmodell - für die wirtschaftliche Sicherheit der Familie aufkommt. Leben Frauen in familialen Arrangements, die ihnen gleichzeitig die Hauptverantwortung für die kindliche Lebenswelt und die wirtschaftliche Existenzsicherung zuweisen, kann vermutet werden, dass sich diese Belastung in einem erhöhten Risiko für Erschöpfungs- und Stresserleben abbildet. Auch hier könnten weiterführende Untersuchungen dazu beitragen mehr über Besonderheiten dieser Lebenslagen in Erfahrung zu bringen.

Der Lebensentwurf Elternschaft und Professur verweist auf Widersprüche, die von den Akteuren ausgehalten werden müssen und die gleichzeitig das Lebensprojekt mit tragen. Es ist eine Entscheidung für ein Leben, das im Sinne SCHMIDT's durch extrem differente Positionen der Lebenskunst gekennzeichnet ist: „Lebenskunst als Anpassung an Norm und Konvention, Lebenskunst als Widerstand gegen Norm und Konvention“ (ebd.: 23/24). Das Ausblenden privater Lebenswelten im Kontext Hochschule, indem Professorinnen und Professoren in ihrem Elterndasein nicht wahrgenommen werden, kennzeichnet die Situation für Mütter und Väter und trägt sicherlich nicht dazu bei, dass ein Selbstvertrauen entwickelt werden kann, auch in der Wissenschaft als Elternteil bestehen zu können.

6. Literatur

- Ainsworth, M.D.S. (1974): Feinfühligkeit gegenüber den Mitteilungen des Babys. In :
Grossmann, K.E. / Grossmann, K. (Hrsg.) (2009): Bindung und menschliche
Entwicklung. Klett-Cotta, Stuttgart
- Arnold, K.-H./Bos, W./Richert, P./Stubbe, T.C. (2007): Schullaufbahnpräferenzen am Ende
der vierten Klassenstufe. In: Bos, W./Hornberg, S./Arnold, K.-H./Faust, G./
Fried, L./Lankes, E.-M./Schwippert, K./Valtin, R. (Hrsg.): IGLU 2006.
Lesekompetenz von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen
Vergleich. Waxmann, Münster (271-298)
- Badinter, E. (2. Aufl. 1985): Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17.
Jahrhundert bis heute. Deutscher Taschenbuch Verlag, München
- Balloff, R. (2007): Die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes. Vortrag.
[http://papa-lauf.demedial.de/Dr\\$Balloff\\$20Vortrag\\$wichtigkeit\\$20Va4ter.pdf](http://papa-lauf.demedial.de/Dr$Balloff$20Vortrag$wichtigkeit$20Va4ter.pdf)
(13.09.2009)
- Baumert, J./Maaz, K. (2010): Ziel und Anliegen der Studie. In: BMBF: Der Übergang von
der Grundschule in die weiterführende Schule. Leistungsgerechtigkeit und
regionale, soziale und ethnisch-kulturelle Disparitäten. Bildungsforschung
Band 34. Referat für Bildungsforschung, Bonn, Berlin (23-26)
- Baumrind, D. (1971): Current patterns of parental authority. In: *Developmental Psychology*,
4. (1-101)
- Beaufays, S. (2004): Wissenschaftler und ihre alltägliche Praxis: Ein Einblick in die
Geschlechterordnung des wissenschaftlichen Feldes. *Forum Qualitative
Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 5(2), Art. 10,
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0402109>

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- Beck, U. / Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.) (1994): Riskante Freiheiten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- Beck-Gernsheim, E. (2. Aufl., 2000): Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen. Beck, München
- Beck-Gernsheim, E. (2006): Die Kinderfrage heute. Über Frauenleben, Kinderwunsch und Geburtenrückgang. Verlag C.H. Beck oHG, München
- Behnke, C./ Meuser, M. : Vereinbarkeitsmanagement. Zuständigkeiten und Karrierechancen bei Doppelkarrierepaaren. In: Solga, H./ Wimbauer, C. (Hrsg.) (2005): „Wenn zwei das Gleiche tun...“. Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples. Verlag Barbara Budrich, Opladen (123-139)
- Bertram, H. (2008): UNICEF-Bericht zur Lage der Kinder in Deutschland. C.H.Beck, München
- Bien, W./Hartl, A./Teubner, M. (Hrsg.) (2002): Stieffamilien in Deutschland. Familiensurvey, Band 10. Leske & Budrich, Opladen
- Biller-Andorno, N./Jakovljevic, A.-K./Landfester, K./Lee-Kirsch, M. (Hrsg.) (2005): Karriere und Kind – Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen. Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main
- Bodemann, G. (2002): Die Bedeutung von Stress für die Familienentwicklung. In: Rollett, B., Werneck H. (Hrsg.): Klinische Entwicklungspsychologie der Familie. Hogrefe-Verlag, Göttingen, Bern, Toronto, Seattle (243-265)
- Bos, W./Schwippe, K./Stubbe, T.C. (2007): Die Kopplung von sozialer Herkunft und

Schülerleistung im internationalen Vergleich. In: Bos, W./Hornberg, S./Arnold, K.-H./Faust, G./Fried, L./Lankes, E.-M./Schwippert, K./Valtin, R. (Hrsg.): IGLU 2006. Lesekompetenz von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich. Waxmann, Münster (225-248)

Bourdieu, P. (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

Bowlby, J. (2008): Bindung als sichere Basis. Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie. Reinhardt, München

Brisch, K.H. (2009): Bindungsstörungen und Trauma. Grundlagen für eine gesunde Bindungsentwicklung. In: Brisch, K.H. / Hellbrügge, T. (Hrsg.) (3. Aufl.): Bindung und Trauma. Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern. Klett-Cotta, Stuttgart (105-135)

Brisch, K.H. (2003): Grundlagen der Bindungstheorie und aktuelle Ergebnisse der Bindungsforschung. In: Finger-Trescher, U. / Krebs, H. (Hg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Psychosozial-Verlag, Gießen (51-69)

Brüderl, J./ Klein, T. (2002): Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen im Kohortenvergleich. Eine empirische Untersuchung für Westdeutschland mit dem Familiensurvey 2000. http://www.sowi.uni-mannheim.de/lehrstuehle/lessm/papers/Pluralisierung_BrKl.pdf (21.06.2009)

Brüderl, J./ Klein, T. (2003): Gibt es eine „Pluralisierung“ der Lebensformen? In: „Partnerschaft und Familiengründung“. Die Hauptresultate des ersten Ergebnisbandes des Familiensurvey III. [http://www.bmfsfj.de/Redaktion/BMSFSFJ/Abteilung 2/Pdf-Anlagen/partnerschaft-und-familiengruendung, property=pdf.pdf](http://www.bmfsfj.de/Redaktion/BMSFSFJ/Abteilung%20Pdf-Anlagen/partnerschaft-und-familiengruendung_property=pdf.pdf) (20.06.2009)

- Brüderl, L. in: Brüderl, L. / Paetzold, B. (Hrsg.) (1992): Frauenleben zwischen Beruf und Familie. Psychosoziale Konsequenzen für Persönlichkeit und Gesundheit. Juventa Verlag, Weinheim und München
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2010): Der Übergang von der Grundschule in die weiterführende Schule. Leistungsgerechtigkeit und regionale, soziale und ethnisch-kulturelle Disparitäten. Bildungsforschung Band 34. Referat für Bildungsforschung, Bonn, Berlin
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2008): Wege zur Gleichstellung heute und morgen, <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/> Redaktion BMFSFJ/ Broschürenstelle (16.10.2008)
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2006): Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit – Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2003): Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Erstellt im Auftrag des BMFSFJ in Zusammenarbeit mit dem statistischen Bundesamt
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (2005): Kinderwunsch und Familiengründung bei Frauen und Männern mit Hochschulabschluss, Ergebnisse einer Repräsentativbefragung im Auftrag der BZgA, Abt. Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung, Köln
- Cierpka, M.(Hrsg.) (2.Aufl., 2003): Handbuch der Familiendiagnostik. SpringerVerlag, Berlin, Heidelberg
- Clement, U./Clement, Ute (2001): Doppelkarrieren in: Familiendynamik. Zeitschrift für systemorientierte Praxis und Forschung. 26. Jahrgang, Heft 1

- Corbin, J. in: Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (Hrsg.) (2003): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Leske + Budrich, Opladen (70-75)
- Cowan, C./Cowan, P. (1994): Wenn Partner Eltern werden. Der große Umbruch im Leben des Paares, R.Piper GmbH&Co.KG, München
- Dierks, M. (2005): Karriere! – Kinder, Küche? Zur Reproduktionsarbeit in Familien mit qualifizierten berufsorientierten Müttern. Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden
- Dillitzer, S. (2006): Zwischen Beruf und Familie: Der Einfluss von Belastungsfaktoren und Ressourcen auf die Zufriedenheit. Europäische Doppelverdienerpaare im Vergleich, Tectum Verlag, Marburg
- Dornes, M. in: Honneth, A. (Hg.) (2002): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main. (159-194)
- Dornes, M. (5. Aufl., 2007): Die emotionale Welt des Kindes. S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
- Dornes, M. (1998): Mütterliche Berufstätigkeit als Risikofaktor? Frühe Kindheit 3/98. http://www.liga-kind.de/fruehe/398_dorn.php (02.09.2008)
- Drinck, B. (2005): Vatertheorien. Geschichte und Perspektiven. Barbara Budrich, Opladen
- Dümmler, K./ Wirth H. (2004): Zunehmende Tendenz zu späteren Geburten und Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen. ISI 32, Ausgabe 32, ZUMA Publikation <http://www.gesis.org/Publikationen>
- Ebner, S. (2008): Trotzdem erfolgreich? in: Kinderleben – Individuelle Entwicklungen

in sozialen Kontexten, Christian Alt (Hrsg.). VS Verlag für
Sozialwissenschaften, Wiesbaden

Ecarius, J. in: Behnken, I./Zinnecker, J. (Hrsg.) (2001): Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte.
Ein Handbuch. Kallmeyersche Verlagsbuchhandlung, Seelze-Velber (774-
787)

Egle, U.T. in: Schulte-Markwort, M. / Resch, F. (2004): Trauma – Stress – Konflikt.
Langeooger Texte zur Psychotherapie im Kindes- und Jugendalter. Band 2.
Schattauer, Stuttgart (32-43)

El-Giamal, M. (1999): Wenn ein Paar zur Familie wird. Alltag, Belastungen und
Belastungsbewältigung beim ersten Kind. Huber, Bern

Engfer, A. in: Schneewind, K.A. (Hrsg.) (2000): Familienpsychologie im Aufwind.
Hogrefe, Göttingen (64-68)

Engler, S. (2001): „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen
Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur. UVK-Verl.- Ges., Konstanz

Fachhochschule Bielefeld, Gleichstellungsbüro (Hrsg.) (2008): FH-Professorinnen gesucht!
<http://www.fh-bielefeld.de/gleichstellung/angebote> (06.05.2010)

Flick, U. (6. Aufl., 2002): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Rowohlt
Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg

Friebertshäuser, B. in: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (2003): Handbuch Qualitative
Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Juventa Verlag,
Weinheim und München (371-395)

Fthenakis, W.E. in: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.)
(2006): Facetten der Vaterschaft, Perspektiven einer innovativen Vaterschaft,

<http://www.bmfsfj/generator/RedaktionBMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/facetten-vaterschaft> (16.10.2008)

Fthenakis, W.E. in: Bayrisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen (Hrsg.) (2006): Der Bayrische Bildungs- und Erziehungsplan für Kinder in Tageseinrichtungen bis zur Einschulung. Beltz, Weinheim und Basel

Fthenakis, W.E., Kalicki, B., Peitz, G. (2002): Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familienstudie, Leske+Budrich, Opladen

Fthenakis, W.E., Minsel, B.: Entwicklung der Vaterschaft: Eine repräsentative Studie in: Henry-Huthmacher, C. (Hrsg.) (2002): Leise Revolution. Familien in Zeiten der Modernisierung. Verlag Herder Freiburg, Breisgau

Furmann, B. (5. Aufl., 2005): Es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu haben. Borgmann publishing, Dortmund

Gauda, G. (1990): Der Übergang zur Elternschaft. Eine qualitative Analyse der Entwicklung der Mutter- und Vateridentität, Verlag Peter Lang GmbH, Frankfurt am Main

Gerhard, U. / Knijn, T. / Weckwert, A. (2003): Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich. C.H. Beck, München

Gloger-Tippelt, G. / König, L. (2009): Bindung in der mittleren Kindheit. Das Geschichtenergänzungsverfahren zur Bindung. Beltz, Weinheim

Gloger-Tippelt, G. in: Rollett, B. / Werneck, H. (Hrsg.) (2002): Klinische Entwicklungspsychologie der Familie. Hogrefe-Verlag, Göttingen, Bern, Toronto, Seattle (118-141)

Gloger-Tippelt, G. in Schneewind, K.A. (Hrsg.) (2000): Familienpsychologie im Aufwind.

Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis. Hogrefe, Göttingen (49-63)

Gloger-Tippelt, G. (1985): Der Übergang zur Elternschaft: Eine entwicklungspsychologische Analyse. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und pädagogische Psychologie 1, S. 53-92, Hogrefe

Graf, J. (2002): Wenn Paare Eltern werden. Psychologie. Forschung aktuell, Band 7, Verlagsgruppe Beltz, Weinheim

Grossmann, K.E. / Grossmann, K. (Hrsg.) (2009): Bindung und menschliche Entwicklung. Klett-Cotta, Stuttgart

Hammer, V. (2002): Alleinerziehende im Gender-Diskurs – Unterschiede oder Gemeinsamkeiten bei Müttern und Vätern? In: Zeitschrift für Familienforschung, 14. Jahrg., Heft 2/2002 (194-207)

Haug-Schnabel, G. (2006): Übergänge spürbar machen in: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik, Evangelische Fachzeitung für die Arbeit mit Kindern 1/2006, Kallmeyer

Havighurst, R.J. (1972): Developmental tasks and education. New York, NY:McKay

Hays, S. (1998): Die Identität der Mütter. Zwischen Selbstlosigkeit und Eigennutz. Klett- Cotta, Stuttgart

Heinrichs, N./Bodemann, G./Hahlweg, K. (2008): Prävention bei Paaren und Familien. Hogrefe Verlag, Göttingen

Henninger, A. / Wimbauer, C./ Spura, A. (2007): Zeit ist mehr als Geld – Vereinbarkeit von Kind und Karriere bei Doppelkarriere-Paaren. Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien. 25. Jhg. 2007, Heft 3+4

- Henry-Huthmacher, C. in Henry-Huthmacher, C. / Borchard, M. (Hrsg. 2008): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in Verschiedenen Lebenswelten. Lucius & Lucius, Stuttgart
- Hertel, S./Jude, N./Naumann, J. in: Klieme, E./Artelt, C./Hartig, J./Jude, N./Köller, O./Prenzel, M./Schneider, W., Stanat, P. (Hrsg.) (2010): PISA 2009. Bilanz nach einem Jahrzehnt. Waxmann, Münster/New York/München/Berlin (255-276)
- Herzog, W., Böni, E., Guldemann, J. (1997): Partnerschaft und Elternschaft. Die Modernisierung der Familie, Haupt, Bern, Stuttgart, Wien
- Hetherington, E.M. / Kelly, J. (2003): Scheidung. Die Perspektiven der Kinder. Beltz, Weinheim, Basel, Berlin
- Hildenbrand, B.: Anselm Strauss in: Uwe Flick/Ernst von Kardoff/Ines Steinke (Hg.) (2. Aufl., 2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowolth Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg
- Hochschild, A.R. (2002): Keine Zeit – Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Leske+Budrich, Opladen
- Hofer, M. in Hofer, M./ Wild, E. / Noack, P. (2002): Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Hogrefe Verlag, Göttingen (4-27)
- Hüther, G. in Gebauer, K. / Hüther, G. (2002): Kinder suchen Orientierung. Anregungen für eine sinn-stiftende Erziehung. Walter, Düsseldorf und Zürich (20-29)
- Huinink, J. (2006): Zur Positionsbestimmung der empirischen Familiensoziologie. In: Zeitschrift für Familienforschung, 18. Jahrg., Heft 2
- Hurrelmann, K./Andresen, S. (2007): Kinder in Deutschland. 1. World Vision Kinderstudie. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main

- Jurgan, S./Gloger-Tippelt, G./Ruge, K. in Reichle B./Werneck, H. (Hrsg. 1999): Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart
- Kaufmann, F.-X. (2008): Ehe und Familie. <http://www.kas.de/wf/de/71.4467/> (Stand 13.09.2009)
- Kelle, U. /Erzberger, C.: Die Integration qualitativer und quantitativer Forschungsergebnisse. In: Kluge, S. / Kelle, U. (Hrsg.) (2001): Methodeninnovation in der Lebenslaufforschung. Juventa Verlag, Weinheim und München (89-134)
- Kelle, U./Kluge, S. (2. Aufl., 2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Qualitative Sozialforschung, Band 15. VS Verlag, Wiesbaden
- Klein, T. (1999): „Pluralisierung versus Umstrukturierung am Beispiel partnerschaftlicher Lebensformen“. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 51/Heft 3
- Kracke, B./Hofer, M. in Hofer, M./ Wild, E. / Noack, P. (2. Auflage, 2002): Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Hogrefe Verlag, Göttingen (94-123)
- Krais, B./ Beaufays, S. (2005): Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung: Verborgene Mechanismen der Macht. In: Vogel, U. (Hrsg.): Was ist weiblich – was ist männlich? Aktuelles zur Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften. Wissenschaftliche Reihe. Band 157. Kleine Verlag, Bielefeld
- Kreckel, R. (2004): Vielfalt als Stärke. Anstöße zur Hochschulpolitik und Hochschulforschung. HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung.

Lemmens Verlags- & Mediengesellschaft mbH, Bonn.

- Kreppner, K.: Sozialisation in der Familie, in: Hurrelmann, K./Ulich, M. (Hrsg.) (2000): Handbuch der Sozialisationsforschung. Studienausgabe. 6. Unveränderte Aufl., Beltz Verlag, Weinheim und Basel
- Krimmer, H./Stallmann, F./Behr, M./Zimmer, A. (2004): Karrierewege von ProfessorInnen an Hochschulen in Deutschland (WiKa Studie). Rasch Druckerei, Bramsche
- Kruse, J. in: Walper, S. / Pekrun, R. (Hrsg.) (2001): Familie und Entwicklung. Perspektiven der Familienpsychologie. Hogrefe, Göttingen (63-83)
- Kuckartz, U./Dresing, T./Rädiker, S./Stefer, C. (2007): Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
- Kühn, T. (2004): Berufsbiografie und Familiengründung. Biografiegestaltung junger Erwachsener nach Abschluss der Berufsausbildung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
- Kühn, T./Witzel, A. (2000): Der Gebrauch einer qualitativen Datenbank im Auswertungsprozess problemzentrierter Interviews. Forum: Qualitative Sozialforschung, Bd. 1, Nr. 3 (1-51)
- Lamnek, S. (3. Aufl., 1995): Qualitative Sozialforschung. Band 2. Methoden und Techniken. Beltz, Weinheim
- Lengerer, A./Klein, T. (2007): Der langfristige Wandel partnerschaftlicher Lebensformen im Spiegel des Mikrozensus. Wirtschaft und Statistik 4/2007. Statistisches Bundesamt, Wiesbaden
- Liebenwein, S. (2008): Erziehung und soziale Milieus. Elterliche Erziehungsstile in

milieuspezifischer Differenzierung. VS Verlag Wiesbaden

Liegle, L. (2010): Die Bedeutung der Familienerziehung. <https://www.familienhandbuch.de/elternschaft/familie/die-bedeutung-der-familienerziehung>

Limmer, R. (2005): Berufsmobilität und Familie in Deutschland. Zeitschrift für Familienforschung, 17. Jahrg. Heft 2/2005 (96-114)

Lind, I. (2004): Aufstieg oder Ausstieg? Karrierewege von Wissenschaftlerinnen – Ein Forschungsüberblick. cews.Beiträge, no.2, Kleine, Bielefeld

Lind, I. (2008): Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft. Auswahl erster Ergebnisse der Online Befragung. Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung / GESIS. <http://www.bawie.de>

Ludwig, I. / Schlevogt, V. / Klammer, U. / Gerhard, U. (2002): Managerinnen des Alltags. Strategien erwerbstätiger Mütter in Ost- und Westdeutschland. Forschung aus der Hans-Böckler-Stiftung. Edition sigma, Berlin

Maaz, K./Baumert, J./Trautwein, U.: Genese sozialer Ungleichheit im institutionellen Kontext der Schule: Wo entsteht und vergrößert sich soziale Ungerechtigkeit in: BMBF (2010) Der Übergang von der Grundschule in die weiterführende Schule. Leistungsgerechtigkeit und regionale, soziale und ethnisch-kulturelle Disparitäten. Bildungsforschungsband 34. Referat für Bildungsforschung, Bonn, Berlin (27-64)

Maccoby, E./Martin, J.A. in: Hetherington, E.M. (Ed.) (1983): Handbook of child psychology 4. Socialization, personality and social development

Macha, H. u. Forschungsgruppe (2000): Erfolgreiche Frauen – Wie sie wurden, was sie sind. Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

- Macha, H./Klinkhammer, M. in: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (2003): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Juventa Verlag, Weinheim und München (569-583)
- Marotzki, W. in: Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (Hrsg.) (2003): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Leske + Budrich, Opladen
- Merkle, T. / Wippermann, C. in: Henry-Huthmacher, C. / Borchard, M. (Hrsg. 2008): Eltern Unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in Verschiedenen Lebenswelten. Lucius & Lucius, Stuttgart
- Metz-Göckel, S./Möller, C./Auferkorte-Michaelis, N. (2009): Wissenschaft als Lebensform – Eltern unerwünscht? Kinderlosigkeit und Beschäftigungsverhältnisse des wissenschaftlichen Personals aller nordrhein-westfälischen Universitäten. Barbara Buderich, Opladen & Farmington Hills
- Meuser, M. in: Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (Hrsg.) (2003): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Leske + Budrich, Opladen
- Mey, G. (2000): Interpretationsspielräume erkennen und nutzen: Reflexionen zum Sinnverstehen [21 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-00/3-00review-mey-d.htm>
- Mühling, T., Rost, H., Rupp, M., Schulz, F. (2006): Kontinuität trotz Wandel. Die Bedeutung traditioneller Familienleitbilder für die Berufsverläufe von Müttern und Vätern. Juventa Verlag, Weinheim und München
- Mühling, T., Rost, H. (Hrsg. 2007): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung. Verlag Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills
- Nave-Herz, R. (2002): Familie heute, 2. Auflage, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt

- Neumann, K. in: Fthenakis, E., Textor, M. (Hrsg., 1998): Qualität von Kinderbetreuung. Konzepte, Forschungsergebnisse, internationaler Vergleich. Beltz Verlag, Weinheim und Basel (27-36)
- Nolte, P. in: Mohn, L./von der Leyen, U. (2007): Familie gewinnt. www.bertelsmannstiftung.de/.../xcms_bst_dms_21115_21116_2.pdf (48-61)
- Notz, G. (2003): Familien. Lebensformen zwischen Tradition und Utopie. AG SPAK Publikationen, Neu-Ulm
- Nüsslein-Volhard, C. (2004): Frauen in Führungspositionen in der Wissenschaft. Max-Planck-Institut für Entwicklungsbiologie. http://www.eb.tuebingen.mpg.de/papers/pop_wiss_pub/frauen_in_der_wiss.htm. Stand: 05.09.2004
- Oechsle, M./Geissler, B. (Hrsg.) (1998): Die ungleiche Gleichheit. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensführung. In: Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Leske+Budrich, Opladen
- Oerter, R./Montada L. (1987): Entwicklungspsychologie, 2. neu bearbeitete Auflage, Psychologie-Verl.-Union, München und Weinheim
- Onnen-Isemann, C./Oßwald, U. (1992): Aufstiegsbarrieren für Frauen im Universitätsbereich. Schriftenreihe Studien zu Bildung und Wissenschaft 99. Hrsg. vom Bundesminister für Bildung und Wissenschaft. Bock, Bad Honnef
- Papastefanou, C. /Hofer, M. in: Hofer, M./Wild, E./Noack, P. (2002): Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Hogrefe Verlag, Göttingen (168-191)
- Paetzold, B. (1998): „Eines ist zu wenig, beides macht zufrieden. Die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Kleine Verlag, Bielefeld

- Peitz, G. (3/2004): Mutterrolle-Vaterrolle Zündstoff für die Partnerschaft? http://liga-kind.de/fruehe/304_peitz.php (Stand 03.10.2009)
- Petermann, U./Petermann, F. in: Rollett, B./Werneck, H. (Hrsg.) (2002): Klinische Entwicklungspsychologie der Familie. Hogrefe-Verlag, Göttingen, Bern, Toronto, Seattle (46-68)
- Petzold, M. (1999): Entwicklung und Erziehung in der Familie. Entwicklungspsychologie im Überblick. Schneider-Verlag, Hohengehren
- Petzold, M. (2007): Familie heute. Sieben Typenfamilialen Zusammenlebens. http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Fachbeitrag/a_Familienforschung/s_379.html (30.04.2009)
- Peuckert, Rüdiger (7. Aufl., 2008): Familienformen im sozialen Wandel. VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden
- Pfau-Effinger, B. (2000): Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs. Leske + Budrich, Opladen
- Piechulla, B. (Hrsg.) (2011): Professorin und Mutter – wie geht das? Spektrum Verlag, Heidelberg
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2.Aufl.) (2009): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. Oldenbourg Verlag, München
- Reichle, B. in: Schneider, N., Matthias-Bleck, H. (Hrsg., 2002): Partnerschaftsentwicklung junger Eltern. Elternschaft heute – Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben, Zeitschrift für Familienforschung, Leske + Budrich, Opladen

- Reichle, B. / Gloger-Tippelt, G. (2007): Familiäre Kontexte und sozial-emotionale Entwicklung. In Kindheit und Entwicklung. Zeitschrift für Klinische Kinderpsychologie. 16. Jahrgang. Hogrefe
- Reichle, B./Montada L. (1999): Übergang zur Elternschaft und Folgen: Der Umgang mit Veränderungen macht Unterschiede. In B. Reichle / H. Werneck (Hrsg.). Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart
- Reichle, B./Werneck, H. (Hrsg.) (1999): Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses, Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart
- Reichle, B./Zahn, F. (2006): „Und sie bewegt sich doch!“ – Aufgabenverteilungen in Partnerschaften verändern sich im Lauf des Familienzyklus. In: Endepohls-Ulpe, M. / Jesse, A. (Hrsg.): Familie und Beruf – weibliche Lebensperspektiven im Wandel. Peter Lang, Frankfurt
- Rerrich, M.S. in: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.) (1994): Riskante Freiheiten. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main (201-218)
- Reuter, J./Vedder, G./Liebig, B. (Hg.) (2008): Professor mit Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlern. Campus Verlag, Frankfurt/Main
- Rickenbacher-Fromer, C. (2001): Mutterbilder und ihre ideologischen und religiösen Bezüge. Verlag Rüegger, Chur/Zürich
- Rollett, B./Werneck, H. (Hrsg) (2002): Klinische Entwicklungspsychologie der Familie. Hogrefe-Verlag, Göttingen, Bern, Toronto, Seattle
- Romer, G. (2003): Anwendungen der Bindungstheorie bei präventiven

psychotherapeutischen Interventionen im Kindes- und Jugendalter, in: Finger-Trescher, U./Krebs, H. (Hg.): Bindungsstörungen und Entwicklungschancen. Psychosozial-Verlag, Gießen (211-227)

Rost, H./Rupp, M./Schulz, F./Vaskovic, L.A. (6/2003): Bamberger-Ehepaar-Panel.
<http://www.ifb.bayern.de/publikationen/materialien.html> (03.10.2009)

Rowe, D.C. / Jacobson, K.C. in: K.A. Schneewind (Hrsg.) (2000): Familienpsychologie im Aufwind. Hogrefe-Verlag, Göttingen (32-48)

Samuelsson, I./Asplund, M. in: Fthenakis, W./Oberhuemer, Pamela (Hrsg.) (2007): Spielend lernen. Stärkung lernmethodischer Kompetenzen. Bildungsverlag Eins, Troisdorf

Sander, E. (2002): Mutterschaft in Teilfamilien in: Fthenakis, W.E. / Textor M.R. (Hrsg.): Mutterschaft, Vaterschaft. Beltz Verlag, Weinheim und Basel (S.55-70)

Sander, E. in: Rollett, B./ Werneck, H. (Hrsg., 2002): Klinische Entwicklungspsychologie der Familie. Hogrefe-Verlag, Göttingen, Bern, Toronto, Seattle (S.266-296)

Schäfer, G. (Hrsg.) (4. Aufl., 2011): Bildung beginnt mit der Geburt. Für eine Kultur des Lernens in Kindertageseinrichtungen. Cornelsen Verlag, Berlin

Scheithauer, H./Petermann, F./Niebank, K. in: Rollett, B. / Werneck, H. (Hrsg.) (2002): Klinische Entwicklungspsychologie (S.69-97)

Schier, M./Jurcyk, K. (2007): „Familie als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung. APuz 34/2007. <http://www.bpb.de/apuz/30290/familie-als-herstellungsleistungen-in-zeiten-der-entgrenzung?p=all>

Schmid, W. (2000): Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem

Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault. Suhrkamp, Frankfurt am Main

Schmid, W. (2002): Die Wiederentdeckung der Lebenskunst in der Philosophie. In: Wehrich, M. / Voß, G. (Hrsg.): tag für tag – Alltag als Problem -Lebensführung als Lösung? Neue Beiträge zur Soziologie Alltäglicher Lebensführung 2. Hampp, München und Mering

Schmidt, C.: „Am Material“: Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews
in: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (1997): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Juventa Verlag, Weinheim und München

Schmidt, R. in: Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen beim BMFSFJ (2005):
Familiale Erziehungskompetenzen. Beziehungsklima und Erziehungsleistungen in der Familie als Problem und Aufgabe. Juventa Verlag, Weinheim und München

Schmidt-Denter, U./Schmitz, H.: Familiäre Beziehungen und Strukturen sechs Jahre nach der elterlichen Trennung in: Walper, S./ Schwarz, B. (Hrsg.) (1999): Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. Juventa Verlag, Weinheim und München (73-90)

Schneewind, K. A. (2008): Sozialisation in der Familie. In: Hurrelmann, K./Grundmann, M./Walper, S.(Hrsg.) (7. Aufl.): Handbuch Sozialisationsforschung. Beltz Verlag, Weinheim und Basel (256-273)

Schneewind, K. A. (2005): „Priorität für die Familie“ durch familiäre Prävention. In: Althammer, J. (Hrsg.): Familienpolitik und soziale Sicherung. Festschrift für Heinz Lampert: „Priorität für die Familie“ durch familiäre Prävention. Springer Verlag, Berlin, Heidelberg

- Schneewind, K. A. (2002): Freiheit in Grenzen – Wege zu einer wachstumsorientierten Erziehung. In: Krüsselberg, H.-G./Reichmann, H. (Hrsg.): Zukunftsperspektive Familie und Wirtschaft: vom Wert von Familie für Wirtschaft, Staat und Gesellschaft. Vektor-Verl., Graftschaft (213-262)
- Schneewind, K.A. (Hrsg.) (2000): Familienpsychologie im Aufwind. Hogrefe, Göttingen
- Schneider, N. (2005): Mobilität und Familie. Wie Globalisierung die Menschen bewegt. Zeitschrift für Familienforschung 17/2 (90-95)
- Schneider, N. (2002): Alleinerziehen – Deprivierte Lebensform, moderner Lebensstil oder normale Familienform? Ausgewählte Ergebnisse einer bundesweiten Studie. In: Veronika Hammer (Hrsg.) Alleinerziehende – Stärken und Probleme. Impulse für eine handlungsorientierte Forschung: Lit Verlag, Münster
- Schneider, N./Krüger, D./Lasch, V./Limmer, R./Matthias-Bleck, H. (2011): Alleinerziehen – Vielfalt und Dynamik einer Lebensform. Band 199, Schriftenreihe des Bundesministeriums. Kohlhammer, Stuttgart-Berlin-Köln
- Schneider, N. / Limmer, R. / Ruckdescher, K. (2002): Berufsmobilität und Lebensform. Band 208, Schriftenreihe des Bundesministeriums. Kohlhammer, Stuttgart
- Schuch, H.W. (2002): Integrative Therapie. In: Gestalttherapie. Forum für Gestaltperspektiven. 16. Jahrg. Heft 1/2002. Deutsche Vereinigung für Gestalttherapie (100-123)
- Schulte, Jürgen (2002): Dual-career couples – Strukturuntersuchung einer Partnerschaftsform im Spiegelbild beruflicher Anforderungen. Leske+Budrich, Opladen

- Schulz, F. (2006): Häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf. Das Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP). <https://www.familienhandbuch.de/familienforschung/rollen-in-der-Familie/häusliche-arbeitsteilung-im-eheverlauf> (03.10.2009)
- Schüleln, J.A. (2002): Die Geburt der Eltern. Psychosozial-Verlag, Gießen
- Schütze, Y. (2002): Zur Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit. In: Nave-Herz, R. (Hrsg.): Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse. Band 19. Lucius&Lucius, Stuttgart (71-98)
- Schütze, Y. (2. Aufl., 1991): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“. Theorie und Praxis der Frauenforschung. Band 3. Kleine Verlag, Bielefeld
- Schwarz, B./Noack, P. (2002): Scheidung und Ein-Elternteilfamilien, in: Hofer, M./ Wild, E./ Noack, P.: Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Hogrefe Verlag, Göttingen (312-335)
- Sieverding, Monika (1990): Psychologische Barrieren in der beruflichen Entwicklung von Frauen. Das Beispiel der Medizinerinnen. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart
- Solga, H./Wimbauer, C. (2005): „Wenn zwei das Gleiche tun ...“ – Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples. Eine Einleitung. In: Solga, H./Wimbauer, C. (Hrsg.): „Wenn zwei das Gleiche tun ...“ – Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples. Barbara Budrich, Opladen (9-25)
- Spiel, C./von Eye, A./Spiel, G./Resch, G./Sampl, B. (2002): Here it works – there it doesn't. In Rollett, B. / Werneck, H. (Hrsg.): Klinische Entwicklungspsychologie der Familie. Hogrefe-Verlag, Göttingen, Bern, Toronto, Seattle (167-184)

- Statistisches Bundesamt (2011): Haushalt und Familie / Fachserie 1, Reihe 3.
<https://www.destatis.de/publikationen> (09.11.2011)
- Statistisches Bundesamt (2011): Bildungsstand der Bevölkerung.
<https://www.destatis.de/publikationen> (09.11.2011)
- Steinberg, L./Lamborn, S.D./Darling, N./Mounts, N.S./Dornbusch, S.M. (1994): Overtime changes in adjustment and competence among adolescents from authoritative, authoritarian, indulgent and neglectful families. *Child Development* 65 (754-770)
- Strauss, A./ Corbin, J. (1996): Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Psychologie Verlagsunion, Weinheim
- Strehmel, P. (1997): Wissenschaftlerin mit Kindern. In: Macha, H. / Klinkhammer, M. (Hrsg.): Die andere Wissenschaft: Stimmen der Frauen an Hochschulen. Wissenschaftliche Reihe; Bd. 99, Kleine, Bielefeld
- Strehmel, P. (1999): Karriereplanung mit Familie – Eine Studie über Wissenschaftlerinnen mit Kindern. Wissenschaftliche Reihe; Bd. 120, Kleine, Bielefeld
- Stubbe, T.C./Buddeberg, I./Hornberg, S./McElvany, N. (2007): Lesesozialisation im Elternhaus im internationalen Vergleich. In: Bos, W./Hornberg, S./Arnold, K.-H./Faust, G./Fried, L./Lankes, E.-M./Schwippert, K./Valtin, R. (Hrsg.): IGLU 2006. Lesekompetenz von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich. Waxmann, Münster (299-328)
- Teubner, M. (2004): Zur Lebenssituation von Stiefkindern und ihren Familien. [http:// liga-kind.de/fruehe/504_teubner.php](http://liga-kind.de/fruehe/504_teubner.php) (05.08.2010)
- Textor, M.R. (2009): Die Familie in Gegenwart und Zukunft. Positionen, Provokationen, Prognosen. Books on Demand, Norderstedt

- Textor, M.R. (6/2001): Mutterbilder. Das Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP). http://www.Familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_112.html (24.03.2009)
- Textor, M.R. (8/2001): Phasen des Familienzyklus mit Kindern im Haushalt. Das Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP). http://www.Familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Elternschaft/s_276.html (24.03.2009)
- Tschöpe-Scheffler, S. (Hrsg.) (2005): Konzepte der Elternbildung – eine kritische Übersicht. Verlag Barbara Budrich, Opladen
- Valtin, R. (2008): Soziale Ungleichheit in Deutschland – Zentrale Ergebnisse aus IGLU 2006 und PISA 2006. In: Wernstedt, R. / John-Ohnesorg, M. (Hrsg.): Soziale Herkunft entscheidet über Bildungserfolg. Konsequenzen aus IGLU 2006 und PISA III. Friedrich Ebert Stiftung, Berlin
- Vinken, B. (2001): Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. Piper, München
- Vogel, U./Hinz, C. (2004): Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur. Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften. Kleine Verlag, Bielefeld
- Vorwerk-Familienstudie/Vorwerk & Co.KG (Hrsg.) (2008): https://corporate.vorwerk.com/fileadmin/data/pdf/publikation/Vorwerk_familienstudie2008.pdf (23.09.2009)
- Walper, S. (2004): Worunter Scheidungskinder leiden – Familienentwicklung nach der Trennung. <http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/85922/> (03.09.2010)
- Walper, S./Wild, E. (2002): Wiederheirat und Stiefelternschaft, in: Hofer, M./ Wild, E. /

Noack, P.: Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Hogrefe Verlag, Göttingen (336-361)

Walper, S./Pekrun, R. (Hrsg.) (2001): Familie und Entwicklung. Perspektiven der Familienpsychologie. Hogrefe, Göttingen

Walper, S./ Gerhard, K. (1999): Risiken und Chancen für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien in: Walper, S. / Schwarz, B. (Hrsg.): Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. Juventa Verlag, Weinheim und München (143-170)

Walper, S./ Schwarz, B. (Hrsg.) (1999): Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. Juventa Verlag, Weinheim und München

Walther, K./ Lukoschat, H. (2008): Kinder und Karrieren: Die neuen Paare. Verlag Bertelsmann Stiftung, Gütersloh

Werneck, H. (1998): Übergang zur Vaterschaft. Auf der Suche nach den „Neuen Vätern“. Springer-Verlag, Wien

Wild, E./Hofer, M. (2002): Familien mit Schulkindern, in Hofer, M./ Wild, E. / Noack, P.: Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung. Hogrefe Verlag, Göttingen (216-240)

Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2005): Familiäre Erziehungskompetenzen. Beziehungsklima und Erziehungsleistungen in der Familie als Problem und Aufgabe. Juventa Verlag, Weinheim und München

Witzel, A. (2000): Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]. Forum Qualitative

Sozialforschung. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519>

Zimmer, A./ Krimmer, H./ Stallmann, F. (2007): Frauen an Hochschulen: Winners among Losers. Zur Feminisierung der deutschen Universitäten. Verlag Barbara Budrich, Opladen&Farmington Hills

NICHD-Studie: http://www.nichd.nih.gov/publications/pubs/upload/seccyd_051206.pdf
(23.10.2009)

SINUS-Studie: s. Merkle / Wippermann

Tabellen und Abbildungsverzeichnis

Tabelle 1: Frauenanteile Akademische Laufbahn	S. 13
Tabelle 2: Stadienspezifische Familienentwicklungsaufgaben	S. 23
Tabelle 3: Stadienspezifische Familienentwicklungsaufgaben bei „nicht normativer“ Familienkarriere	S. 25
Tabelle 4: Übersicht familialer Lebensformen	S. 49
Tabelle 5: Vor- und Nachteile des Alleinerziehens	S. 53
Abbildung 1: Abnahme der Partnerschaftsqualität	S. 34
Abbildung 2: Familienbiographische Verläufe	S. 59
Abbildung 3: Mobile Lebensformen	S. 62
Abbildung 4: Varianten familialer Lebenswelten	S. 65
Abbildung 5: Erziehungsstile in sozialen Milieus	S. 77
Abbildung 6: Überblick über Kompetenzwerte	S. 88
Abbildung 7: Übersicht forschungsleitender Fragestellungen	S. 93
Abbildung 8: Lebenskurve MACHA	S. 98
Abbildung 9: Sample	S. 100
Abbildung 10: Altersstruktur der Kinder in Lebensjahren	S. 102
Abbildung 11: Lebenskurve	S. 103
Abbildung 12: Überblick Relevanzsysteme	S. 111
Abbildung 13: Übersicht Familienarrangements	S. 114
Abbildung 14: Anzahl der Kinder	S. 133
Abbildung 15: Stand der Familienentwicklung	S.133

Anlage / Anschreiben

Lüdenscheid, den 12.02.2008

Forschungsprojekt „Wissenschaftliche Karriere und Elternschaft“

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich möchte Sie bitten, etwas Zeit zu erübrigen, um sich an einer Interviewbefragung über Ihre Erfahrungen als Elternteil und als Professorin bzw. Professor einer FH / Uni zu beteiligen. Die Interviews sollen dazu dienen, aus Ihrer Sicht die Entwicklung Ihres Kindes / Ihrer Kinder vor dem Hintergrund der eigenen hohen Berufsorientierung zu erfassen.

Das Forschungsprojekt findet im Rahmen meiner Dissertation (Zulassung Universität Dortmund/Fakultät Rehabilitationswissenschaften) statt und wird von Prof. Dr. Nitza Katz-Bernstein und Prof. Renate Schulz-Zander betreut.

Für ein Interview, das auf Band aufgenommen wird, müssen Sie ca. 1 - 1 ½ Stunden Zeit kalkulieren. Die Bestimmungen des Datenschutzes werden selbstverständlich eingehalten (Abschrift gelangt nicht an die Öffentlichkeit, Anonymisierung bei der Abschrift, etc.). Falls Sie Fragen haben oder ich Ihr Interesse an einer Mitarbeit wecken konnte, wenden Sie sich bitte an die o.g. Adresse.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Mit freundlichen Grüßen

Anlage / Leitfaden

Hauptkategorien:

- *Mutterschaft und Karriereplanung*
 - Wann haben Sie sich entschieden Mutter (Vater) zu werden?
 - Hat die Entscheidung für ein Kind / Kinder die Karriereplanung beeinflusst bzw. den Verlauf des beruflichen Werdeganges?

- *Aufbau der Eltern-Kind Beziehung*
 - welche Konzepte, Vorstellungen, Überzeugungen waren für Erziehungsstil maßgebend
 - welches Gewicht messen Sie Ihrer Rolle als Mutter (Vater) zu?

- *Entwicklung des Kindes aus Sicht der Mutter (Vaters)*
 - Gibt oder gab es Phasen in der Entwicklung, die Sie eher als unproblematisch bzw. eher als belastend erlebt haben?
 - Woran haben Sie gemerkt bzw. merken Sie, dass es ihrem Kind gut geht oder aber es Hilfen benötigt?

- *Partnerschaft und andere wichtige Bezugspersonen*
 - Wie haben Sie und Ihr Partner (Partnerin) die Versorgung der Kinder aufgeteilt?
 - Welche anderen Personen haben Sie bei Problemen unterstützt?

- *Resümee und Zukunftsaussichten*
 - Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen ihrem beruflichen Engagement und der Entwicklung Ihres Kindes?
 - Was hat Ihnen in schwierigen Zeiten geholfen, was hätten Sie sich an Unterstützung gewünscht?